Schiller's Jugendjahre.

F. Schiller.

Schiller's Jugendjahre

von

Eduard Boas.

Herausgegeben

von

Wendelin von Maltzahn.

Erſter Band.

Mit dem Bildniſſe Schiller's nach einer Originalſilhouette.

Hannover.
Carl Rümpler.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schrift und Druck von Fr. Culemann in Hannover.

Vorrede.

Die von dem Herausgeber dargebotene Jugendgeschichte Schiller's, ist das nach jahrelangen Studien, mit beharrlichem Eifer, ausgeführte Werk seines verstorbenen Freundes Eduard Boas (geboren den 18. Januar 1813, zu Landsberg an der Warthe), der in der Blüthe seines Lebens (er starb am 29. Juni 1853 daselbst), mitten in der vollen Kraft des Schaffens, der irdischen Laufbahn entrissen wurde; und wir werden gewiß beklagen, daß uns von seinem schönen Unternehmen: ein vollständiges Lebensbild Schiller's, zu entwerfen, nur die hier mitgetheilten Jugendjahre hinterlassen sind; da die bereits bekannten Forschungen des Verfassers, aus dem Gebiete der Literaturgeschichte, uns berechtigten — vorzüglich seine letzte: Schiller und Goethe im Xenienkampf. (Stuttgart und Tübingen) 1851,

ein Werk, welches seiner Natur nach allerdings Berichtigungen erleiden, aber in seiner Gesammtheit nicht wohl übertroffen werden kann — eine ausgezeichnete und umfassende Darstellung zu empfangen.

Während der Herausgeber die Handschrift zum Abdrucke vorbereitete und einige bibliographische Anmerkungen hinzufügte, — die er noch hätte erweitern, und durch neue Mittheilungen ergänzen können — ließ er ein Fragment aus derselben (s. Band II. S. 101—119) erscheinen, um dem Willen des Verfassers zu entsprechen; denn unter den Notizen fand sich dieser Abschnitt für die Ankündigung des Werkes bezeichnet, und erwählte der Herausgeber die Weimarischen Jahrbücher (Band II. Heft II.) hierzu.

Der dem Buche beigegebene Schattenriß — wohl

die früheſte Abbildung von Schiller's Geſichtsformen, welche uns aufbewahrt — wurde durch die große Güte der Freifrau von Gleichen-Rußwurm (Schiller's Tochter) dem Herausgeber für die Bekanntmachung überlaſſen. Die Originalſilhouette rührt aus dem Nachlaß der Schweſter des Dichters, Chriſtophine her, und die hochgeſchätzte Beſitzerin derſelben, begleitete dieſe ſchöne Reliquie durch nachfolgende Bemerkung:

„Tante Reinwald ſagte mir immer, dieſe Silhouette „ſei vortrefflich; beſonders der trotzige Mund ſehr „gelungen. Sie wandelte in ihrem Zimmer auf und ab „oft von dem Bruder erzählend, wobei ſie verſuchte einen „ſolchen Mund zu machen, um ihn mir recht deutlich zu „geben.“ —

Und hiermit überreicht der Herausgeber in innigen

Freude, aber mit Wehmuth, diese Aufzeichnungen allen Verehrern des unsterblichen Dichters. Den ehrwürdigen Eltern, der verehrten Gattin, den lieben Geschwistern, den Verwandten und den Freunden des geschiedenen Verfassers, möge dieses Denkmal, das die Freundschaft errichtet, auch eine Erinnerung an den Herausgeber sein.

Berlin, am Geburtstage Schiller's
1833.

Wendelin von Maltzahn.

Einleitung.

Wenn der Schneesturm im Norden über die kahlen Felder und Wälder zieht, dann läßt man sich am warmen Kamin gern von südlichen Küsten erzählen, wo ein ewig blauer Himmel lacht, wo die Natur ihre schwellende Lebensfülle ausgeschüttet hat. So wendet sich, während die Haine der deutschen Poesie unter schwerer Winterdecke ruhen, unser Blick freudig auf jene Tage, die uns mit dem Hochgefühl des Besitzes und mit der Hoffnung eines künftigen Gewinnes durchströmen. Wir haben es der kargen Gegenwart zu danken, daß uns manch werthvolles Gemälde aus der Vergangenheit unserer Literatur vorgelegt wurde. Besonders war Goethe der Mittelpunkt, dem man seit Jahren die sorglichste Aufmerksamkeit widmete, und wo gäbe es auch eine reichere vielgestaltigere Welt, als die achtzig Jahre dieses wunderbaren Dichterlebens. Zwar hat er uns selbst mit kühnen und frischen Farben geschildert, wie die seltene Agavenblüthe der Dichtkunst sich in ihm entfaltete, aber trotzdem waren noch genug einzelne leisere Pflanzenadern zu studiren und mikroskopisch zu betrachten. Goethe's Werke eignen sich ganz vorzüglich zum Zergliedern, zum Erläutern; hingebende Liebe und philologischer Fleiß finden beide unendliche Nahrung darin.

Wenn nun der treue Eifer dieser Goetheforschung wahrhafte Anerkennung verdient, so darf darüber jedoch das Studium Schiller's nicht zurück gesetzt werden. Beide Dichter gehören zusammen; sie haben gleiches Anrecht auf unsere Liebe, unsere Bewunderung. Dem früh geschiedenen Schiller war es nicht vergönnt, mit eigener Hand aufzuzeichnen, wie der Strahl des Genius sich in ihm gestaltete, bis er, erleuchtend und wärmend, auf dem Altar der Menschheit emporwallte. In seinen Werken sind die persönlichen Beziehungen ebenfalls nur sparsam ausgestreut; darum fällt es schwer, den geheimnißreichen Entwickelungsgang seiner Jugend zu verstehen, und uns ein klares Bild seines Lebens zu entwerfen.

Man hat uns Deutschen unsere Gründlichkeit beinahe zum Vorwurf gemacht, aber in Bezug auf Schiller's Biographie ist dieser Vorwurf gewiß unbegründet. Was uns dafür geboten wurde, erweist sich, mit wenigen Ausnahmen, als ein Gemisch von Wahrheit und Lüge, von geistreicher Combination, spitzfindigen Folgerungen und baarem Unsinn. Um sich klar zu machen, wie dies möglich geworden, muß man, rückwärts gekehrt, die allmälige Entstehung jener Biographien beobachten.

Als der Schmerz über Schiller's raschen Tod so plötzlich, so unerwartet durch Deutschland zog, da wünschte man überall etwas Ausführliches von seinem Leben und Weben zu erfahren. Gewinnsüchtige Klageweiber sammelten sich auch alsbald um das frische Grab und wußten ihre Buchmacherei in das Gewand trauernder Freundschaft einzuhüllen. So entstanden die ersten Verfälschungen. Im Berliner Freimüthigen 1805, Nr. 107, ließ „— r" aus Leipzig nekrologische Notizen über Schiller abdrucken,

worin es heißt: „Ein Tyrannenlied in Schubart's Chronik entschied sein Schicksal. Von dem ängstlichen Chronikenschreiber verrathen, verließ er sein Vaterland und seine Bestimmung als Regimentsarzt. Hier tritt auch seine Verbindung mit dem Dichter Ständlin zur Herausgabe der Anthologie ein u. s. w.“ — Vom Verfasser dieses Aufsatzes, Professor J. G. Gruber, erschien bald darauf ein besonderes Büchlein:

Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie u. s. w. Leipzig 1805.

Gruber gab sich das Ansehn, als wären die Briefe, aus denen seine Schrift zusammengesetzt ist, anfangs nicht für das größere Publicum bestimmt gewesen, auch behauptete er, alles Mitgetheilte aus Schiller's eigenem Munde oder durch dessen Freunde erfahren zu haben. Aber das Machwerk begann gleich mit einem Kettensatz von Unwahrheiten: „Der zehnte November 1759 war der glückliche Tag, welcher Schillern der Welt schenkte. Zu Marbach im Wittenbergischen ward er geboren, wo sein Vater Lieutenant in herzoglichen Diensten war. Nachher avancirte er bis zum Major und ward Commandant auf der Solitüde. — Schiller hatte noch einen Bruder, der sich durch einige Uebersetzungen aus dem Englischen bekannt gemacht hat und, so viel ich weiß, Associé der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim ist“. — Schiller befindet sich auf der Karlsakademie, er schreibt dort seine Räuber; die Inspecteren sind grausam erzürnt darüber und beschließen, diese Schlange nicht ferner an dem mütterlichen Busen des Instituts zu nähren. Inzwischen hat der Dichter ein höchst mißfälliges Tyrannenlied in Schubart's Chronik einrücken lassen, deshalb hält

er nicht für räthlich, das Weitere abzuwarten, sondern entflieht aus der Akademie. In Mannheim findet er Unterstützung; zuerst benutzt er seine chirurgischen Kenntnisse zum Fortkommen und wird Regimentsarzt. Dann verschaffen ihm Dalberg und Klein eine Anstellung als Theaterdichter, auch giebt er, gemeinschaftlich mit Ständlin, die Anthologie heraus. Schiller sehnt sich in die Welt, er geht nach Dresden, wo er das Lied an die Freude dichtet, wo er die Geschichte des Abfalls der Niederlande schreibt" u. s. w. u. s. w.

Gegen dies tolle Gewäsch trat sogleich, im 66. Stück der Tübinger gelehrten Anzeigen, vom 19. August 1805, ein wohlunterrichteter Kritiker auf, und zwar muthmaßlich Professor Conz, Schiller's Jugendfreund. Er entkleidete die Schrift ihrer angeschminkten Unmittelbarkeit und sagte: „Da sie durch die falschen Nachrichten, welche sie enthält, nachtheilig wirken könnte, so ist es Pflicht, je eher, je lauter vor ihr zu warnen. Traue man dem sanft auftretenden, empfindsamen Tone, womit der Leser im Anfange kirre gemacht werden soll, nur ja nicht! Das Ganze ist eine leere, fade, größtentheils erlogene Schrift, die ein Unwissender, oder — sollen wir es rund heraus sagen — ein hungriger, allzeitfertiger Scribent zusammengestoppelt hat".

Dagegen meinte der Verfasser eines ähnlichen Machwerks: Gruber verdiene allen Dank des Publicums für seine Arbeit, nur müsse hin und wieder Einiges berichtigt werden, zum Beispiel: „Goethe empfing Schillern bei seiner Ankunft in Weimar nicht mit herablassender Huld, sondern mit Herzlichkeit und Biedersinn. Denn Goethe war schon längst Schiller's Freund, als dieser in Weimar

aufkam. Das feste Band derselben war schon zu der Zeit geknüpft, als Goethe mit dem Herzoge von Weimar auf Reisen sich befand, schon zu der Zeit, als er mit der Herzogin Amalia nach Italien reis'te". — Diese trefflichen Bemerkungen stehen in dem Büchlein:

Schiller, oder Scenen und Characterzüge aus seinem spätern Leben. Stendal 1805.

K. W. **Oemler**, der anonyme Verfasser, sagt im Vorbericht: „Weiter habe ich nichts zu erinnern, und nur noch das hinzuzufügen, daß ich seit dem Jahre 1794 öfterer um Schillern war, daß ich das Glück hatte, seinen Umgang und sein Zutrauen zu genießen (das letztere werde ich gewiß nie mißbrauchen!) und mit ihm eine geraume Zeit an Einem und demselben Orte lebte und wirkte. Nur noch das bitte ich nicht zu übersehen, daß ich lediglich von Schiller's späterem Leben rede, und nur Bruchstücke liefere". — Hier finden wir nun einen vollendeten literarischen Schwindler, der die elendesten Floskeln und Phrasen aus seinem eignen armseligen Gehirn zusammenrafft, um sie unserm Dichter in den Mund zu legen.

Ueber die Entstehung der Xenien behauptet er ganz genau unterrichtet zu sein, und citirt die widersinnigsten Dinge, welche Schiller in Bezug darauf geäußert haben soll. Endlich will er aber doch das wahre Geheimniß nicht verrathen, weil er sonst das Zutrauen des großen Mannes mißbrauchen und Andere kompromittiren würde. „Nur so viel, daß Schiller nicht der alleinige Verfasser der Xenien war, an ihrer Verfertigung den wenigsten Antheil hatte, und ihm diese Dichtung nicht eingefallen wäre, hätten nicht gewisse große und bekannte Männer den Stoff dazu hergegeben. Die meisten der Xenien entstanden in

einem gewiſſen freundſchaftlichen Cirkel, viele aus dem Stegreif, und wurden von einem jungen Gelehrten, der ſie bei dieſer Gelegenheit im Gedächtniß behalten oder niedergeſchrieben hatte, wieder producirt". — Bei Gelegenheit der Horen ſoll Schiller geſagt haben: „Das ſind Werke für den ſpekulativen Buchhändler. Das iſt Brodſtudium! Man muß die Abgänge des Geiſtes ſammeln, wie die ökonomiſche Hausfrau den Kaffeſatz". — Bei der Nachricht von Klopſtock's Hinſcheiden, ſoll Schiller, der überhaupt nicht ſingen konnte, mit ſeiner kranken Bruſt Mitternachts am offenen Fenſter, eine Ode geſungen haben. — Ueber Klinger, welcher bekanntlich erſt 1831 ſtarb, wird dem Dichter die komiſche Aeußerung untergeſchoben: „Das war ein Mann, der viel genützt haben würde, hätte ihn nicht der Tod übereilt."

Zwar reklamirte man unverzüglich von Weimar aus gegen dieſe literariſche Schmarotzerpflanze im Freimüthigen 1805, Nr. 164, und daſſelbe Blatt lieferte in Nr. 168, unter der Rubrik „Nicht-Literatur", eine Abfertigung der Oemler'ſchen Sudelei. Dort heißt es: „Wie malt ſich die Welt im Auge eines Inſektes? Welche Vorſtellungen von ihr entſtehen im Hirn einer Fliege? Die Löſung dieſer Frage könnte uns viel lehren, nicht über die Natur der Welt, doch über die — der Fliege. Leider werden wir ſie nie erhalten. Zu welcher platten Frage aber in einem ſehr mittelmäßigen Kopfe das Weſen, der Charakter, die Empfindungsart eines großen Mannes verzerrt werden, kann man aus dieſem Buche lernen. Schiller müßte ein ſehr langweiliger Menſch geweſen ſein, ſähe ihm auch nur die Hälfte von dem ähnlich, was hier von ihm erzählt und erdichtet wird. Ein großer Theil des

Buches besteht aus offenbaren Unwahrheiten.“ u. s. w. — Auch in Falk's „Elysium und Tartarus 1806, Nr. 28“, wurde das Lügengewebe dieser Schrift aufgedeckt und der Verfasser nach Verdienst gezüchtigt.

Um solche Urtheile kümmerte sich übrigens der elende Autor wenig. Einstweilen hatte er seinen Zweck erreicht, denn die Zeitung für die elegante Welt gab einen Auszug aus seiner Tugschrift, und — was ihm die Hauptsache war — das Publikum kaufte dieselbe. Nun ließ er denn bald ein neues Machwerk vom Stapel laufen: **Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben. Stendal 1806.**

Zwar hatte Demler zuvor selbst erklärt, den Dichter erst seit 1794 gekannt zu haben, aber nun will er plötzlich auch dessen ganzes Jugendleben, bis in die kleinsten Spezialitäten, darstellen. „Ich gab mir nämlich Mühe“, so heißt es im Vorwort, „mehrere seiner Freunde, von denen Schiller oft im spätern Leben mit so viel Enthusiasmus erzählte, kennen zu lernen, correspondirte mit ihnen, verglich den Inhalt der Correspondenz mit Schiller's Aeußerungen und einigen seiner früheren Werke, und so entstand dieses Werkchen, welches ich, eben so anspruchslos wie den ersten Theil desselben, Schiller's Verehrern und dem Publikum übergebe.“

Hierauf wendet er sich gegen die ungünstigen Recensenten seines vorangegangenen Buches, haut wüthend um sich, und betheuert, nicht um des lieben Brodes willen Schriftstellerei zu treiben. Er sei ein Verehrer „des guten biedern Schiller“, habe dessen Zutrauen, ja selbst dessen Fürsprache genossen, und man möge ihm daher glauben, daß seine Mittheilungen nur Wahrheit enthalten. Aber,

wie absurd und lügenhaft die Anekdoten aus Schiller's spätern Leben auch zusammengewürfelt waren, durch die Fortsetzung wurden sie dennoch übertroffen. Lemier gehörte zu den elendesten und frechsten Gesellen, welche jemals die Wege der deutschen Literatur unsicher machten; was der Schwamm seines Gehirn sich über Schiller ersonnen hatte, gab er mit schaamloser Miene als Biographie heraus. Allein gerade darum ist es nöthig, das Jammerwerk durchzugehen, denn der Leser muß eine Anschauung von der Quelle bekommen, aus der man fast ein halbes Jahrhundert lang Beiträge zu Schiller's Lebensschilderung schöpfte:

— „Schiller's Vater hatte in seiner Jugend Militairgeschichte emsig studirt, insonderheit die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Anfangs war er Lieutenant, dann Major und zuletzt Kommandant auf der schönen Solitüde. Schiller's Mutter hatte die Sanftheit und das Zarte, was an den Frauen so sehr gefällt, was die Herzen rascher und feuriger Männer so gern und ausdauernd an sie fesselt. Mit einer gefälligen Schönheit, einem leichten Witze und holder Munterkeit, verbarg sie ein glühendes Herz unter einer holdlächelnden Hülle. Mit liebens- und bewundernswürdiger Wärme hing sie in ihren frühern Lebensjahren dem Excentrischen und dem gaukelnden Spiele einer immer regen Phantasie an, und jeder Ausdruck ihrer Empfindungen, die kleinste Bewegung trug dieses Gepräge. Sie galt deswegen im Zirkel ihrer minder fühlenden Gespielen und Freunde als eine junge Schwärmerin*), ob

*) Schiller's Leben von G. Schwab, S. 10. — Schiller und sein väterliches Haus von Saupe, S. 72.

ſie gleich der holdeſte Frohſinn, ein nie zu ermüdender Scherz und eine ſchuldloſe Schmeichelei begleiteten. Wenn ihre jugendlichen Freunde ſich im Concert, auf Bällen und Aſſembleen verſammelten, dann ſaß das empfindſame und ſchwärmeriſche holde Mädchen oft am einſamen murmelnden Quell des nahen Wieſengrundes, und lauſchte dem Lied der Nachtigall. Sie liebte das Spiel der Harfe und der Laute leidenſchaftlich*), war Freundin der damals noch in der Wiege liegenden deutſchen Dichtkunſt, und heirathete ihren Gatten, welcher ſchon längſt der Gegenſtand ihrer unſchuldigen Liebe geweſen war, aus Neigung und herzlicher Liebe. Sie dichtete einſt ſelbſt, am erſten Tage des Jahres 1737, ihrem Gatten folgende Strophen:

O! hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Roſen nebenbei! — Dann hätt' ich Dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu dieſem neuen Jahr,
Der ſchöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne traun! daß itzt der kalte Nord regiert,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde friert!
Doch Eines friert nicht — es iſt mein liebend Herz,
Dein iſt es, theilt mit Dir die Freuden und den Schmerz."

Schwab nimmt dieſe Dichtung wörtlich auf**), und fügt hinzu: „So anſpruchslos dieſe Verſe ſind, ſo zeugen ſie doch von einer Fertigkeit im Versbau und einem Sinne für den Rhythmus, welche nicht zweifeln laſſen,

*) An beiden angeführten Orten.

**) Auch Zaupe S. 73.

daß die Anlage zur äußerlichen Form der Poesie bei Schiller ein Erbstück von der Mutter war.“ — Richtiger würde es heißen müssen: Schiller's Poesie sei ein Erbstück von A. W. Kemler gewesen.

— Der kleine Fritz mußte der Mutter oft aus Klopstock oder Opitz vorlesen; zuweilen wurde auch Hoffmannswaldau gewählt, doch diesen Dichter mochte er gar nicht mehr leiden, seitdem er in einem Sonnet desselben die Stelle gefunden hatte, worin die Geliebte „der Phantasie Klystier“ genannt wird. Wenn nun die Neujahrsgratulanten mit verstifteten Glückwünschen das Haus bestürmten, rief Schiller: „Mutter, es ist ein Hoffmannswaldau draußen!“ und wenn er wieder etwas von diesem Poeten vorlesen sollte, sagte er schalkhaft: „Ach, ich mag kein Klystier!“ *)

— Ein alter Hausfreund der Familie, „man sagt, es sei Schiller's Oheim mütterlicher Seite gewesen“, übernahm den ersten Unterricht des Knaben, während ein anderer Vertrauter des Hauses, ein Arzt, ihn über den Bau der Welt und des menschlichen Körpers spielend zu belehren suchte. In der Sammlung von Oelgemälden, welche sein Vater besaß (— „vielleicht als Familienant der muthmaßlich aus Sachsen abstammenden Gattin“, erläutert Schwab —) befand sich auch ein großes Bild, die Eroberung Magdeburgs darstellend. Der kleine, damals sechsjährige Schiller, dem die vielen ausdrucksvollen Gesichter auf diesem Gemälde besonders gefielen, zerschnitt und zerstückelte es in lauter einzelne Theile, machte dem blutdürstigen Tilly ein schwarzes Gesicht, und

*) Schwab, S. 16.

fügte dann alles in einer Weise wieder zusammen, daß es mit Hogarth's Karrikaturen Aehnlichkeit bekam.*)

— In Hohenheim, wohin der Vater einmal mit ihm gereist war, wurde Fritz sehr lange gesucht. Er hatte nämlich in dem Hause wo sein Vater eingekehrt war (— „und das einen Theil der fürstlichen Gebäude ausmachte, die das Schloß umgaben", vervollständigt Schwab) eine Promenade auf den Dächern unternommen. Zu diesem Zweck war er aus einem Salonfenster gestiegen, und betrachtete eben die Dachrinne, welche mit Löwenköpfen verziert war. Als er den Ruf seines aufgebrachten und besorgten Vaters vernahm, blieb er so lange auf dem Dache, bis ihm Straflosigkeit versprochen wurde. Ein anderes Mal, während sich Gewitterwolken aufthürmten, und die Blitze schon vom Himmel zuckten, fehlte der Knabe ebenfalls. Ein Hausmädchen wollte ihn am Bodenfenster gesehen haben, aber auch dort fand man ihn nicht, und die Bangigkeit der Eltern wuchs mit jedem Donnerschlage. Endlich fand man ihn in dem Wipfel einer der höchsten Linden, als er eben im Begriff war, herunterzusteigen. „Um Gotteswillen! wo bist Du gewesen?" rief ihm der ängstliche Vater zu. „Ich mußte doch wissen, woher das viele Feuer am Himmel kam", entgegnete der muthige, wißbegierige Knabe.**)

Gustav Schwab, der Oemler's Erfindungen gern durch psychologische Sätze schmückte, macht hier den Kommentar: „Ist es nicht, als hätte Schiller sich schon am frühen Lebensmorgen im Arsenal der Schöpfung umsehen wollen,

*) Schwab, S. 24 f.
**) Schwab, S. 23. — Haupt, S. 12.

um dereinst von ihr jene Flammenblitze zu entlehnen, mit welchen er im Reich der Geister die lang entweihte Bühne, und von der Bühne aus die Welt der Freiheit und Sittlichkeit zu reinigen unternahm?"

— Mit M... in L..., einem Knaben seines Alters, schloß der achtjährige Schiller einen dauernden Freundschaftsbund, und schrieb ihm nachher, zu verschiedenen Zeiten, höchst merkwürdige Briefe. Einst stand er mit diesem an einem heitern Lenzabende in dem benachbarten Hain. Das Romantische um ihn herum, das Rauschen des nahen Flusses, das Geläute der mit langsam schwerem Tritt heimkehrenden Heerden, und dann das schöne Heiligthum selbst, ein düsterer, schattiger Wald im Erstlingslaube des Jahres, stimmten den Knaben zu hohen Gefühlen. Seinen Freund umarmend, rief er aus: „O Karl, wie schön ist es hier! Alles, alles was ich habe, möchte ich hingeben, nur diese Freude möchte ich nicht missen". Hierauf kommt dann auch gleich, recht dramatisch, ein armes, in Lumpen gekleidetes Kind mit Reisig durch den Wald, damit Schiller ihm seine kleine Baarschaft nebst einer silbernen Schaumünze, die er besonders lieb hat, schenken kann. (Schwab, S. 21.) — Sobald die Sonne sank und den Rand des Horizontes berührte, ging der junge Friedrich in's Freie hinaus. Hier wünschte er oft mit Gesang, der überhaupt im Knabenalter jeden seiner Schritte melodisch hob, der Sonne eine gute Nacht, freute sich der herrlichen Farbenmischung an den Wolken und rief wohl gar Stuttgart's Maler laut auf, diese Farbenmischung einmal eben so aufzutragen.*)

*) Schwab, S. 20.

— Es werden Stellen aus den Tagebüchern des neunjährigen Schiller mitgetheilt, worin er über die Thaten Alexanders des Großen reflektirte. Besonders aber glühte seine Wange, wenn er von Reisenden las, welche fremde Länder durchirrten; wie begeistert rief er dann: „Vater, ich muß in die Welt! Auf einem Punkte der Welt bin ich — die Welt selbst kenne ich noch nicht!“ Wenn ihm die zärtlich besorgte Mutter nun die brennenden Wangen streichelte und ihn zur Vaterlandsliebe ermahnte, so rief Friedrich: „Vaterland! Vaterland! Haben wir denn ein anderes, als die ganze Welt? Wo es Menschen giebt, da ist das Vaterland! Und verlaß' ich denn meine Eltern und Freunde, wenn ich, zum Beispiel, in Ispahan bin, mich dankbar ihrer erinnere, und alles das, was ich mein Glück nenne, mit ihnen theile?“ In solcher Stimmung verschlang Schiller heißhungrig die Reiseschilderungen des Columbus, Cortez und Lampierre. „Sein Geist schien zu ahnen“, bemerkt Schwab, S. 22 „zu welchen Wanderungen durch das Ideengebiet der Menschheit er selbst aufbewahrt sei.“

— Als Fritz Religionsunterricht empfing, glaubte sein griesgrämiger alter Pädagog, aus dessen scheinbarer Gedankenlosigkeit, erkalteten Eifer wahrzunehmen, und oft klagte er den Eltern: der Knabe habe noch gar keinen Sinn für Religion. Aber sie war bei ihm Angelegenheit des Herzens; man hätte ihn nur besser finden, mehr erregen und beleben sollen. Gellert's Lieder, die damals in den Schulen eingeführt waren, wußte er auswendig; welchen Eindruck mußte es daher auf ihn machen, als man ihn einst zur Weihnachtszeit zwingen wollte, das „in dulci jubilo!“ zu lernen, worüber Schiller zu Hause

herzlich lachte. In große Verlegenheit setzte Fritz einmal seinen Lehrer durch die naive Frage: „ob denn das Hohelied Salomo's wirklich der todten Kirche, und nicht vielmehr der lebendigen Geliebten gesungen?“ Der Vater, der sich in solchen Dingen vor der Welt gläubig stellte, erfuhr dies und wunderte sich, wie der Junge auf solchen Gedanken gekommen sein könne. „Hat denn die Kirche Zähne von Elfenbein?“ fragte Fritz lächelnd. „Mitunter hat sie Wolfszähne“, flüsterte sein Vater vor sich hin, indem er sich umkehrte, um sein Lachen zu verbergen*).

— Die Sonne der Geschichte reifte die geistigen Kräfte Schiller's immer mehr. Bald wollte er Solon, bald Archimedes, bald Diogenes in der Tonne sein, bald wollte er wie Cyrus ein Herrscher werden, bald wie Brutus den Cäsar ermorden. Sokrates, Seneca und Hannibal waren seinem Herzen theuer; der alte Hanno schien ihm ein Muster aller Senatoren, und er äußerte: „Man hätte dem biedern alten Manne folgen sollen!“**)

Nun kam Schiller auf die herzogliche Militairakademie, wo es ihm durchaus nicht gefiel. Aber ein Plan zur Flucht, nach welchem er im Jahre 1775 mit einigen seiner besten Freunde sich immerwährende Freiheit verschaffen wollte, mißglückte völlig, ohne jedoch verrathen zu werden. Schiller scherzte darüber späterhin und sagte: „Die Inspectoren würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben“. — Dies Oemler'sche Mährchen hat besonderes Glück gemacht; man findet es in Schiller's Leben von Hoffmeister, I. 57, in Schil-

*) Schwab, S. 28. — Saupe, S. 17 – 18.

**) Schwab, S. 29.

ler's Leben von Schwab, S. 33, und an vielen andern Orten.

Weil Schiller zu manchen Unterrichtsstunden keine Lust hatte, ließ er sich während derselben krank melden. Um ihn aber recht zu quälen, schickte man ihm für diese Zeit doppelte Aufgaben, worüber er einst so aufgebracht wurde, daß er das Pensum in Stücke zerriß und es dem Ueberbringer vor die Füße warf, indem er sagte: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben". Dieses verargte man Schillern sehr. Er wurde auf einige Zeit degradirt und lernte einsehen, daß die Inspectoren mit ihrem Willen und dem Reglement weiter reichten, als er mit dem seinigen*). Das eingezogene Leben in der Akademie ekelte ihn an, und er entschlüpfte oft Abends mit einigen Vertrauten, um in Gesellschaft seiner Freunde und Verwandten glückliche Augenblicke zu genießen, oder von fern das Thun und Treiben der Menschen zu beobachten. (Hoffmeister, I. 57. Schwab S. 33. Hoffmeister und Viehoff I. 58.) In dem letztgenannten Buche wird die Sache noch weiter ausgesponnen: „Oefter auch entzog er sich ganz allein, als die Anstalt noch auf der Solitüde war, der Aufsicht und schweifte einsam um Mitternacht durch den nahegelegenen, stundenlangen Wald". Das muß eine saubere „Aufsicht" gewesen sein.

In der Akademie schrieb Schiller die Räuber und las den Mitzöglingen zuweilen daraus vor. Als er einst die Stelle deklamirte: „Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute Deines Mundes" — öffnete eben der Inspector die Thür. Er sah den jungen Schiller

*) Schwab, S. 33.

glühend und wie in Verzweiflung. „O, so schäme man sich doch!“ rief er aus, wer wird denn so entrüstet sein und fluchen?“ Die Anwesenden lachten hinter dem Aufseher ins Fäustchen, und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „Ein confiscirter Kerl!“ — Auch diese Anekdote gewann die Gunst der Biographen; sie steht bei Hoffmeister, I. 66; bei Schwab, S. 73, bei Hoffmeister und Viehoff, I. 79 ꝛc.

Nach der Entlassung aus der Akademie machte man es dem Dichter in Stuttgart zum Vorwurf, daß er sein eigentliches Fach, die Medicin, vernachlässige und Komödiant zu werden trachte. Deswegen wurde ihm der erbetene Urlaub zur Reise nach Mannheim verweigert und er zugleich in der Resolution bedeutet: „seinem Dienste gemäß sich überall zu betragen und keineswegs, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, widrigenfalls er es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn die Ergreifung unangenehmer Maßregeln nöthig würde“*). —

„Das Tyrannenlied, welches Schiller in Schubart's Chronik hatte einrücken lassen, erregte große Sensation“, erzählt Oemler weiter. Zwar erschien die letzte Nummer von Schubart's deutscher Chronik schon im Januar 1777, zwar enthielt diese Zeitschrift überhaupt keinen Schiller'schen Beitrag, und das ganze Tyrannenlied war eine platte Lügengeburt von Gruber (s. o. S. 3)). Aber die gewissenhaften Biographen versäumten dennoch nicht, es stets mit anzuführen, bis endlich Hoffmeister**) auf die durchdringende Vermuthung kam: das Gedicht möchte wohl gar

*) Schwab, S. 96. — Hoffmeister u. Viehoff, I. 116.

**) Schiller's Leben I. 131.

nicht „Tyrannenlied“ betitelt ſein, ſondern „die ſchlimmen Monarchen“, und es möchte auch nicht in Schubart's Chronik ſtehen, ſondern in Schiller's Anthologie auf 1782. Hiermit gab man ſich denn zufrieden.

Beſagtes Tyrannenlied, mit den Räubern verbunden, machten den Dichter ſowohl bei ſeinen Vorgeſetzten, als bei Hofe, zu einem Gegenſtand der Bewunderung und — Verfolgung. Da er einige raſchere Züge aus dem Becher der Freiheit that, ſo ſuchte man ihm von oben herab dadurch zu ſchaden, daß man ihn als vollendeten Wüſtling ſchilderte. Jumſteeg war es, der ihn zuerſt auf die Klippe aufmerkſam machte, woran man ihn ſcheitern laſſen wollte. Connexionen und Verhältniſſe öffneten nämlich dem berühmten Tonkünſtler den Weg zu manchen imponirenden Familien, in deren Zirkeln er bald die Gefahr vernahm in welcher Schiller's Ruf zu ſchweben ſchien. (Schwab benutzt dieſe Stelle, S. 103, nur daß er „die Gefahr für Schiller's Ruf“ einfach in „Gefahr für Schiller“ umgeändert hat. Ebenſo bei Hoffmeiſter und Viehoff, I. 135.) Schiller forderte alſo ſeinen Abſchied, erhielt ihn, ging aber noch eher aus dem Württembergiſchen, als er ihn erhalten hatte.

Als Urſachen für dieſe „frühere Abreiſe“ werden angeführt, daß der Hof unzufrieden mit dem alten Schiller war, daß Schiller's „geliebter und biederer Bruder“ gleichfalls im Auslande lebte, und daß auch ſeine Schweſter an Reinwald in Meiningen verheirathet war. Er ging nach Mannheim, „nahm an Ständlin's Anthologie vielen Antheil“, doch endlich trieb es ihn von dort hinweg. — „Schiller verließ Mannheim. Wohin er kam, war ſein Ruf ſchon voraus. Anfangs war es ſein Plan, nach

Wien zu reisen, welcher aber schon während seines Aufenthalts in Mainz und Straßburg ganz abgeändert und für immer aufgehoben wurde. Von jeher ein Freund der Sachsen, befand er sich eben in Frankfurt im Zweifel, ob er dort verweilen, oder sogleich nach Dresden sollte, als er durch ein glückliches Ungefähr zur beschleunigten Reise nach Sachsen getrieben wurde. Goethe nämlich — den er vor seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihm „das arrogante Genie" zu nennen pflegte — kam durch Frankfurt, als er die Herzogin Amalia nach Italien begleitete. Schiller wünschte sehnlich, diese vortreffliche Dame kennen zu lernen, und er suchte deshalb Goethe's Bekanntschaft. Seine Absicht gelang ihm sehr leicht, er wurde der Herzogin vorgestellt und war wirklich wie begeistert von der guten Aufnahme. Hier, und späterhin auch in Mainz, schloß er das freundliche Bündniß mit Goethen, das nur der Tod trennen konnte. Amalia ersuchte ihn, sich nach Sachsen zu begeben, und späterhin lernte Schiller auch den Herzog Karl August kennen, welcher ihm einen Wirkungskreis in seinen Ländern versprach".

Man sollte wahrlich denken, dieser Unsinn wäre haarsträubend genug, um gleich einer Warnungstafel jeden vernünftigen Menschen zurückzuscheuchen. Aber Schiller's Biographen haben bei Zusammenstellung ihrer Bücher ein ganz eigenes System befolgt. Wo ihnen Demler's Lügen handgreiflich entgegen traten, nahmen sie dieselben freilich nicht auf, doch was dicht daneben stand und sich nicht ausdrücklich als Fälschung dokumentirte, wurde wieder abgedruckt. So entstanden Kompilationen, denen man ihre Unwahrheit nicht gerade historisch beweisen konnte, und welche dann den Nachfolgern als glaubwürdige Quellen

dienten. Demler war ein recht verschmitzter Lump. In der Vorrede bedankte er sich bei den Herren A. in St., M. in L., B. in M., F. in T. und G. in L. für die biographischen Notizen und die Originalbriefe von Schiller, die sie ihm communicirt hätten. Mit Bezug hierauf sagt Schwab (Vorwort, S. VIII.): „Demler's Schrift wimmelt zwar von Unrichtigkeiten; wo sie aber ihre Gewährsmänner nennt oder errathen läßt, worunter Moser in Ludwigsburg, der Jugendfreund Schiller's, und Veil in Mannheim die wichtigsten zu sein scheinen, durfte ihren Angaben unbedenklich Glauben geschenkt werden". Nun kommt jedoch ein kleiner Uebelstand hinzu. Veil war bereits 1794 gestorben, und es würde ihm also 1805 schwer geworden sein, Mittheilungen an Demler zu machen. Dennoch wiederholt Schwab, S. 104, die Worte eines „wahrscheinlich an den Schauspieler Veil" gerichteten Briefes, worin Schiller angeblich schreibt: „Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geist fesselnde Kuratel setzen möchte, mündig gewesen zu sein. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann — mich wenigstens sollen sie nie drücken, und ich eile nächstens, in der gewissen Ueberzeugung, eine Freistatt zu finden, in Ihre Arme".

Ebendaselbst citirt Schwab Schiller's Schreiben „an einen andern, uns unbekannten Freund", worin Demler sagt: „Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme; man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Quartier anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann möglich sein, daß man mich in Hohenasperg besser bilden würde, aber man lasse mich immerhin bei meiner jetzigen

Ausbildung, die ich gern im geringeren, mir aber gefälligeren Grade beſitzen will, denn ſo verdanke ich ſie doch meinem freien Willen und der Zwang-verachtenden Freiheit". *)

Faſt noch komiſcher, wie mit Weil, verhält es ſich mit dem Hauptfreunde M... in L..., den die Briefe „Karl" anreden und deſſen Familienname „Moſer" lauten ſoll. Zwar hat Schwab urkundlich ermittelt, daß der Sohn des Pfarrers Moſer in Lorch — mit dem Schiller als ſiebenjähriger Knabe zuſammen lebte — nicht Karl, ſondern Chriſtoph Ferdinand hieß. Allein, was thut das? Um ſolche Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen und Demler's Wahrheitsliebe zu retten, meint Schwab: Schiller werde ſeinem Gefpielen wohl den poetiſchen Namen Karl geliehen haben, weil ihm ſchon frühe ſein Karl Moor im Kopfe ſteckte. (Schwab, Vorerinnerungen zum zweiten Druck, S. XVI. Hoffmeiſter und Richoff, I. 57.)

Die Briefe müſſen alſo, wenn ſie auch das Siegel einer abgeſchmackten Erfindung tragen, als Urkunden gelten. Da ſchreibt denn Schiller am 12. Juli 1773: „Lieber Karl! komm ſelbſt, ſieh', prüfe und urtheile! Dein Friedrich iſt nie ſich ſelbſt überlaſſen; den einmal feſtgeſetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu ſchreiben, ſteht nicht in unſerm Schulreglement. Sähеſt Du mich, wie ich neben mir Kirſch's Lexiken liegen habe und vor mir das Du beſtimmte Blatt beſchreibe, Du würdeſt auf den erſten Blick den ängſtlichen Briefſteller entdecken, der für dieſes

*) Hoffmeiſter, I. 143. — Hoffmeiſter u. Richoff, I. 133.

geliebte Blatt eventualiter einen niegesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht" *).

Demselben Herrn Moser berichtet er am 10. Februar 1775: „Du wähnst, ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspectoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange, wie mein Geist sich frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist schon der Anblick der Sclaverei verhaßt — und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche ist — wir kannten nur Ideale, nicht das, was wirklich ist. Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegen gehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Redlichkeit meiner Handlungen spricht. — Die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß verursacht" **).

Diese Briefe, nebst andern, hat man für unzweifelhaft ächt erklärt und sie sorgsam mitgetheilt. Aber Demler läßt den Dichter, nachdem er angeblich in Mainz 1785 die Herzogin Amalia kennen gelernt, an seinen Freund M... schreiben: „Unbeschreiblich glücklich bin ich, wenn anders die Bekanntschaft mit Großen der Erde ein Glück zu nennen ist. Doch — ich habe ja jetzt nicht große, ich habe weise und gute Menschen gesehen; ich habe gefunden, daß Künste und Wissenschaften, Weisheit und Tugend auch von den Thronen herab Kenner und Ver-

*) Hoffmeister, I. 25. — Schwab, S. 40. — Hoffmeister und Richoff, I. 30.

**) Hoffmeister, I. 30. — Schwab, S. 42.

ehrer finden. Die Herzogin Amalia von Weimar (Du kennſt ſie gewiß auch, ſie, die geiſtvolle Dame und geprieſene ehemalige Regentin) — ich habe ſie geſehen — habe mich mit ihr unterhalten dürfen, und — rathe ſt Du wohl, wer mir den Zutritt zu ihr verſchaffte? — Goethe war es. Kopfſchüttelnd ſiehſt Du da, ich gebe Deinem Kopfſchütteln meinen Beifall, denn er lehrt mich, künftig Menſchen nie raſch und nach gefaßten Vorurtheilen zu beurtheilen. Goethe iſt wahrlich ein guter Menſch, und mag er Manches gegen ſich haben, ſo kommt doch dieſes nicht aus ihm ſelbſt".

Das war denn doch zu deutlich. Hier ſah man den [illegible] Betrug und den Oemler'ſchen Styl in jedem [illegible] ausgeprägt, darum zogen die forſchenden Biographen es vor, dieſen Brief und einen ſpäteren aus Weimar mit Stillſchweigen zu verdecken.

In der ganzen Sudelei Oemler's ſind nur die paar Stellen aus einem Schreiben an Jungſteegäcit (S. 87 f.), und dieſe entnahm er dem Berliner Freimüthigen 1805, Nr. 221. — Außerdem benutzte er eine einzige Quelle, welche noch dazu eine getrübte war, nämlich die „Beiträge zur Biographie Schiller's", welche im Intelligenzblatte Nr. 134 zur Allgemeinen Literatur-Zeitung 1805, als „ein Schreiben aus Helmſtädt", mitgetheilt wurden. Daraus weiß Oemler, daß Schiller in ſeiner Diſſertation die Räuber unter dem Titel „The Robbers" citirte, und daß Herzog Karl, weil ihm rothes Haar zuwider war, Befehl gab, Schiller ſolle künftig gepudert erſcheinen, obwohl dies ſonſt eine Auszeichnung der adeligen Eleven vor den bürgerlichen war*).

*) Schwab, S. 57.

Man möge mir die Weitſchweifigkeit dieſer Nachweiſungen verzeihen, denn es mußte doch ein- für allemal gezeigt werden, wie Schiller's Biographien entſtanden ſind. Leere Vermuthungen, leichtſinnige Irrthümer und verſätzliche Lügen haben ſich nach und nach daran feſtgeniſtet, wie Flechten und Schwämme, ſo daß es kein leichtes Stück Arbeit iſt, ſie aufzuſuchen und zu vertilgen.

Sogar fremde Erzeugniſſe ſind dem Dichter als ſein Eigenthum untergeſchoben worden. Während ich die Nachträge zu Schiller's Werken herausgab, wurden mir für dieſen Zweck von guter Hand folgende Verſe mitgetheilt; ich ließ ſie im dritten Band, S. 7, abdrucken, und alle ſpäteren Biographen und Nachſammler*) wiederholten ſie dann:

Kurze Schilderung des menſchlichen Lebens.

Wahrlich, wahrlich, arme Jammerſöhne
Sind wir höchſt gepriesne Herrn der Welt
Von Geburt an, bis die letzte Thräne
Aus der armen Schächer Auge fällt.

Schlürfen wir kaum erſt aus unſrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir ſchon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.

Trägt der Knabe ſeine erſten Hoſen,
Steht ſchon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

*) Auch von Saupe in Schiller's Leben u. Werke in chronolog. Folge 1855 S. 8 als ein Gedicht von Schiller, aufgeführt. T. H.

Beut uns Jugend ihre Rosenhände,
Welche Güter bringt die Zaub'rin dar?
Mädchen, Schulden, Eifersucht, am Ende
Hörner, oder die Pistolen gar.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel.
Ehrgeiz heißt er, oft auch heißt er: Neid.
Nahrungsorgen quälen, sowie Zweifel
Einen Narrenschädel, unsern Leib.

Kommt das Alter endlich angeschlichen,
Sagt, was hat der arme Greis wohl da?
Husten und Verachtung, Spott und Siechen,
Brustweh, Langeweil' und Podagra.

Um das Maaß des Jammers voll zu füllen,
Müßen wir des Erben Lächeln sehn. —
Lohnt es sich, um dieses Plunders willen,
Wohl der Mühe, aus Mutterleib zu gehn?

Wenn sich auch manche Zweifel über die Aechtheit des Gedichts in mir regen wollten, so mußten dieselben vor einem anscheinend untrüglichen Zeugniß schwinden. Ich fand nämlich die Verse schon im Morgenblatt, Jahrgang 1810, Nr. 252, veröffentlicht, und zwar mit dem ganz bestimmten Zusatze: „Von Schiller in seinem sechszehnten Jahre gedichtet". Da das genannte Journal zu jener Zeit noch unter dem unmittelbaren Einfluß von Schiller's Akademiegenossen stand, zwang ich alle Bedenken zum Schweigen und war im Begriff, die melancholische Dichtung auch den folgenden Blättern ein-

zuſchalten, als ich endlich noch deren wahren Urſprung entdeckte. Sie iſt zuerſt im „Neuen Magazin für Frauenzimmer, herausgegeben von Seybold. Mai 1787. S. 113.“ abgedruckt, wo der Text etwas verändert lautet:

Menſchenleben.

Aus

J. B. Rouſſeau.

Wahrlich! Wahrlich! Arme Jammerſöhne
Sind wir hochgeprieſne Herrn der Welt,
Vom Beginn an, bis die letzte Thräne
Aus des armen Schächers Auge fällt.

Schlüpfen wir kaum erſt aus unſrer Tonne
In dies große weite Narrenhaus,
Grüßen wir ſchon mit Gebeul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.

Trägt der Knabe ſeine erſten Hoſen,
Steht ſchon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, hab! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

Beut uns Jugend ihre Roſenhände,
Sagt: Was Gutes reichet ſie uns wohl?
Mädchen, Schulden, Eiferſucht — am Ende
Hörner oder gar noch den Piſtol.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel:
Ehrgeiz heißt er — und oft heißt er: Neid!

Nahrungssorgen quälen, wie die Zweifel
Eines Narren Scheitel, unsern Leib

Kommt das Alter endlich hergeschlichen,
O! Was hat der arme Greis denn da?
Husten und Verachtung, einen siechen
Körper, Brustweh und das Podagra!

Um das Maaß des Jammers auszufüllen,
Müssen wir der Erben Lächeln sehn!
Lohnt es sich — um dieses Plunders willen —
Wohl der Müh': aus Mutterleib zu gehn?

Der Uebersetzer hat sich J. M. Ar. unterschrieben, und im Inhaltsverzeichniß ist Armbruster genannt. Derselbe gehörte zu den Stuttgarter Jugendbekannten von Schiller, darum interessirte sich dieser vielleicht für das Gedicht und nahm eine Abschrift davon, bei welcher Gelegenheit er zugleich den Text ein wenig glättete. Die Schiller'sche Abschrift mag später einem andern Freunde des Dichters zu Händen gekommen und durch ihn, im guten Glauben, dem Morgenblatt übergeben worden sein.

Lassen wir nun die namhafteren Lebensbeschreibungen Schiller's in historischer Reihe an uns vorübergehen, dann begegnet uns zuvörderst die Skizze, welche Körner 1812 der Gesammt-Ausgabe von Schiller's Werken beifügte. Sie enthält nur das Zuverlässigste, und kein Umstand wurde darin aufgenommen, der nicht durch Schiller's eigene Mittheilung, oder durch hinreichende Zeugnisse begründet war.

Hierauf (1822) fing Heinrich Döring an, den Dichter mit einer wahren Fluth von Biographien, Nachlesen, Charakteristiken, Brief- und Anekdotensammlungen

zu verfolgen. Es ist ein Vorrecht der ernsten Kritik, sich von solchen Produkten der Brodschriftstellerei schweigend abzuwenden, aber sie muß dies Schweigen brechen, wenn dadurch wirklich Nachtheile entstehen können. Döring hat vor kurzem in der zusammengeflickten Schrift: „Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Leipzig 1852", nicht nur den ganzen Oemler'schen Lügenbrei wieder aufgewärmt, sondern auch Aufsätze unter Schiller's Namen drucken lassen, deren Verfasser er nie gewesen ist.

Caroline von Wolzogen, des Dichters Schwägerin, schrieb 1830: „Schiller's Leben, verfaßt aus den Erinnerungen seiner Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner." Es war dieser würdigen Frau um unbedingte Wahrheit zu thun, und sie lieferte ein herrliches Familien-Album, das durch Schiller's vertraute Briefe seinen höchsten Reiz erhält. Sowohl ihr naher Verwandtschaftsgrad, als ihr weiblich schonender Sinn zwangen sie indeß zur doppelten Diskretion, wodurch uns manche interessante Beziehungen verhüllt blieben.

Nun folgte, 1838—1842, die umfassende Schrift: „Schiller's Leben, Geistes-Entwickelung und Werke im Zusammenhang", von Karl Hoffmeister. Hier reichten kritische und biographische Darstellungen einander die Hand, sie sollten in die unmittelbarste Verbindung treten. Leider überwog das kritische Element allzusehr; Hoffmeister hatte sich weniger mit Schiller's Leben, als mit dessen Werken beschäftigt. Aber auch von den letzteren waren ihm noch viele und zwar sehr bedeutende, unbekannt geblieben, z. B. der Venuswagen, die Gesänge auf Weckerlin und Rieger, die Umformung des Fiesko, der Don Carlos in Prosa, ja sogar

die vielfach abgedruckte Bühnenausgabe der Räuber. Glänzende Schreibart und kunstvolle, wenn auch oft gesuchte Reflection gaben dem Buche einen ästhetischen Reiz, der indeß für die Dauer nicht farbehaltig sein wird, und schon jetzt ein wenig verblichen erscheint.

Fast gleichzeitig (1840) kam Schiller's Leben von Gustav Schwab heraus. Der Verfasser hatte aus Kirchenbüchern und amtlichen Registern manche interessante Notiz über Schiller's Familie gesammelt, wogegen er aber auch Temler's halbvergessene Absurditäten als Quelle benutzte. Schwab war ein grundehrlicher Mann, er glaubte kaum, daß es Lügner gäbe, und nahm deshalb bereitwillig auf, was ihm eben vorkam, wodurch sein Buch ein Potpourri von Wahrheit und Erfindung wurde.

Das Jahr 1846 brachte „Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser", von Karl Hoffmeister und Heinrich Viehoff. Jetzt war der weite Strom des Reflektirens in engere Schranken gebannt und für das Historische waren manche neue Quellen gewonnen, aber auf erschöpfende Gründlichkeit konnte auch diese Bearbeitung keinen Anspruch machen.

Man hat sich überhaupt bisher mit Forschungen über Schiller's Leben nicht sonderlich angestrengt; die Biographen fanden es bequemer, sein Bild aus ihrem eignen Selbst hervor zu construiren. Obwohl sich nicht leugnen läßt, daß dies oft mit einer Fülle von Geist geschah, so wird doch im Ganzen bei dem ewigen Aesthetisiren über poetische Schöpfungen wenig gewonnen. Jedes philosophische System hat seine bestimmte Lebensdauer, und wenn es überwunden ist, dann muß auch der daraus gezogene Standpunkt veraltet sein, von welchem man den Ent-

wickelungsgang eines Dichters dargestellt hat. Schiller's Werke hingegen sind unabhängig vom Laufe der Zeit, sie tragen ihre Existenz in sich, und sobald eine neue Philosophie auftaucht, wird sie die Gebilde seines Genius wieder in neuer Weise erfassen. — „Der Buchstabe tödtet, nur der Geist giebt Leben!" Gerechter Himmel, was haben die braven Commentatoren nicht alles aus unserm Schiller gemacht? Hier einen absoluten Hegelianer, der, statt Empfindungen, Begriffe im Herzen trägt; dort einen protestantischen Landpfarrer, der, wie Buridan's Grautopf, zwischen Rationalismus und Pietismus mitten inne steht. Es war die mißverstandene Universalität des Dichters, welche man immer nur nach einer bestimmten Richtung hin auszubeuten strebte, und welche sich freiwillig hergiebt, um nöthigenfalls das Aeußerste aus ihr heraus, oder in sie hinein zu commentiren.

Meine Absicht ist es durchaus nicht, die Zahl der ästhetisch-kritischen Auslegungen zu vermehren, auch will ich eben so wenig eine schulgerechte Erläuterung der Schiller'schen Werke schreiben. Mein Buch ist für erwachsene und gebildete Leute berechnet, die des Dichters Erzeugnisse selbst gelesen haben. Wer sich dessen nicht bewußt ist, der lege es also nur getrost aus der Hand. Der Plan, der mich leitete, beruht ganz einfach darauf, Schiller's Leben in voller Wahrheit, ohne jeden Zusatz von Erdichtung, wiederzugeben. Ich habe demselben ein vieljähriges Studium mit Ernst und Liebe gewidmet, und habe gern die eigne Produktion geopfert, um ihn endlich ausführen zu können.

Zunächst war es die Jugendgeschichte des Dichters, die meine ganze Sorgfalt in Anspruch nahm, denn gerade dieser Zeitraum ist in seinen Biographien vorzugsweise

entſtellt worden. Einmal lag derſelbe am weiteſten zurück, und dann ſchwebte ohnehin ein gewiſſes romantiſches Halbdunkel darüber; er bot alſo ein ziemlich freies Feld, um armſelige Phantaſieſtücke ſtatt hiſtoriſcher Wahrheit anzubringen. Die biographiſchen Falſchmünzer, welche wir oben kennen lernten, machten ſich ſolche Gelegenheiten gründlich zu nutz, indem ſie Schiller's edles Bildniß auf das werthloſe Blei ihrer Erfindungen prägten. Man hatte ſich, während des Dichters Leben in Deutſchland ſo wenig um den Gang ſeiner Entwickelung bekummert, daß es möglich wurde, nach deſſem Tode jene Bleimünzen in's Publikum zu bringen. Wohl ließen ſich einzelne Warnungsſtimmen vernehmen, aber ſie verhallten wieder, indeß man die Lügenſchriften hier und da benutzte; dann ſchrieb Einer dem Andern nach und es bleibt nichts mehr übrig, wenn man das falſche Metall vom ächten ſondern will, als unmittelbar auf die erſten Quellen zurückzugehn.

Es fehlt keineswegs an ungetrübten, glaubhaften Denkwürdigkeiten über Schiller's Jugend, denn viele ſeiner Spiel- und Schulgenoſſen wußten die Feder tüchtig zu handhaben. Für den erſten Band meines Werkes habe ich namentlich folgende Zeugniſſe benutzt:

Chriſtophine Schiller, an Reinwald vermählt, ſchilderte des Bruders frubeſte Kindheit für Körner und für die Wolzogen'ſche Biographie, auch hat ſie eine Reihe von „Erinnerungsblättern" aufgezeichnet, die ſie ihren Freunden gern abſchriftlich zu verehren pflegte. Außerdem ſtand mir eine Quelle eigner Art zu Gebot. Chriſtophine las den Roman von Hermann Kurtz: „Schiller's Heimathsjahre," und wo die Darſtellung ihr recht lebendig, recht wahrheitsgetreu erſchien, ſtrich ſie den Satz mit Blei-

ſtift an, oder ſchrieb wohl auch die Namen der bezeichneten Perſonen an den Rand. Dies intereſſante Buch iſt gegenwärtig im Beſitz von Schiller's Tochter Emilie, Baronin von Gleichen-Rußwurm, die es mir zur Benutzung freundlich überließ.

Friedrich Wilhelm von Hoven war ein ſicherer Gewährsmann für Schiller's Knaben- und Jünglingsalter, denn er beſuchte mit ihm die Schule in Ludwigsburg, traf ihn dann auf der Solitüde wieder, und abſolvirte in ſeiner traulichen Gemeinſchaft, den ganzen Cyklus der Akademie. Caroline v. Wolzogen empfing wichtige Nachrichten durch ihn, doch der Hauptſchatz ſeiner Erinnerung umfaßt Hoven's nachgelaſſene: „Biographie, Nürnberg 1840". Einfacher Ausdruck und ſtrenge Wahrheitsliebe machen dies Buch zu einem höchſt bedeutenden Aktenſtück über Schiller's Entwickelungszeit, und ich wüßte kaum einen anderen Zeugen, dem man ſo unbedingt jedes Wort glauben könnte, wie ihm. Auffallend iſt es, daß Hoffmeiſter und Vicboff ſich eine ſolche Quelle entgehen ließen.

Johann Wilhelm Peterſen, ebenfalls ein Akademiegenoſſe des Dichters, hat viel für die Aufhellung von deſſen Jugendgeſchichte beigetragen, denn er hegte ſelbſt die Abſicht, ein zuſammenhängendes Bild derſelben zu liefern. Der Freimüthige, herausgegeben von Merkel, enthält (Jahrgang 1805, Nr. 220 und 221): „Fragmente, Schiller's Jugendjahre betreffend." Der Aufſatz iſt mit Sachkenntniß und Gewiſſenhaftigkeit geſchrieben; jede Angabe, jedes Citat bewährt ſich vor dem Auge einer nachforſchenden Kritik. Unzweifelhaft muß der Verfaſſer ein naher Freund Schiller's geweſen ſein, und da er ſich „— ſ —" unterzeichnet hat, ſo wird man

auf Petersen hingewiesen, obwohl hier manche Einzelnheiten richtiger dargestellt sind, als in seinen handschriftlichen Notizen über den Dichter. Dann brachte das Morgenblatt, Jahrgang 1807, in Nr. 164: „Schiller's früheste Geschichte, bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes," und in Nr. 181—182: „Schiller im zweiten Zeitraum seiner Entwicklung." Beide Artikel zeigen ein P. als Unterschrift und sind gleichfalls von Petersen, der in Nr. 186 noch einen Nachtrag dazu gab. Einzelne andere Erinnerungen an den Jugendfreund ließ er eben daselbst abdrucken, z. B. „Schiller als Schauspieler"*) und mit unermüdlicher Emsigkeit sammelte er außerdem noch eine Fülle von Stoff. Die Handschrift dieser Denkwürdigkeiten und Materialien ist gegenwärtig Eigenthum der J. G. Cotta'schen Buchhandlung; Hermann Kurz, Hoffmeister und zum Theil auch Schwab haben sie benutzt. Petersen meinte es gewiß ehrlich und gut, aber von der kleinlichen Anekdotenkrämerei, welche in seiner Natur begründet war, konnte er sich nicht losmachen. Dabei hatte er eine Art zu schildern, die oft willenlos in grelle Uebertreibung ausartete, wie es Maler giebt, die, wenn sie nur den Pinsel ansetzen, stets Karrikaturen zu Wege bringen.

Georg Friedrich von Scharffenstein, auch ein Mitglied des Dichterbundes auf der Akademie, hinterließ kurze Memoiren, welche nach seinem Tode im Morgenblatt 1837, Nr. 56—58, unter dem Titel: „Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule, in Beziehung auf Schiller," mitgetheilt wurden. Hier finden wir einzelne heitere Züge aus dem Treiben der Anstalt und aus dem Zusammenleben nach

*) Morgenblatt 1807, Nr. 57.

der Entlassung; alles ist frisch, lebendig, plastisch aufgefaßt, alles trägt das treue Kostüm jener Zeit, und wird im naiven deutsch-französischen Styl des Elsässers vorgetragen. Zwar hat sich hin und wieder ein kleiner Irrthum eingeschlichen, allein das ganze Gemälde macht dennoch den Eindruck zweifelloser Wahrhaftigkeit.

Jakob Friedrich Abel, Professor an der Akademie, schrieb einen, bisher noch ungedruckten Aufsatz über den hochberühmt gewordenen Schiller. Leider hat er mehr subjective Reflexionen in Bezug auf Schiller's Entwicklungsgang als eigentlich biographische Nachrichten darin niedergelegt. Hoffmeister und Viehoff kannten dies Manuscript, und lieferten Auszüge daraus.

Carl Philipp Conz aus Lorch, ein Spielgefährte des Knaben Schiller, traf 1781 mit ihm in Stuttgart wieder zusammen, und erzählte später noch manches Charakteristische von unserm Dichter. Der Berliner Freimüthige 1806, Nr. 109, brachte „Nachträge zu dem Aufsatz über Schiller's Jugendjahre," welche einem Briefe von Conz entnommen zu sein scheinen. Ebenso stammt die „Bemerkung zu dem Aufsatz über Schiller in Nr. 181 des Morgenblattes" (ebendas. 1807, Nr. 201), welche „c" unterzeichnet ist, aus seiner Feder. Endlich schrieb er den trefflichen Artikel: „Einiges über Schiller," in der Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1823, Nr. 3—7. Conz berichtet nie etwas, was er nicht selbst miterlebt oder aus des Dichters eigenem Munde erfahren hat; er läßt sich aber auch nichts abstreiten, und gerade diese Konsequenz, verbunden mit dem aufrichtigsten Charakter, bürgt für seine Glaubwürdigkeit.

Wilhelm Friedrich Heinrich Reinwald, Schiller's Freund und Schwager, ließ, unter der Chiffre W. F. H. R., im Neuen literariſchen Anzeiger, München 1807. Nr. 26: „Berichtigungen, Friedrich von Schiller's Jugendgeſchichte betreffend," und ebendaſelbſt Nr. 49, einen „Nachtrag" zu dem erſten Aufſatz abdrucken. Dieſer Nachtrag bezog ſich hauptſächlich auf Peterſen's Mittheilungen; Reinwald nahm ſich gegen ihn der Eltern des Dichters an, und bewies, daß Schiller's Mutter keine „Bäckerstochter", der Vater kein „Projectmacher" geweſen ſei. Auch manche neue Notiz fügte er hinzu, und ſagte: „Was Referent hier giebt, hat er theils aus Schiller's eigenem, theils aus ſeines Vaters, theils aus ſeiner, zwei Jahre vor ihm geborenen Schweſter Munde. Man darf alſo an der Authenticität dieſer Nachrichten im geringſten nicht zweifeln." Dennoch kommen ſelbſt hier ein paar Irrthümer vor. Schiller ſoll nämlich vor Schreck und Verzweiflung ganz außer ſich geweſen ſein, als ihm der Herzog befahl, die Rechtswiſſenſchaft mit der Medicin zu vertauſchen, ja er ſoll ſeinem Vater verſichert haben: „Dieſe Laufbahn könne er durchaus nicht betreten, eher würde er ſich den Tod anthun." Demnächſt erzählt Reinwald: von Schiller's Eltern habe niemand um ſeine Flucht gewußt, während doch beide Angaben durch die Augenzeugen Hoven und Streicher widerlegt ſind.

Andreas Streicher machte Schiller's Bekanntſchaft in Stuttgart, half ſeine Flucht vorbereiten, und war ihm lange ein aufopfernder treuer Genoß. Er wußte wohl, daß niemand die Erlebniſſe des Dichters in jener Zeit beſſer darſtellen könnte, als er, deshalb ſchrieb er noch im vorgerückten Alter, mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit ſeine

Erinnerungen nieder. Ehe sie gedruckt wurden, ereilte ihn der Tod, und sie erschienen dann unter dem Titel: „Schiller's Flucht von Stuttgart. (Cotta.) 1836."

So liegt denn ein ganzer Cyklus von glaubwürdigen Schriften über die Jugendjahre des Dichters vor uns, aber alle sind erst später nachher zu Papier gebracht worden. Das soll der Biograph nie vergessen. Die Bilder der Vergangenheit waren im Gedächtniß der Augenzeugen allmählig verblaßt, und beim Auffrischen derselben konnte sich leicht ein Irrthum, eine Verwechslung einschleichen. Mit blindem Vertrauen darf man daher ihre Erzählungen, trotz der Ehrenhaftigkeit jedes Einzelnen, nicht hinnehmen; nur durch sorgliches Vergleichen der verschiedenen Aussagen läßt sich das wahrhaft Richtige ermitteln. Hauptsächlich dürfen Petersen's handschriftliche Nachrichten, so werthvoll sie im Ganzen sind, nur mit großer Vorsicht benutzt werden. Hoffmeister hat diesem Zeugen gar zu unbedingten Glauben geschenkt. Ein Beispiel möge, statt aller übrigen genügen. Petersen sagt*): Schiller gab im Jahre 1781 ein Unterhaltungsblatt heraus, „der Merkur" betitelt; dasselbe enthielt beinahe nichts, als Schwänke und Schnurren, die er großentheils aus einer Frankfurter Zeitschrift: „der rothe Wagen", und aus Cranzens „Gallerie der Teufel", einem seiner Lieblingsbücher, nahm.**) Gedichte, sogar das auf des Herzogs Wiederkehr am 6. März, ließ der Censor nicht durch.

*) Hoffmeister und Viehoff, I. 114

**) „Der rothe Wagen, eine universelle Wochenschrift" (— „die rothe Wage" bei Hoffmeister ist ein Irrthum —) wurde seit 1780 in Frankfurt, mit dem fingirten Druckort „Leipzig und Offenbach", von Schröckh herausgegeben. Das

Hiervon bestätigt sich in Wahrheit auch nicht ein einziges Wort. Schiller gab 1781 kein „Unterhaltungsblatt heraus, sondern eine kleine politische Zeitung; dieselbe hieß nicht „der Merkur", sondern: Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen. Sie enthielt hauptsächlich politische Neuigkeiten, und höchstens ein paar Anekdoten, welche aber keineswegs aus Franzen's Gallerie der Teufel entnommen sind. Dagegen muß der Censor doch wohl Gedichte durchgelassen haben, denn wir finden deren drei in dem Blatte, und die Ode auf des Herzogs Wiederkehr am 6. März ist in Nr. 19 abgedruckt. — Ebenein erschien die Zeitschrift, die Petersen so wunderlich verschuldet hat, in dessen nächster Nähe, und noch befand sich ein Exemplar in der Stuttgarter Bibliothek, bei welcher er als Bibliothekar angestellt war.

Wenn so etwas am grünen Holz geschehen konnte, was dürfen wir dann vom dürren erwarten?

Die genannten Freunde und Genossen Schiller's sind die Hauptquellen zu dem ersten Bande meines Buches ge-

---

Blatt war launig und spitzig, doch hörte es schon mit Nr. 24 des Jahrgangs 1781 auf. — „Gallerie der Teufel, bestehend in einer auserlesenen Sammlung moralisch-poetischer Figuren, deren Originale zwischen Himmel und Erden anzutreffen sind, nebst einigen bewährten Recepten gegen die Anfechtung der bösen Geister, von Peter Gabnern dem Jüngern. Frankfurt und Leipzig 1776—1778. 5 Stücke." Der Verfasser, August Friedrich Franz, geboren 1737 zu Marwitz bei Landsberg a. d. Warthe, war königl. preuß. Kriegs- und Steuer-Rath, wurde 1779 seines Amtes entsetzt und starb 1801 in Berlin. Er schrieb viele Satiren, aber sein Salz war stumpf; statt des Witzes mußte ihm die Gemeinheit dienen.

weſen. Um das große Räderwerk der Militair-Akademie getreu zu ſchildern, habe ich die Programme benutzt, welche alljährlich am Stiftungstage ausgegeben wurden; die „Beſchreibung der Hohen Karlsſchule (vom Profeſſor Dr. Batz) 1783“; die ſchätzbaren Berichte in Hoven's Biographie, und zwei umfaſſende Aufſätze im deutſchen Muſeum von 1781. Außerdem wurde mir vergönnt, die Lücken dieſer Darſtellungen durch Einſicht derjenigen Aktenſtücke auszufüllen, welche ſich auf Schiller beziehen und welche mit dem Archiv der Karlsſchule in das geheime Archiv zu Stuttgart übergegangen ſind. Hier möge noch bemerkt werden, daß die Militair-Akademie erſt nach Schiller's Entlaſſung, als ſie zur Univerſität erhoben wurde, den Namen „die Hohe Karlsſchule“ empfing, und daß der Dichter alſo niemals „ein Karlsſchüler“ geweſen iſt.

Wo Augenzeugen Schiller's Lebensereigniſſe erzählen, habe ich mich am liebſten deren eigner Worte bedient, denn es ruht doch immer eine gewiſſe Unmittelbarkeit darin, für deren Austilgung der höhere ſtyliſtiſche Schmuck einen kümmerlichen Erſatz bieten würde. Man iſt ohnehin bei geſchichtlichen und biographiſchen Darſtellungen in neuerer Zeit gar zu weich, zu zart, zu glatt geworden. Um die Einheit des Drucks nicht durch Quellenangaben zu unterbrechen ließ man dieſelben ganz hinweg. Man hat über die Form den Inhalt, über die Schönheit die Wahrheit zurückgeſetzt. Solche Theebrettmalerei iſt mir zuwider, und ich will mir lieber den entgegengeſetzten Vorwurf machen laſſen. In meinem Buche wird man die einzelnen Farbenſtriche deutlich erkennen und man möge mich immerhin einer unlackirten Schreibart beſchuldigen.

falls man nur gründliches Studium und volle Wahrheit an dem Gemälde, das ich entworfen habe, nicht vermißt. Ich denke, wenn jeder in ſeinem Kreiſe und in ſeinem Fache die Lüge ausrottet, um Wahrheit an deren Stelle zu ſetzen, dann wird es bald freier und beſſer werden in unſrer Welt.

Erſtes Buch.

Im elterlichen Hauſe und in Ludwigsburg.

In dem großen, volkreichen Dorfe Bittenfeld, das nahe bei der alt-württembergischen Stadt Waiblingen liegt, wohnte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Mann, Namens Johannes Schiller. Wie sein Vater, trieb auch er das Bäckerhandwerk und stand gewiß in gutem Ansehn, da man ihn zum Schultheiß des Ortes gemacht hatte. Im Jahre 1708 verheirathete er sich mit Eva Margaretha Schazin aus Alfdorf, und am 27. October 1723 wurde ihm ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Johann Kaspar Schiller empfing. Ehe dieser letztere noch zehn Jahre alt war, starb sein Vater, und der verwaiste Knabe kam zu einem Chirurgen in die Lehre. Nach überstandener Lehrzeit trat er in's Militair und zog 1745 mit einem bairischen Husarenregiment als Wundarzt in die Niederlande. Da es ihm während des Krieges an hinreichender Beschäftigung fehlte, so ließ er sich zugleich als Unteroffizier verwenden, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Sobald der Aachener Friede geschlossen wurde, kehrte er nach Würtemberg zurück und siedelte sich in Marbach an, einer freundlichen Stadt, dicht beim Neckar auf einer Höhe liegend, deren Abhänge mit Weinpflanzungen bedeckt sind. Hier heirathete er im Jahre 1749 Elisabetha Dorothea Kodweiß, die Tochter des herrschaftlichen Hof-

Inſpectors und Gaſtwirths „zum Löwen", Georg Friedrich Rodweiß. Derſelbe hatte ſich wohl einiges Vermögen geſammelt, doch eine Ueberſchwemmung des Neckar entriß ihm plötzlich Hab und Gut. So verarmte er faſt und war zuletzt froh, den Thorwärterpoſten in Marbach zu erhalten, mit welchem auch eine Wohnung, wenngleich eine recht ärmliche, am Stadtgraben verbunden war.

Aber zur Zeit, als der Chirurg Schiller ſeine Tochter heirathete, befand ſich Rodweiß noch in beſſern Verhältniſſen, und die jungen Eheleute brachten eine vollſtändig eingerichtete Wirthſchaft zuſammen. Schiller beſaß allerlei chirurgiſche Inſtrumente: einen Deſtillir-Kolben, ein zinnernes Barbierbecken, Scheermeſſer, Aderlaßſchnepper, einen Pelikan zum Zahnausziehen u. ſ. w. Außerdem hatte er Medikamente vorräthig, „beſtehend in gebrannten Waſſern, Tincturen, Spiritibus, Kräutern und andern Speciebus". Auch für zehn Gulden mediciniſcher Bücher nannte er ſein Eigenthum, und in Hinſicht auf Kleidungsſtücke war er ganz wohl verſehen. Eine Uniform von fahlfarbenem Tuch ſtammte aus ſeiner militairiſchen Laufbahn, wozu auch ein ungariſcher Sattel mit völligem Reitzeug gehörte. Zum bürgerlichen Staatsanzuge diente ihm ein neuer ſtahlfarbiger Tuchrock, feine Manſchettenhemden, ſeidne Strümpfe, ein kalamankner Cassaquin, ein bordirter Hut und ein Stock, mit Silber beſchlagen. Trotzdem belief ſich der Werth des Ganzen nur auf hundert Gulden, wozu noch über zweihundert Gulden in baarem Gelde kamen. — Eben ſo reichlich war ſeine Frau ausgeſtattet worden, nicht nur an Wäſche und Betten, ſondern auch an Kleidern, unter denen ſich mehrere ſeidene befanden. Putzſachen fehlten ihr nicht; ſie beſaß eine ſchwarze Sammethaube

mit ſilbernen Spitzen und eine blaue mit Goldſpitzen, ein Perlen- und Granat-Muſter, einigen andern Schmuck und den goldenen Trauring, den ihr der Gatte gegeben. Etwas Acker- und Gartenfeld, auf 188 Gulden abgeſchätzt, gehörte ihr ebenfalls; aber das Ameublement, mit dem ſie den neuen Hausſtand errichten wollten, war nur gering. Daſſelbe beſtand aus einer „gut gehimmelten" Bettlade, aus zwei Kleiderkaſten, einem guten Tiſch von hartem Holz, zwei eben ſolchen Stühlen und zwei „ohngelehnten" Seſſeln, wozu — nach damals üblicher Sitte — auch eine Hängewiege kam, „ſo noch anzuſchaffen". Das Eingebrachte der jungen Frau erſtieg beinahe die Höhe von vierhundert Gulden, und beide Eheleute hatten ein gemeinſames Vermögen von ſiebenhundert Gulden.

Nachdem wir den Hausſtand der Neuvermählten kennen gelernt, wird es erforderlich ſein, uns auch ihre Perſönlichkeit zu vergegenwärtigen. Frau Schiller war nicht groß, aber von ſchlankem Wuchs; ſie hatte röthlich blondes Haar und eine Menge Sommerſproſſen im Geſicht. Ihre Züge beſaßen einen ſo milden Ausdruck, ihr Auge war ſo ſeelengut, daß man ſchnell Vertrauen zu ihr gewinnen mußte. Noch im höhern Alter, aus welcher Zeit ein Bild dieſer Frau erhalten iſt, machte ihr Antlitz den wohlthuendſten Eindruck, denn reine Herzensgüte ſpiegelt ſich darin. Wenn ihr auch jene ſentimental poetiſche Bildung mangelte, die man ihr andichten wollte, ſo verſtand ſie es dennoch, in Briefen ihrem Gefühl herzinnige Worte zu geben; zum Leſen hatte ſie wenig Zeit, aber die Lieder von Uz und Gellert waren ihr lieb, beſonders des erbaulichen Inhalts wegen. Ihr Gatte war klein und wohl gewachſen, ſeine Stirn war ſchön gewölbt. Er hatte etwas

Militairiſches im Aeußern, einen kräftig beweglichen Gliederbau und einen freien, furchtloſen Blick. Dabei zeigte ſeine Phyſiognomie jenen ernſten, ſinnenden Ausdruck, der auf Anlage zum Selbſtdenken und auf ein emſiges Streben nach wiſſenſchaftlicher Fortbildung deutet, womit auch der Gang ſeines Lebens vollkommen übereinſtimmt.

Nach der Hochzeit hielt Schiller eine Barbierſtube und trieb die Wundarzneikunſt. Aber das Raſiren, Schröpfen, Aderlaſſen ꝛc. reichte kaum hin, ihn und ſeine Frau zu ernähren, deshalb trat er, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, in's wirtembergiſche Militair. Er wurde Fähnrich und Adjutant beim Regiment Prinz Louis, doch ſcheint er noch nicht ausmarſchirt geweſen zu ſein, während ihm, am 4. September 1757, nach achtjähriger Ehe die älteſte Tochter, Chriſtophine, geboren wurde. Bald darauf rückte ſein Regiment, als ein Theil der Hülfstruppen, zum öſterreichiſchen Heere; es kam nach Böhmen, und litt dort außerordentlich durch ein anſteckendes Fieber. Schiller lebte ſehr mäßig, machte ſich viel Bewegung und blieb geſund; da es an Aerzten fehlte, ſo nahm er auch ſeine Medizin hervor, um den Kranken Beiſtand zu leiſten. Gleichzeitig verſah er beim Gottesdienſt das Amt des Geiſtlichen, leitete den Geſang und las Gebete vor.

Später wurde Schiller zu einem andern Regimente verſetzt, mit dem er Heſſen und Thüringen beſuchte. Der Hubertsburger Frieden führte ihn in die Heimath zurück, und er bezog im Jahre 1768 das Standquartier Ludwigsburg. Da ihm jede Unthätigkeit verhaßt war, ſo legte er ſich nun auf den Gartenbau und gründete eine Baumſchule, durch deren treffliches Gedeihen der Herzog Karl aufmerkſam gemacht wurde. Dieſer ſtellte eine ge-

ſere Anlage auf dem Luſtſchloß Solitüde unter Schiller's Obhut, wo er, zum Hauptmann ernannt, ſein ganzes übriges Leben in Ruhe verbrachte. Er ſoll allmählig 60,000 junge Stämme gepflanzt haben, auch ſchrieb er ein umfaſſendes Werk über die Baumzucht, welches ſpäter in neuer Auflage erſchien.

Der Vater unſers Dichters war alſo Barbier und Wundarzt, Unteroffizier und Hauptmann, ſtellvertretender Geiſtlicher, Gartenkundiger und Schriftſteller. Hieraus erhellt ſeine angeborne Tüchtigkeit, die ſich in jede Form einfügen konnte, und ſein raſtloſes Streben nach erhöhter Bildung, nach erweitertem Wirkungskreis. Strenge Ordnungsliebe, Unparteilichkeit und Rechtsſinn zeichneten ihn unter allen Verhältniſſen aus. Von der Gattin und ſeinen Kindern forderte er ehrfurchtsvollen Gehorſam, den ſie ihm, mit herzlicher Liebe gepaart, zu Theil werden ließen. Der Ruhm ſeines großen Sohnes erheiterte ſein rüſtiges Greiſenalter, und die Freude machte ihn zum Jüngling, wenn er ein neues Meiſterwerk deſſelben durchlas. Aber dennoch vergab er der väterlichen Würde, ſelbſt ihm gegenüber, nicht das Mindeſte, und ſeine Briefe an Friedrich Schiller beweiſen, daß er ihn niemals anders als „Er" angeredet hat. Zwar heißt es in des Dichters Adelsdiplom, deſſen Vater ſei „als Chriſt Wachtmeiſter" geſtorben, doch das war nur eine kleine Uebertreibung vom Geheimrath von Voigt in Weimar, der die erforderlichen Notizen für jene Urkunde gegeben hatte.

Im Herbſt 1759 ſtand Schiller als Lieutenant beim General-Major Romann'ſchen Infanterie-Regiment, welches ein Lager bezogen hatte, um die gewöhnlichen Herbſtmanövers abzuhalten. Während ſeine Frau ihn dort beſuchte,

fühlte sie die Anzeichen einer nahen Niederkunft. Sie beeilte sich, nach Marbach heimzukehren, wo sie — im Hause am Markt, welches dem Seckler Ulrich Schölkopf gehörte — am 10. November von einem Knaben entbunden wurde. Wenigstens feierte die Familie des Dichters und er selbst diesen Tag stets als seinen Geburtstag. Im September 1788 schreibt er aus Rudolstadt an Wieland*): „Ich habe meinen hiesigen Freunden zugesagt, meinen Geburtstag noch mit ihnen zuzubringen, und dieser Feierliche Tag ist der zehnte November". Ebenso begrüßt Schiller seinen Körner am 10. November 1789 mit den Worten: „Mein heutiger Geburtstag erinnert mich, daß ich Dir lange nicht geschrieben habe". Da am 10. November auch Luther und Scharnhorst geboren sind, so freuete man sich der schönen Uebereinstimmung, und vor etwa dreißig Jahren pries man jenen Tag auf unsern Hochschulen in Liedern, weil er ein solches Dreigestirn der Freiheit über Deutschland heraufgeführt.

Nun entdeckte Gustav Schwab im Marbacher Kirchenbuche die Notiz: Schiller's Geburtstag sei der 11. November. Laut verkündete er seine Entdeckung, erklärte die Feier des zehnten für einen Irrthum, und seitdem wurde überall das folgende Datum an dessen Stelle gesetzt. Aber mir scheint doch, man hätte ein wenig vorsichtiger verfahren sollen, ehe man den Tag verwarf, der in Schiller's Familie für den wahren Festtag galt und der einen so merkwürdigen Zusammenklang darbot. Richtig ist es, das Marbacher Taufbuch giebt, Schiller sei am 11. November geboren und getauft, denn die Kinder wurden

*) Dieser Brief ist noch ungedruckt.

damals gewöhnlich gleich nach der Geburt in den Schooß der Kirche aufgenommen. Wenn nun aber bei Schiller ein kurzer Aufschub gemacht worden wäre, weil man den Vater des Täuflings herbeiholen wollte? Oder wenn der Pfarrer aus Unachtsamkeit ein falsches Datum eingetragen hätte? Das Letztere möchte glaublicher sein, als daß die Mutter den Tag ihrer Niederkunft vergessen haben sollte. Wenigstens sagt Schwab: „Wer die Ungenauigkeit alter Kirchenregister aus Erfahrung kennt, den können kleine Differenzen nicht irre machen", und außerdem weist er selbst einen Schreibfehler des Marbacher Taufbuchs nach*).

Weder den Eltern, noch dem Sohne blieb es verborgen, was im Kirchenregister steht; denn in den Jahren 1769 und 1773, als Schiller zum Landexamen kam und als er auf die Solitüde versetzt wurde, empfingen sie Taufscheine, worin der 11. November genannt war. Demzufolge heißt es auch 1780 in dem Abgangszeugniß, welches er von der Akademie mitbrachte: „Alter — 11. November 1759". Aber dem Dichter und seinen Angehörigen galt die lebendige Familienüberlieferung mehr, als ein todtes Kirchenprotokoll. Zwar erwähnt Schiller's Schwester Luise in einem Briefe den 11. November als dessen Geburtstag, und Hoffmeister fügt hinzu: „Diese Angabe aus dem Elternhause überwiegt die des lang entfernten Sohnes". Auch hiergegen muß ich protestiren. Luise war noch ein kleines Kind, als ihr Bruder den Kreis der Familie verließ, um nie dahin zurückzukehren, und sie mag sich wohl nach der schriftlichen Urkunde gerichtet haben. Schiller feierte 1793 sein Wiegenfest in der Heimath, und wenn

*) Schiller's Leben, S. 3 und 9.

wir wirklich annehmen wollten, er hätte das Datum verwechselt, so würde der Irrthum dort jedenfalls berichtigt worden sein. Dies war jedoch nicht der Fall, denn er beging, nach wie vor, den 10. November, und hierauf gestützt, erneuere ich den alten Satz: Schiller wurde am **10. November 1759** zu Marbach geboren.

Unter seinen Taufpathen steht eben an der Obrist und Commandant des Regiments, bei welchem der Vater diente, Christoph Friedrich von der Gabelenz, wirklicher Kammerherr, auch Chevalier de l'ordre militaire de St. Charles. Muthmaßlich war derselbe nicht persönlich anwesend und wurde nur ehrenhalber als Pathe aufgeführt, aber der Täufling bekam die Vornamen Christoph Friedrich von ihm. Sein zweiter Pathe, nach dem er Johann genannt wurde, lebte gleichfalls entfernt, und erscheint unter den Taufzeugen, weil er, der Schiller'schen Familie angehörend, sich zu einer einflußreichen Stellung erhoben hatte. Es war der Studiosus Philosophiae Johann Friedrich Schiller, der in den Biographien unsers Dichters manche Verwirrung anrichtete. Balthasar Haug in seinem „Gelehrten Würtemberg (Stuttgart 1790. S. 238.)" gab ihn für dessen Bruder aus; Schwab widerlegte den Irrthum zwar*), stempelte ihn aber, ebenso haltlos, zum Oheim und Lehrer des kleinen Fritz, und wir werden deshalb den Doppelgänger genauer beleuchten müssen.

Johann Friedrich Schiller wurde zu Marbach am **15. Juli 1731** geboren. Sein Vater und des Dichters Groß-

*) Vergl.: „Schiller's Bruder. Ein Curiosum, in der deutschen Pandora, Stuttgart 1840. Bd. I. S. 113.

vater waren Vettern. Er ſtudirte Philoſophie, aber wohl ziemlich regel- und zwecklos, da wir ihn, im Alter von achtundzwanzig Jahren, noch immer als Studenten finden. Durch vornehme Bekanntſchaften wurden ihm geheime Sendungen anvertraut, und er bewegte ſich zwiſchen dem Abenteurer und dem Diplomaten mitten inne. Seine Thätigkeit ergiebt ſich aus einem Briefe, deſſen beglaubigte Abſchrift uns mitgetheilt worden iſt *). Die Adreſſe lautet: „à Monsieur Monsieur Weiblen, Candidat en Theologie, à present à Halle, en Saxe", und gleich der Anfang lehrt, daß der Herr Studioſus bei Schiller's Taufe nicht zugegen war:

„Stuttgart, den 2. März 1760.

Mein lieber Herr Weiblen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſeit dem September in Holland geweßen, daß ich in Affairen an den Herzog nach Heßen, von dieſem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Heßen, und vom Herzog zum zweiten Male nach Stuttgart geſchickt worden, ſo ſage ich Ihnen viel, aber doch den wenigſten Theil meiner Geſchäfte. Ich habe in meinen Unternehmungen reussirt. Das iſt Alles, was ich Ihnen ſagen kann. Ich genieße vorzüglich Zutritt und Gnade; ich weiß noch nicht, ob ich wieder auf Reißen gehen werde, oder hier bleiben muß. Heute oder Morgen werde ich es erfahren. Wie viel habe ich Ihnen zu ſagen, und wie ſehr werden Sie erſtaunen.

Wollen Sie zu mir kommen, ſo ſende ich Ihnen hierbei 20 Rthlr. zur Erleichterung Ihrer Reißekoſten.

*) Schwab, Urkunden. S. 11.

Aber Sie müßen ohnverzüglich nach Empfang dieſes Abreißen. Gehe ich wieder auf Reißen, ſo werde ich Sie mitnehmen. Sie ſollen mir als Vorleßer und Secretair dienen. Es verſtehet ſich, daß ich die Briefe an den Herzog, an die Miniſters und an Standespersonen ſelbſt ſchreiben, und ſolche nur durch Sie werde copiren laßen; die übrige Briefe werde ich Ihnen dictiren. Sobald ich wieder nach Hauſe kommen werde, ſollen Sie verſorgt ſeyn, Sie mögen geiſtlich oder weltlich bleiben wollen. Das aber ſage ich Ihnen zum Voraus, was ich von Ihnen verlange, muß ohne Widerrede, Unterſuchung oder Verzögerung geſchehen. Alles, was ich unterneme, wenn es gleich bisweilen allzukühn ſcheint, hat ſeinen Grund, muß honnet ſeyn, und ich weiß, wie weit ich gehen kann und darf. Die Verantwortung überlaßen Sie mir. Bisher habe ich keine Urſachen gehabt, mich um Cabalen zu bekümmern. Ich bin mit meiner dermaligen Lage vollkommen zufrieden, und ich werde mich darin zu behaupten wißen.

Geben Sie Herrn Gebauern inniegendes Billet, und entſchuldigen Sie mich, daß ich nicht mehr habe ſchreiben können.

Ich empfehle Ihnen nochmals, wann Sie bei mir ſeyn wollen, unverzüglich abzureißen. Sie werden in Nurnberg weiter Adreſſe finden, wenn ich allzuplötzlich wieder fortgeſchickt würde. Und ſollte Ihnen woran mangeln, ſo werde ich dafür ſorgen.

Ich verſichere Ihnen, daß Sie Ihr Schickſal keinen beßern Händen als den meinigen anvertrauen können. Verſchwiegen müßen Sie ſeyn können, wenn Sie ſich der Ahndung des Herzogs, unſers liebſten Carls, und

meiner Rache nicht ausſetzen wollen. Es haben es angeſehene Perſonen empfunden, daß man mich lieber zum Freund als zum Feinde haben muß.

Bringen Sie mir von Herrn oder Madame Gebauer Briefe mit, ſo wird es mir, je länger ſie ſind, deſto angenehmer ſeyn. Nur halten Sie Sich nicht lange auf, indem ich geſchwind reiße, und es verdrießlich ſeyn würde, Sie nachkommen zu laßen.

Melden Sie bei Gelegenheit Herrn Profeßor Meier meine gehorſamſte Empfehlung.

Entſchließen Sie ſich kurz und gut; und zaudern Sie nicht. Ich umarme Sie und verbleibe, wie Sie mich kennen.

Johann Friedrich Schiller."

Mögen auch die Farben in dieſem Schreiben etwas ſtark aufgetragen ſein, ſo geht doch daraus hervor, daß der Verfaſſer wirklich für geheime Angelegenheiten reiſte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich ſeine Miſſion auf den Ankauf von Subſidientruppen in Heſſen und Würtemberg beziehe, welche für den Dienſt in Hollands indiſchen Beſitzungen verwendet werden ſollten. Schiller vermittelte dieſen zarten Gegenſtand, machte deshalb allerlei Kreuz- und Querzüge durch Europa, beſchäftigte ſich nebenbei mit literariſchen Arbeiten und überſetzte 1774 Hawkesworth's Geſchichte der Seereiſen des Commodore Byron. Auch die großbritanniſche Regierung wollte ſich der deutſchen Waffen bedienen, um das freiheitstrunkene Amerika wieder zu feſſeln; dies führte den Studioſus Schiller nach England, wo er ſeine Ueberſetzung von Robertſon's Geſchichte Amerika's (Leipzig 1777. 2 Bde.) der Königin

Charlotte dedicirte*). Die Widmung iſt „London, den 10. Juli 1777“ unterzeichnet, und darin heißt es: er wünſche ein Andenken ſeiner innigſten Ergebenheit für die Königin zu hinterlaſſen, „die Georg's Sorgen für das Wohl ſeiner Zeitgenoſſen, durch die Bildung ſeiner würdigen Familie zu Menſchenfreunden, verſüßt, und auf dem Throne kein höheres Vorrecht oder Vergnügen fühlt, als den Menſchen wohl zu thun“. — Im Jahre 1784 beſaß Schiller eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthauſe zu Mainz, wogegen die Nachricht, er ſei bei der Handlung Schwan und Göß, ins Reich der Erfindungen gehört. Er überſetzte eine Anthologie von Fabeln und Erzählungen aus dem Engliſchen, welche er, mit danebenſtehendem Originaltext, in der Karthauſe (1786—1787) drucken ließ**); auch eine „Haushaltungskunſt des menſchlichen Lebens“ hat er aus England nach Deutſchland herüber gebracht.

Wir kehren zu dem neugebornen Knaben zurück. Von Kinderkrankheiten vielfach heimgeſucht, entwickelte er ſich langſam und ſchien der Mutter ähnlich zu werden, beſonders hatte er das röthliche Haar und die Sommerſproſſen von ihr. Einzelne Krampfanfälle überwand ſeine gute Natur, und durch die ſorgſame Pflege der Mutter

*) Hoffmeiſter hat (Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke, S. 7.) dieſe Ueberſetzung, wovon ihm nur die zweite Auflage bekannt war, dem jüngeren Schiller zugeſchrieben. Weil er darin aber deſſen „ausgearbeiteten Styl“ vermißte, ſo gelangte er zu dem Schluß: dieſelbe ſei ihm vornehmlich ein Mittel zur Abtragung ſeiner Mannheimer Schulden und zur Verbeſſerung ſeiner äußern Lage überhaupt geweſen.

**) S. Gothaiſche gel. Zeitung, 1784. S. 711.

kräftigte er ſich allmählig. Vier Jahre zählte der kleine Burſch, als ſein Vater, nach langen Feldzügen, in die Heimath zurückkehrte. Die Garniſon deſſelben war zuerſt Cannſtadt, dann Ludwigsburg, wohin ihm auch ſeine Familie folgte. Fritz zeigte ſich nun ſchon aufmerkſam auf Alles, was der Vater verlas, und unabläſſig ſtrömten ſeine Fragen, bis er den Inhalt erfaßt hatte. Beſonders gern hörte er ihn Stellen aus der Bibel leſen, und wenn jener, im Kreiſe der Seinigen das Morgen- oder Abendgebet ſprach, dann eilte der Knabe von ſeinen liebſten Spielen herbei.

Die bezeichneten Gebete wurden vom Lieutenant Schiller eigens verfaßt, und ſie verriethen eine Naturanlage zur geiſtlichen Poeſie. Ein ſolches fand ſich unter den Papieren ſeiner Gattin, mit deren eigenhändiger Bemerkung: „Dieſes Gebet hat Papa ſelbſt gemacht und alle Morgen gebetet".

Treuer Wächter Iſrael's, Dir ſei Preis und Dank und Ehre,
Laut anbetend leb' ich Dich, daß es Erd' und Himmel höre.
Engel, Menſchen, Thiere, Pflanzen, alle loben Gott den Herrn;
Heilig, heilig, heilig iſt er! Dies erſchalle nah und fern.
Willig ſoll mein erſter Hauch, da ich von dem Schlaf erwache
Und, des Lebens nun bewußt, an das Tageslicht mich mache,
Meinem Gott geheiligt heißen, und der Lippen erſter Laut
Sei, ſo wie mein ganzes Leben, nur auf Gottes Ruhm gebaut.

Denn, daß ich noch jetzo bin, daß mich nicht ein Todesschlummer
Andern Todten gnriellt, oder ſonſt Gefahr und Kummer
Mit dem neuen Licht des Tages mir ein Uebel ſichtbar macht,
Dieſes iſt ein Werk der Gnade, ein Beweis von Gottes Macht.
Geſtern legt' ich meinen Leib unbeſorgt zur Ruhe nieder,
Gläubig bat ich Dich darum, und Du gabſt mir heute wieder,
Guter Gott, mein Leib und Leben, Gattin, Kinder, Hab' und Gut,
Alles daß Du wohl beſchützet, alles war in Deiner Hut.
Gnade iſt's und kein Verdienſt, daß Du mir den Lebensfaden
Dieſe Nacht nicht abgekürzt, oder ſonſt mit Angſt beladen.
Denn ich muß vor Dir bekennen, daß nichts Gutes an mir iſt,
Und daß auch der beſte Vorſatz das Vollbringen bald vergißt.
Wolltest Du, gerechter Gott, nur oft nach Verdienſt belohnen,
Und nicht täglich mit Geduld meiner trägen Schwachheit ſchonen,
Ach! wie hätten Zorn und Flammen Deines Eifers mich bedeckt
Und, in Meder, Staub und Aſche, ſchon verlängſt dahin geſtreckt.
Dieſes, Deiner Langmuth Lieb, laß mich heut zur Buße leiten,
Heute noch, denn ungewiß iſt der Zukunft Stund und Zeiten;

Ueberzählte Augenblicke ſind vielleicht ſchon nicht mehr mein,
Darum laß mich mit der Buße keinen Pulsſchlag ſäumig ſein.
Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntniß treiben,
Oder, nach der Heuchler Art, bei der Reue ſtehen bleiben,
Nein! es müſſen Geiſt und Leben der Gewohnheit ſich entziehn
Und, in einem neuen Wandel, Früchte der Bekehrung blühn.
Welt und Himmel eint ſich nicht; ſoll ich mich zu Gott erheben,
Darf ich nicht zugleich an dem, was nicht Gott iſt, fortan kleben;
Alles, was dem großen Haufen genehm iſt und wohlgefällt,
Sei bei unverfälſchten Chriſten abgethan und eingeſtellt.
Immer iſt mein Vorſatz zwar, gut und ernſtlich umzuwenden,
Oefters fang' ich freudig an, von den angewöhnten Sünden,
Von der Trägheit, Gott zu leben, Gott zu dienen, abzuſtehn,
Und auf ſeinen guten Wegen unverrückt einher zu gehn.
Aber leider, und wie oft, fehlt es mir an eigner Stärke,
Und wie werd ich dann betrübt, wenn ich meine Schwachheit merke,
Wenn Gebet und Flehn und Thränen mir nicht meine Kraft verleihn,
Und das eifrigſte Beſtreben, fromm vor Dir, o Gott, zu ſein,
Bald durch Zufall, bald durch Netze, die mir der Verderber legt,

Wiederum vereitelt wird, und ſich neue Bosheit regt.
Aber ſoll ich darum ganz an der Beſſerung verzagen?
Bei dem guten Gott nur ſtets über Unvermögen klagen?
Nein! ich will mich friſch ermannen; Geiſt der Gnade ſteh' mir bei,
Daß mein Wandel heut und immer Dir allein gefällig ſei.
Führe mich auf ebner Bahn, leite mich auf Deinen Wegen;
Gieb mir auch im Leiblichen: Nahrung, Kleider, Schutz und Segen.
Alles was ich bin und habe übergeb' ich Deiner Hut:
Mach es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!

Amen! *)

Solch patriarchaliſcher Gottesdienſt wirkte tief auf den heranblühenden Knaben, und Chriſtophine Schiller hat das Bild ihres betenden Bruders in treuem Gedächtniß bewahrt: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergeſicht zu ſehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunſt gefalteten Hände, gaben ihm das Anſehn eines Engelsköpfchens.“

Des Knaben Folgſamkeit und ſein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderſtehlich an. Immer liebreich gegen die Schweſter und ſeine Geſpielen, immer bereit, ihre Fehler zu entſchuldigen, ward er aller Liebling. Schiller's treffliche Mutter verſtand es, die beiden Keime ſeines Gemüths zu wecken, und neuen

*) Nach der Handſchrift von Schiller's Mutter.

Samen darin auszustreuen. Sie war gewohnt, wenn sie Sonntags mit den beiden Kindern zu ihren Eltern ging, ihnen das Evangelium zu erklären, worüber man gerade predigte. Diese Besuche im großelterlichen Hause, welche von Cannstadt und Ludwigsburg unternommen wurden, zählte Schiller zu den freundlichsten Erinnerungen seiner Jugend, und Christophine sagt: „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich, auf ihrer Wanderung nach Emmaus, Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor."

Im Jahre 1765 beförderte Herzog Karl den Vater Schiller's zum Hauptmann, und schickte ihn als Werbeofficier nach Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, gab ihm jedoch Erlaubniß, in dem würtembergischen Grenzort Lorch wohnen zu dürfen. Die Häuser des Dorfes stehen im einsamen Wiesenthal, von einem Hügel schauen die dazu gehörigen Klostergebäude ernst herab, und vor denselben breitete eine uralte Linde ihren mächtigen Wipfel aus. Rings umziehen düstere Tannengebirge das Thal, durch welches sich der Remsfluß windet; steile, baumlose Felsenfirnen ragen in der Ferne, unter denen sich der schroffe Rechberg und der weltberühmte Hohenstaufen scharf bemerkbar machen. Die Lage der Umgebung von Lorch ist ganz geeignet, eine feurige Knabenphantasie auf das fruchtbarste zu entzünden.

Bei den biedern und gutmüthigen Bewohnern fand die Schiller'sche Familie eine liebevolle Aufnahme, und besonders zeigte sich der Ortsgeistliche, Mag. Philipp Ulrich Moser, „Sindelfingensis", wie er selbst zu schreiben pflegte, als wahrer Freund des Hauses. Er hatte einen Sohn, Christoph Ferdinand Moser, der mit Fritz Schiller die beste Kameradschaft schloß und dessen sanfter Character sehr bildend auf ihn wirkte. Fritz wurde zu dem Pfarrherrn in die Schule gethan, wo die beiden Knaben gemeinschaftlichen Unterricht empfingen. Unser Dichter lernte zuvörderst lesen, doch ehe er das noch recht konnte, hatte man ihm schon etwas Latein, ja sogar griechische Wörter eingeprägt. Der eifrige Lehrer ließ ihm im sechsten Jahre mit der Sprache von Rom beginnen, und im siebenten kam auch die Sprache von Griechenland an die Reihe. Moser war ein wackerer aber strenger Mann. Scharf sah er auf den Lebenswandel der jungen Leute seines Kirchspiels, und ließ ihnen, wenn er es für nöthig hielt, auf dem Rathhause sagen: wie viel ein Pfund Heller koste. Dabei fand er viel Verdruß und wenig Dank, was ihn vielleicht bestimmte, im Jahre 1767, kurz ehe die Schiller'sche Familie Lorch verließ, das dortige Pfarramt mit einem andern zu vertauschen. Sein kleiner Schüler war ihm indeß herzlich ergeben, und um sein Andenken zu ehren, hat Schiller nachmals den Geistlichen, der in den Räubern auftritt, „Moser" genannt.*)

Christoph Ferdinand Moser wollte, wie sein Vater,

*) Christophine, bei Körner und Caroline v. Wolzogen. Heinwald, im neuen liter. Anzeiger, 1807 Nr. 26. Schwab's Urkunden, S. 36.

ein Prediger werden, und es gelang ihm, auch seinem Freund Schiller lebhafte Neigung für den geistlichen Stand einzuflößen. Gern ließen dessen Eltern ihn gewähren, sie hatten ihre stille Freude an der theologischen Betriebsamkeit ihres Fritz. Oft stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Wer zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort, und ließ sich so bald nicht wieder sehen. Seine kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen, und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers abgemerkt, daß diese eine gewisse Eintheilung hatten, wonach er denn die Form der seinigen zu bilden strebte.*) — War das alles nur ein dunkler Nachahmungstrieb, oder war es die erste Regung, dem innern Wogen nach außen hin Worte zu leihen? Wer mag die Seele des Kindes enträthseln, in der stets ein rastlos geschäftiges Walten herrscht, wie ein Korallenbaum, wodurch das Ganze unmerklich und wunderbar fortwächst.

Fritz ging gern in Kirche und Schule; nur selten wurden diese versäumt, wenn etwa ein heiterer Tag ihn und die Schwester zu einem Ausfluge in die Berge verlockte. Solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung mußten dem strengen Vater verborgen bleiben, und die List, die hierbei aufgeboten wurde, machte sie den Kindern doppelt reizend. Zu ihren Lieblingsspaziergängen

*) Von Hoven und Reinwald a. a. O.

gehörte eine Kapelle auf dem benachbarten Calvarienberge, wohin der Weg durch die Leidensstationen führte. Auch das Kloster, welches viele Gräber des Hohenstaufen-Geschlechts umschließt, besuchte man; der Vater erklärte dann die geschichtlichen Denkmale der Gegend, oder erzählte von seiner eignen Kriegerlaufbahn, und oft nahm er den Knaben zu den militairischen Uebungen mit. *)

In diesen Bergen und Thälern knüpfen sich fast an jede Felswand, an jedes rieselnde Gewässer, an jeden altersbraunen Thurm vaterländische Historien und Sagen. Jeder Schwabe hat ein heißes Herz für die Heimath; er kennt ihre Heldensagen, wie ihre Berg- und Waldmährchen, auch weiß er mit lebhafter, malerischer Weise davon zu berichten. Das gab dem kleinen Schiller reichen Stoff zum Sinnen und Denken, wenn er die Geschichte und die Poesie des Volkes so unmittelbar empfing. Eine Fülle frischer Lebensbilder drängte sich ihm auf; die Ruhe, die Abgeschlossenheit des elterlichen Hauswesens paßte recht dazu, sie einsam weiter fortzuspinnen, wodurch ihre Innerlichkeit immer mehr gewann.

Wie bedeutungsvoll müßte es sein, nicht nur für die Geschichte von Schiller's Genius, sondern für die Geschichte des Menschengeistes überhaupt, wenn uns der Dichter seinen damaligen Entwicklungszustand selbst geschildert hätte — wenn er uns geschildert hätte, wie einzelne bunte Sonnenstäubchen ihm durch die Seele zuckten, wie sie größer und größer wuchsen, bis sie sich endlich zu mächtigen idealischen Welten formten. Es scheint fast, als habe Schiller einmal den Plan gehabt, ein solches Bild seines innern Le-

*) Christophine bei Caroline v. Wolzogen.

gendlebens zu entwerfen. Nachdem ſeine Prüfungs- und Wanderjahre vorüber waren, nachdem er in Jena ein Amt und ein liebes Weib gefunden, bat er den Vater, ihm alles zu ſenden, was ſich unter deſſen Papieren von ſeinen früheſten Arbeiten und Poeſien etwa finden möchte. „Dieſe Dinge intereſſiren mich jetzt", ſchrieb er, „und ich brauche ſie als Belege zur Geſchichte meines Geiſtes."

Der alte Herr kam dem Wunſche mit großer Lebhaftigkeit entgegen, und er erwiederte am 6. März 1790: *) „Die Geſchichte Seines Geiſtes kann intereſſant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der erſten Begriffe mit hinein, ſo wäre nicht zu vergeſſen, daß Er einmal den Neckarfluß geſehen und ſonach, im Diminutivo, jedes kleine Bächgen ein Neckarle geheißen; wiederum hat Er einen Galgen bei Scharndorf, als Mama mit ihm nach Schwäbiſch Gmünd gefahren, einer Mausfalle verglichen, weil Er vor dieſem Mäuſefallen geſehen, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unſerem Quartier, der Herberge zur Sonne in Lorch, da man ihm ſtatt Mantel einen ſchwarzen Schurz, und ſtatt Ueberſchlags ein Predigt-Lätzgen anthun müſſen. Und dann die äußeren Umſtände Seiner Eltern, da Er lernen, vornehmen und thun mußte, gerade das und ſo viel, als dieſe Umſtände erlaubten. Endlich Sein Uebergang in die herzogliche Militair-Akademie, woſelbſt Er erſtlich als Theolog, nachher als Juriſt und zuletzt als Arzt Sein Studium angefangen. Wie Er Sein erſtes Trauerſpiel: „Die Chriſten", in Seinem dreizehnten Jahre

*) Ich theile die Stelle hier zum Erſtenmal nach dem Original mit.

geschrieben; was für lateinische Distichen, Carmina und Epistolae etc. Er verfertigt; wie Er mit Hrn. Professor Jahn in Collision gekommen; — doch das gehört mehr zu einer Lebens-Beschreibung, und jetzo abstrahire ich."

Mit Schillers Geist und Gemüth, gestaltete sich zugleich sein kindlicher Charakter, und einzelne Grundzüge desselben traten deutlich hervor. Er zeigte sich stets wahr und gewissenhaft; begangene Fehler gestand er fast immer selbst. Vom Eigenthum hatte der Knabe kaum einen Begriff, und es war seine vorherrschende Neigung, alles mit Andern zu theilen. Oft verschenkte er Sachen, deren er nothwendig bedurfte: Bücher, Kleider, ja sogar Stücke von seinem Bett. Da Christophine einen gleichen Hang besaß, so wurde sie seine Vertraute; um den Bruder zu schützen, gab sie sich als Mitschuldige an und duldete Scheltworte oder Züchtigungen für ihn. Die beiden Geschwister waren schon frühe ein Herz und eine Seele; sie durchlebten ihre Spiele, ihre Träume, ihre kleinen frohen und trüben Schicksale mit einander. Wenn sie sich irgend schuldig fühlten, dann bekannten sie, die väterliche Strenge fürchtend, lieber der sanften Mutter ihr Vergehn, und baten, daß sie selbst die Strafe an ihnen vollziehen möchte. — Einst bemerkte der Vater, Fritz trage seine Schuhe nur mit Bändern zugebunden, und als er ihn darüber zur Rede stellte, erwiederte dieser: „Ich habe die Schnallen einem armen Jungen gegeben, der sie nur Sonntags anlegt; ich habe ja doch noch ein Paar für die Sonntage." Des Vaters Rührung verhinderte diesmal jeden Verweis, doch mußte er ihm das Verschenken der Schulbücher ausdrücklich untersagen.*)

*) Christophine bei Caroline v. Wolzogen, und bei Andreas Streicher, S. 11.

In der grünen Waldeinſamkeit von Lorch machte Schiller eine Bekanntſchaft, die ſich nach Jahren recht herzlich erneuerte. Carl Philipp Conz, 1762 zu Lorch geboren, war damals ein gar kleiner Burſch, doch ließ ihn Fritz an ſeinen Spielen Theil nehmen. Gleich dem letzteren, erwählte auch Conz die Theologie, und folgte dann einem Trieb zur Dichtkunſt. Nach faſt ſechszig Jahren konnte er ſich Schiller's Bild aus jener früheren Zeit zurückrufen, und erinnerte ſich einzelner Knabenſcenen, die er mit ihm verlebt hatte.*) Ständlin's ſchwäbiſcher Muſenalmanach (Jahrgang 1782, S. 169) enthält eine Ode von Conz: „An S*. Im März 1781", welche unzweifelhaft an Schiller gerichtet iſt und den Landſchafts-Hintergrund ihrer Kindheit ſchildert:

„Sieh, hier auf den Auen der Heimath,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieſelnden Quell,
Der patriarchaliſch ſein ſchwarzblaues Waſſer
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künſtlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der wiedertönt vom Geſang der Vögel,
An ſchattigen Tannen
Und hochdrohenden Eichen,
Wo mir klaglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Aechberg,
Und weiter hinten, wo unten die Flur,

*) Siehe oben S. 33.

Vom Weidenbach durchschlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken,
Dein Stolz, Suevia,
Der mächtige Staufenberg! — —
— — — — — — —

Ach, wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig mich anspricht
Mein Knabengefühl! —
Und o, wie du schon da
Manche kindische Freuden
Mit mir theiltest,
Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jetzt
Aufzuloedern begann, und bald
Ausschlagen wird zur Flamme!"

Schiller behielt immer eine große Anhänglichkeit an die Umgebung von Lorch, und als er die Akademie verlassen hätte, war sie das Ziel des ersten Ausflugs, den er mit Christophinen unternahm. Jedem guten Menschen bleibt die Heimath der Jugend theuer, um wie viel mehr muß dies beim Dichter der Fall sein. Hier regten sich zuerst die Schwingen seiner Phantasie und führten ihn in die Zauberwelt der Träume; hier ist ihm jeder Teich eine wunderbergende Meerestiefe, jeder Busch ein geheimnißvoll belebter Wald gewesen. Als Schiller die Elbgehend bei Meißen erblickte, war er tief ergriffen, denn

ſie mahnte ihn an die Fluren von Lorch, „an den Tummelplatz ſeiner frühen dichteriſchen Kindheit.“ *)

Während des Lorcher Aufenthalts hatte ſich die Schiller'ſche Familie um ein Glied vermehrt. Im Januar 1766 wurde die Schweſter Luiſe geboren, und Fritz hatte nun ein liebes kleines Weſen, mit dem er tändeln konnte. Sein Vater beſchäftigte ſich zur Zeit eifrig mit Beobachtung der Bodenkultur, woraus eine ſchriftſtelleriſche Arbeit entſtand, die den Titel führte: „Betrachtungen über landwirthſchaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg; aufgeſetzt von einem herzoglichen Offizier. 4 Stücke. Stuttgart 1767—1769“. **) Der Knabe ſah alſo in ſeiner nächſten Nähe literariſche Thätigkeit und Publikation, was gewiß nicht eindruckslos an ihm vorüberging. Uebrigens lebte die Familie zu Lorch in ſehr beſchränkten Verhältniſſen, weil der Hauptmann Schiller drei Jahre lang nicht den mindeſten Sold empfing, ſondern vom eigenen Vermögen zehren mußte. Erſt nachdem er beim Herzoge eine nachdrückliche Vorſtellung eingereicht hatte, daß er auf ſolche Art unmöglich länger als ehrlicher Mann auf ſeinem Poſten beſtehen könne, wurde er abgerufen, und 1768 in die Garniſon Ludwigsburg verſetzt, wo man ihm den rückſtändigen Sold allmälig nachzahlte. Hier fand er nun Gelegenheit, ſeine Anſichten von der Benutzung des Bodens aus der Theorie in die Praxis zu

*) Briefwechſel mit Körner, I. 54.

**) Vergl. Allgem. literar. Anzeiger, 1797 Nr. 52, S. 584, wo ſich ein kurzer Nekrolog Johann Kaſpar Schiller's findet, ohne daß auch nur bemerkt würde, er ſei der Vater des Dichters geweſen.

übertragen; er gründete eine Baumschule, und diese erfreute ihn durch treffliches Gedeihen.

Unser Schiller zählte neun Jahre, als er mit den Eltern von Lorch nach Ludwigsburg kam. Der neue Aufenthalt mußte ihm im Vergleich mit jenem stillen Walddorfe, außerordentlich prächtig und volkreich erscheinen, denn Herzog Karl hatte, weil er die aufsässigen Landstände durch Stuttgart's Schaden strafen wollte, seine dortige Residenz mit Ludwigsburg vertauscht. Nun war die kleine Stadt plötzlich zum Schauplatz alles Glanzes, aller fürstlichen Zerstreuungen umgezaubert, und was die Mode, die Laune, die Bizarrerie nur irgend Strahlendes und Ungewöhnliches ersinnen mochte, das sammelte sich in dem deutschen Fontainebleau. Hier gab es italienische Oper, französisches Schauspiel, Ballets, Seiltänzer und, zur Karnevalszeit, eine venetianische Messe, welche von Jung und Alt nur in der Maske besucht werden durfte. Welch eine Fülle von fremden Erscheinungen, neuem Leben und überraschenden Eindrücken für den leicht empfänglichen Knaben. Jetzt sah er zum Erstenmal ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Prachtliebe des Herzogs irgend erzielen konnte. Hauptsächlich wurden Opern dargestellt; im raschen Wechsel zogen reichgemalte Dekorationen vorüber, und es kamen nicht blos künstliche Löwen und Elephanten, sondern auch lebendige Pferde auf die Bühne. Dazu ein treffliches Orchester, ausgezeichnete Sänger und schimmernde Ballets, von Noverre arrangirt, von dem berühmten Vestris getanzt — dies alles vereinte sich, Schiller's reizbare Phantasie zu entflammen.

Eine unbekannte Welt eröffnete sich ihm, an welche sich nun seine Spiele, sein ganzes Dichten und Trachten

anknüpfte. Schon damals gingen ihm Pläne zu Trauerspielen durch den Kopf, und bis ins vierzehnte Jahr war es sein stilles Vergnügen, mit ausgeschnittenen Papierdocken dramatische Scenen aufzuführen. Die Schwester Christophine half ihm treulich dabei; ihre angeborene Lust zum Zeichnen und Malen kam nicht blos den Kulissen, sondern auch den tragischen Helden selbst zu statten. War die Vorstellung dann geordnet, so mußten leere Stühle symbolisch den Kreis der Zuschauer vertreten, und das Stück begann. Aber Schiller's Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich trotz dieser Spiele nicht; der Trieb seiner Seele hatte sich schon in Doppeläste getheilt: er wollte erfreuen und belehren.*)

Einen rechten Jugendfreund fand er in Ludwigsburg, mit dem er für's ganze Leben verbunden blieb. Es war Friedrich Wilhelm von Hoven. Die Knaben hatten mancherlei Berührungspunkte: beide waren von gleichem Alter, beide Offizierssöhne, Schulkameraden und angehende Theologen. Nach einiger Zeit bezog sogar die Schiller'sche und die Hoven'sche Familie dasselbe Haus, dasjenige nämlich in dem sich die Cotta'sche Buchdruckerei befand. Hoven neigte sich, durch den Special Zilling irregeleitet, zur Frömmelei, doch da er sonst ein frischer geistvoller Knabe war, that er das kopfhängerische Wesen bald wieder von sich. Je weniger Freiheit er und Schiller nach außen hin hatten, je mehr ihre Väter sie zum Fleiß anhielten, mit deste größerer Herzlichkeit umschlossen sie einander. Sie verbrachten jede Mußestunde zusammen, und übten allerlei Muthwillen, namentlich spielten sie

*) Christophine bei Frau v. Wolzogen und Reinwald a. a. O.

dem Setzer in der Druckerei täglich einen andern Streich. Schiller war, ungeachtet der Einschränkung, in der er vom Vater gehalten wurde, damals sehr lebhaft, ja beinahe übermüthig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wobei es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den ältern und stärkern imponirte er, weil er niemals Furcht verrieth. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei solchen Neckereien keine bösartige Gesinnung, sondern nur muthwillige Laune, die ihm daher auch leicht verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren wenige seiner vertrauten Freunde, aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer schien ihm zu groß, das er ihnen nicht hätte darbringen mögen.*)

Schiller und Hoven besuchten gemeinschaftlich die lateinische Schule in Ludwigsburg. Dieselbe war aus drei Klassen zusammengesetzt, von denen jede unter einem einzigen Lehrer stand, der den Titel Präcepter führte. In der untersten Klasse wurde nichts als Latein gelehrt; nur der Freitag blieb unserer Muttersprache gewidmet. Hier waltete als Lehrer ein ernster, etwas strenger Mann, der aber die Schüler freundlich behandelte, so daß alle Fleißigen ihm zugethan waren. Jede Lektion wurde mit Gebet eröffnet, und Sonntags gab es Religionsunterricht in der Kirche. Am Vormittag mußten die Scholaren der Predigt, Nachmittags der Katechisation beiwohnen. Der

*) Hoven, in dessen Biographie, S. 34, u. bei C. v. Wolzogen.

Dichter Schubart war damals Organiſt in Ludwigsburg; er entzückte die Bewohner durch treffliches Orgelſpiel, und ging nach dem Gottesdienſt aus der geiſtlichen Melodie zuweilen in eine weltliche über. Zwar verbot ihm dies der orthodoxe Special Zilling*) von Amtswegen, doch Schubart, der das ganze Publikum für ſich hatte, kehrte ſich nicht daran und ſchleuderte nur einzelne ſatyriſch poetiſche Pfeile auf das hochmüthige Treiben jenes Geiſtlichen.

Zu Neujahr 1769 überreichte Schiller ſeinen Eltern folgendes Gedicht:

„Herzgeliebte Eltern!

Eltern, die ich zärtlich ehre,
Mein Herz iſt heut voll Dankbarkeit!
Der treue Gott dies Jahr vermehre,
Was ſie erquickt zu jeder Zeit!

Der Herr, die Quelle aller Freude,
Verbleibe ſtets Ihr Troſt und Theil;
Sein Wort ſey Ihres Herzens Weide
Und Jeſus Ihr erwünſchtes Heil.

Ich dank' vor alle Liebes Proben:
Vor alle Sorgfalt und Geduld.
Mein Herz ſoll alle Güte loben,
Und tröſten ſich ſtets Ihrer Huld.

Gehorſam, Fleiß und zarte Liebe
Verſpreche ich auf dieſes Jahr.
Der Herr ſchenk' mir nur gute Triebe,
Und mache all mein Wünſchen wahr. Amen."

*) Special iſt eine altwürtembergiſche Benennung für Dekan, ſie bedeutet eigentlich: Special-Superintendent, als Gegenſatz zum General-Superintendenten.

Dieſe Strophen ſind auf einen Foliobogen geſchrieben, und gegenüber ſteht derſelbe Glückwunſch in lateiniſcher Sprache. Das Blatt wird in der Schiller'ſchen Familie aufbewahrt, aber keineswegs nennt eine Ueberlieferung den Knaben als Autor des Gedichts. Dennoch fügt Hoffmeiſter, der daſſelbe zuerſt veröffentlichte*), hinzu: „Daß dieſe Verſe mit den lateiniſchen Worten, wirklich von Schiller verfaßt ſind, erleidet keinen Zweifel". Hier herrſcht unbedingt ein Irrthum, denn nahe Verwandte und Freunde des Dichters bezeugen ausdrücklich: ſein erſtes deutſches Gedicht ſei am Tage vor der Confirmation entſtanden. Mir erſcheint das Ganze wie ein ächt ſchulmäßiger Neujahrswunſch, welcher ihm zum Abſchreiben und zum Ueberſetzen ins Lateiniſche vorgelegt wurde.

Gegen Oſtern 1769 machte Schiller eine Reiſe nach Stuttgart, denn die theologiſchen Scholaren aus ganz Würtemberg mußten ſich dort einfinden, um ſich vom Rektor des Stuttgarter Gymnaſiums, Mag. Knaus, prüfen zu laſſen. Man nannte dies „das Landexamen". Nur diejenigen, welche mehrfach durch deſſen Fegefeuer paſſirt und jedesmal gut beſtanden waren, wurden zum weitern Studium der Theologie in einer Kloſterſchule aufgenommen; alle übrigen wies man als untauglich zurück. Schiller erſchien dem hochgeſtrengen Examinator gleich als ein hoffnungsvoller Knabe, und er gab ihm die Cenſur: „Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur". — **) Mit erleichtertem Herzen kehrte der Belobte nach Ludwigs-

*) Nachleſe, I. 3.

**) Morgenblatt 1807, Nr. 201.

burg zurück, wo er übrigens ſchon für einen der beſten Schüler ſeiner Klaſſe galt. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor ſeinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß, denn dieſer, bei entſchiedenen Talenten in der eigenen Jugend faſt vernachläſſigt, ſetzte alles daran, daß der Sohn etwas tüchtiges lernen ſollte. Fritz that ihm nie genug, und wenn auch deſſen Lehrer vollkommen zufrieden waren, ſo ſprang und ſpielte er ihm doch, außer der Schulzeit, noch gar zu viel im Garten herum, weshalb er manche Strafe empfing.*)

Bald darauf kam Schiller in die zweite Klaſſe der Schule, wo eben auch wieder, vor allen andern Dingen, Lateiniſch traktirt wurde. Aber man erhob ſich hier bereits von der trockenen Grammatik zum Ueberſetzen, und der Präceptor dieſer Abtheilung, gleichfalls ein gewiegter Schulmann, ließ ſich den Unterricht ſehr angelegen ſein. Da er indeß zu den Frommen gehörte, ſo rechnete er den eifrigen Beſuch der Predigt ſeinen Schülern höher an, als Fleiß und Faſſungskraft. Freitags, wo man ausnahmsweiſe der deutſchen Sprache oblag, ließ er ſtrenggläubige Bücher leſen und hielt förmliche Katechiſationen, wie in der Kirche. Wenn ſich dabei jemand unaufmerkſam zeigte, dann tadelte er ihn einſtweilen nur mild durch Worte, aber ſeine Schuld blieb im treuen Gedächtniß angemerkt, und falls derſelbe Knabe beim lateiniſchen Unterricht irgend einen Fehler beging, ſo wurden ihm die reſtirenden Prügel doppelt nachgeliefert. Deshalb war der Präceptor mehr gefürchtet, als geliebt, und ſeine Schelaren ſpannten alle Segel auf, um recht bald in die oberſte Klaſſe verſetzt zu werden.

*) Horn, bei Caroline v. Wolzogen.

Bisher hatte Schiller sich eigentlich nur durch lateinische Sprachkenntnisse Lob erworben. In andern Wissensfächern, in geistigen Kräften und Fähigkeiten ragte er nicht auffallend hervor; wenigstens ahnten weder Lehrer noch Mitschüler etwas von den seltenen Anlagen, die in ihm schlummerten. Als er eilf Jahre zählte, gab sich allmälig das Ungewöhnliche seines Wesens kund. Nun war er kein Freund mehr von den lärmenden Vergnügungen des Knabenalters, sondern durchzog während der Freistunden, mit einem auserwählten Genossen, die schöne Landschaft um Ludwigsburg und ihre schattigen Fruchtbaumwälder. Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Pläne für die kommende Zeit waren ihm damals der liebste, fesselndste Unterhaltungsstoff.*)

Ganz unerwartet brach auch sein poetischer Drang einmal in lautem Erguße hervor. Er hatte als Sekundaner mit einem Schulkameraden, Immanuel Gottlieb Elwert aus Cannstadt, in der Kirche den Katechismus zu sprechen. Ihr Lehrer, der uns schon als beschränkter Frömmling bekannt geworden, drohte, sie furchtbar durchzupeitschen, wenn sie nur ein einziges Wort verfehlen würden, und zum Unglück fügte es sich, daß er selbst an dem bestimmten Tage die Katechese zu halten bekam. Mit zitternder Beklemmung fingen die Knaben an, doch brachten sie glücklicherweise ihre Aufgabe ohne Anstoß heraus und empfingen jeder zwei Kreuzer zur Belohnung. Eine Baarschaft von vier Kreuzern hatten die jungen Freunde selten beisammen gehabt, deshalb beschäftigte sie die lange Frage: was sie sich Gutes dafür thun sollten? Schiller's

*) Petersen, im Morgenblatt 1807, Nr. 164.

Vorschlag, auf dem Hartenecker Schlößchen kalte Milch zu essen, fand Beistimmung, allein in Hartenek war das Gewünschte nicht zu erlangen. Schiller trug jetzt auf einen Vierling Käse an; für diesen wurden aber vier Kreuzer gefordert, und die kleinen genügsamen Wanderer hätten nicht einmal Brod dazu gehabt. Mit unbefriedigtem Magen pilgerten sie also weiter nach Neckarweihingen, wo man ihnen endlich, wenn auch nicht ohne vielfaches Herumfragen, eine Milch in reinlicher Schüssel und obendein silberne Löffel zum Essen gab. Alles dies kostete nur drei Kreuzer, und es blieb noch einer zu Johannisträubchen übrig. Ueber solchen Vollgenuß von Lust gerieth Schiller in eine dithyrambische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, stieg er auf den Hügel, von welchem man Hartenek und Neckarweihingen überschauen kann, und ertheilte, in wahrhaft dichterischem Schwung, dem milchentblößten Orte seinen Fluch, demjenigen aber, der ihnen die Labung gereicht, seinen gefühltesten Segen. — Nach zwanzig Jahren erinnerte er sich des Vorfalls noch sehr genau, und erzählte ihn seinem Freunde Elwert, der nun Physikus in Cannstadt war, „mit der lebendigsten Umständlichkeit und Freudigkeit". *)

Im Jahre 1770 wurde Schiller's Vater plötzlich aus der Garnison Ludwigsburg abberufen. Der Herzog Karl hatte auf der Höhe des bewaldeten Hasenbergs, drei Stunden von Stuttgart, in den Jahren 1763 bis 1767 ein Lustschloß erbaut, dem er den Namen „die Solitüde" gab. Das prachtvolle Gebäude, in Rundform errichtet,

*) Petersen, a. a. O.

war an den Seiten mit Pavillons und in der Mitte mit einer hohen Kuppel verſehen, von welcher ſich dem Auge eine weite Ausſicht darbot. Bedeutende Baumpflanzungen umringten das Schloß, und ſie wurden der Obhut des Hauptmann Schiller anvertraut, denn ſowohl deſſen „Betrachtungen über landwirthſchaftliche Dinge", als ſeine praktiſche Tüchtigkeit hatten dem Herzog dargethan, dieſer Offizier könne auch im Frieden dem Vaterlande nützlich werden. Zugleich gründete der Fürſt auf der Solitüde ein Waiſenhaus für Soldatenkinder, die namentlich in Tanz und Geſang, in Gartenkunſt und Bildhauerei Unterricht erhielten, um künftig einmal den Feſten des Hofes zu dienen.

Unſer Schiller blieb in Ludwigsburg zurück, wo er bei dem Ober-Präcepter der Schule, Profeſſor Johann Friedrich Jahn, in Koſt und Wohnung gethan wurde. Derſelbe führte das Scepter in der oberſten Klaſſe, welche den raſch vorwärts ſtrebenden Knaben jetzt aufnahm. Zwar bildete auch hier die lateiniſche Sprache den Mittelpunkt, doch wurde außerdem Griechiſch und Hebräiſch gelehrt; jenes als Erforderniß für die gelehrte Bildung überhaupt, dies als Vorbereitung zum Studium der Theologie. Jahn beſtieg, obwohl er Geiſtlicher war, niemals die Kanzel, denn ſeine Neigung hatte ihn ganz dem Lehrfach zugewendet und er galt für einen vorzüglichen Schulmann. In den alten Sprachen beſaß er eine ſeltene Meiſterſchaft, auch imponirte er den Scholaren durch unerſchütterlichen Ernſt und durch die Conſequenz beim Unterricht. Jeden einzelnen kannte er genau, und wußte jeden, nach ſeinen Anlagen, möglichſt zu fördern. Obwohl er nur ſprachlichen Unterricht gab, ſo ließ er doch, beim Erklären der Klaſſiker, vielfache wiſſenſchaftliche Dinge

mit einfließen, und die Schüler des Ludwigsburger Gymnasiums kamen vorbereiteter auf die höhern Lehranstalten, als diejenigen, welche eine andere Landesschule besucht hatten. Von römischen Dichtern ließ Jahn Ovid's Tristia, Virgil's Aeneide und die Oden des Horaz übersetzen. Schiller lernte also frühzeitig drei Matadore des Alterthums kennen, indeß bemerkte keiner von den Mitschülern, daß er damals an einem dieser Sänger mit besonderer Innigkeit hing.*)

"Wenngleich Jahn sich in der Klasse als tüchtiger Lehrer zeigte und Schiller gute Fortschritte unter seiner Leitung machte, so wurde ihm doch nicht heimisch im Hause des rauhen, mürrischen Mannes, und endlich kam es zur offenen „Collision" zwischen ihnen. Der eilfjährige Knabe, auf einmal von Eltern und Schwestern getrennt, fühlte sich vereinsamt, er vermißte die liebende Sorgfalt seiner Angehörigen. Sein bester Trost war die Nähe der Solitüde. Jeden Sonn- und Festtag benutzte er, um auf schnurgerader, mit Alleen gesäumter Straße zu ihnen hinzuwandern, wo er von freien Augen und Herzen empfangen wurde. Am Neujahrstage 1771 überreichte er dem Vater einen lateinischen Glückwunsch, den er selbst übersetzt hatte."**) Gegen Ostern ging er dann wieder nach Stuttgart zum Landexamen, und Schiller erhielt, für die letzten beiden Jahre nachstehende Censur: „Puer bonae spei, qui non infeliciter in litterarum tramite progreditur."

Bald nachher sollte er der Oberaufsicht des finstern

*) Hoven's Biographie, S. 18, und Petersen a. a. O.

**) Hoffmeister's Nachlese IV. 1.

Professor Jahn enthoben, zugleich aber auch von seinem treuen Freunde Hoven getrennt werden. Es lag nämlich in der Natur des Herzogs Karl, daß seine Entwürfe anfangs klein waren, und sich dann, während der Ausführung, größer und größer gestalteten. Jetzt hatte er das Waisenhaus auf der Solitüde zu einer „Militairischen Pflanzschule" erhoben; Knaben aus den bessern Ständen, besonders Offizierssöhne, sollten darin aufgenommen und ausgezeichnete Lehrer dabei angestellt werden. Der erste, der für das Institut berufen wurde, war der Ober-Präceptor Jahn, und er ging ohne Säumen an den Ort seiner Bestimmung ab. Da nun aber noch die Zöglinge fehlten, so ließ der Herzog seine Offiziere auffordern, ihre Söhne der Pflanzschule zu übergeben. Auch Hoven's Vater erhielt ein solches Schreiben, und um sich nicht in Ungnade zu stürzen, meldete er den jüngeren Sohn, Christian August, zur Aufnahme an. Als er diesen dorthin brachte, begleitete ihn auch der ältere, Schiller's Busenfreund, welcher Theolog werden wollte. Herzog Karl sah denselben, er gefiel ihm, und halb mit Güte, halb mit Gewalt behielt er beide Brüder auf der Solitüde.

Es mußte nun eine andere Pension für Schiller ermittelt werden, weil er seinen Schulcursus noch nicht vollendet hatte. Durch Abgang des Professor Jahn war dessen Stelle erledigt, welche jedoch durch den Ober-Präceptor Winter sogleich wieder besetzt wurde. Nach altem Herkommen sollte derselbe mit lateinischen Versen empfangen werden, und die Aufgabe, das Begrüßungsgedicht zu verfassen, traf unsern Schiller. Er löste sie ohne Schwierigkeit, und glaubte seinem neuen Vorgesetzten mit dem darin angebrachten Wortspiel:

Ver nobis Winter polliciusque bonum,

etwas sehr Schmeichelhaftes zu sagen. Winter war ein biederer, doch zugleich sehr heftiger Mann, der sich leicht vom Jähzorn hinreißen ließ. Einst wurde Schiller wegen eines bloßen Mißverständnisses, ganz schuldlos durch harte Stockschläge von ihm gestraft. Etliche Tage nachher erkannte Winter seinen Irrthum, und ging zu Schiller's Vater, um sich deshalb zu entschuldigen, denn er war überzeugt, der Knabe werde die unverdiente Züchtigung zu Haus geklagt haben. Dieser hatte jedoch, wahrscheinlich aus Furcht vor dem strengen Vater, kein Wort davon verlauten lassen, obwohl man die blauen Flecke von den empfangenen Schlägen noch auf seinem Rücken fand.*)

Schiller's Neigung zur Poesie sprach sich in Ludwigsburg besonders dadurch aus, daß er alle Schulgenossen an Emsigkeit übertraf, wo es galt, lateinische Distichen zu machen.**) Es hat sich ein langes Carmen solcher Verse erhalten, in welchen Schiller dem Special M. Jilling für dessen Erlaubniß zur Abhaltung der Herbstferien, den allgemeinen Dank ausdrückt. Dasselbe ist vom 28. September 1771 datirt, und es beginnt:

O mihi post ullos nunquam memorande Decenne,
Audi hilari grates nunc quoque fronte meas.
Quod libertatem nobis requiescere paulum
A studiis nostris atque labore dabas.
Nam non sunt semper tractanda negotia curis,
Alternoque juvat mista labore quies. etc.***)

*) Petersen's Nachlaß (Supplemente v. Hoffmeister, I. 4.) und Reinwald im neuen literar. Anzeiger 1807, Nr. 49.

**) Hoven, S. 54.

***) Schwab, Urkunden, S. 37.

Der mehrmals genannte Zilling war der Sohn eines Bäckers aus Ludwigsburg, doch um deſto größeren Stolz legte er auf die errungene geiſtliche Würde, und ſeine pfauenhafte Gravität ging bis zur Lächerlichkeit. So durfte ſein eigner Bruder, welcher dort den Küſterpoſten bekleidete, ihm niemals den Kirchenrock überziehen, ohne ihm eine tiefe Verbeugung zu machen. Hiermit vereinigte er ein dermaßen bigotes und eifervolles Chriſtenthum, daß ihn die Bewohner der Stadt und Gegend „den lutheriſchen Pfaffen“ zu nennen pflegten. Einen andern hervorſtechenden Charakterzug bildete ſein Verfolgungsgeiſt und ſeine Rachſucht. Nicht zufrieden, daß Schubart vom Organiſtenamt entſetzt worden war, verbot er, als derſelbe auf dem Aſperg ſaß, dem dortigen Prediger, ihm das Abendmahl zu reichen, wonach der Gefangene dringend begehrte.

Dieſer Mann beherrſchte in Ludwigsburg alles, was Kirche oder Schule betraf; durch ihn empfing Schiller den Religionsunterricht, durch ihn wurde er im Jahre 1772 confirmirt. Bei dieſer Gelegenheit verſuchte er ſich, nachdem er die lateiniſche Metrik vollkommen inne hatte, nun auch in deutſchen Verſen. Seine Eltern waren von der Solitüde herübergekommen, um dem feierlichen Akte beizuwohnen, und Schiller ſelbſt erzählte nachmals, am Tage zuvor ſei ſein erſtes deutſches Gedicht entſtanden. Die fromme Mutter ſah nämlich mit Bekümmerniß, daß er theilnahmlos auf der Straße umherſchlendere, denn jene blinden, ſtarren Glaubenslehren, welche Zilling vortrug, mußten den religiös erzogenen Knaben mehr abſtumpfen als anfeuern. Sie rief ihn zu ſich, machte ihm ſanfte Vorwürfe über eine ſolche Gleichgültigkeit, und ſuchte ihm die Wichtigkeit des kommenden Tages ein

dringlich darzustellen. Ihre Ermahnungen weckten sein religiöses und poetisches Gefühl; er zog sich in die Einsamkeit zurück, und brachte dann der Mutter ein deutsches Gedicht, welches den Eindruck schilderte, den die Ablegung des Glaubensbekenntnisses in ihm hervorrief. Als er den lyrischen Erguß auch seinem Vater übergab, nahm ihn dieser lächelnd mit der Frage hin: „Bist du närrisch geworden, Fritz?“)

Während dieser Zeit wurde Schiller durch körperliche Schwäche, die vom schnellen Wachsen herrührte, mehrfach in seinem Fleiß unterbrochen. Deshalb erhielt er auch beim Landexamen 1772 eine weniger günstige Censur. Sie lautete: „Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus, utut eos non penitus exaequet.“ Unter den Antecessoren sind nämlich seine Ludwigsburger Mitschüler zu verstehen. Als aber seine Gesundheit sich wieder kräftigte, holte er das Versäumte mit rastlosem Eifer ein und lag so anhaltend über den Büchern, daß die Lehrer ihm befehlen mußten, hierin Maaß zu halten. Je näher die Zeit heranrückte, wo er nach einer Klosterschule abgehen sollte, desto eiserner wurde die Ausdauer, die er seinen Studien widmete. Schiller's außerordentliche Fort-

*) Zuerst in den Tübinger gelehrten Anzeigen, 1805. S. 524. — Petersen erzählte dann im Morgenblatt 1807, Nr. 164: es sei ein lateinisches Gedicht für den Vater gewesen, worauf Genz (ebendaselbst Nr. 201) das Ganze nach Schiller's eigenen Worten berichtigte. In seinem schriftlichen Nachlasse giebt Petersen zu, er könne sich, was die Sprache des Gedichts betrifft, geirrt haben, aber den Ausruf des Vaters habe ihm dieser persönlich mitgetheilt. (Hoffmeister's Nachlese, I. 3.)

schritte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erwarben ihm bei jeder Prüfung ein doppeltes A, womit man nur die besten Schüler zu bezeichnen pflegte.*)

Doch eben diese trefflichen Zeugnisse bewirkten, daß sein Wunsch, ein Geistlicher zu werden, nicht in Erfüllung ging. Um talentvolle Zöglinge für die Solitude zu gewinnen, wurde von Zeit zu Zeit bei den Lehrern Nachfrage gehalten, und sie erklärten Friedrich Schiller stets für einen vorzüglich begabten Knaben. Hierauf wendete sich Herzog Karl an dessen Vater, mit dem Erbieten, seinen Sohn in der Pflanzschule völlig kostenfrei unterrichten und erziehen zu lassen. Dies verursachte große Bestürzung in der Familie, weil alle Mitglieder den Gedanken, Schiller werde Theologie studiren, seit lange gehegt und liebgewonnen hatten. Ein theologischer Lehrstuhl war indeß auf der Solitude nicht vorhanden; der Hauptmann Schiller suchte daher die ihm zugedachte Gnade durch eine freimüthige Vorstellung abzulehnen, worauf der Herzog auch selbst erwiederte: unter solchen Umständen könne er die Laufbahn des Knaben im Institute nicht begründen.

Einige Zeit hindurch schien der Fürst den jungen Schiller vergessen zu haben, doch unerwartet erließ er dann noch zweimal die Aufforderung an den Vater: seinen Sohn der Akademie zu übergeben, wo ihm die Wahl des Studiums ganz anheim gestellt bleiben sollte, und wo er eine bessere Versorgung gewinnen würde, als es im geistlichen Stande irgend möglich sei. Solch drei-

*) Andreas Streicher, S. 12, und Gent im Morgenblatt 1807, Nr. 201.

mal wiederholter Wunsch des Herzogs war einem Befehl ziemlich gleich, und es mußte ihm Folge geleistet werden, wenn man sich nicht der höchsten Ungnade aussetzen wollte. Der Hauptmann Schiller besaß wenig eigenes Vermögen; er lebte mit seiner Familie nur vom herzoglichen Sold. Fritz zeigte sich bereit, obwohl mit schmerzlicher Ueberwindung, dem angebahnten Lieblingsplane zu entsagen und in die Pflanzschule einzutreten. Seine Eltern fühlten sich dadurch einigermaßen beruhigt, daß sie, auf der Solitüde wohnend, den Sohn zuweilen sprechen konnten; auch wußten sie, welche Sorfalt für das Wohl der Zöglinge verwendet wurde, und wie des Herzogs persönliche Theilnahme die strenge Disciplin bedeutend milderte.

Am 18. Januar 1773 richtete Schiller's Vater nun ein Schreiben an den Intendanten der Pflanzschule, Major von Seeger, worin es heißt: von den selbst bemerkten Wirkungen des Instituts und von der glücklichen Aussicht für seinen Sohn durchdrungen, könne er nicht Worte finden, seine Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen den Herzog auszudrücken. „Wäre es möglich, durch Gebete und Wünsche das endliche Loos aller Menschen abzuändern, so müßte Unsterblichkeit vom Himmel herniedersteigen, und dem besten, dem weisesten und gnädigsten Landesregenten, unserm durchlauchtigsten Herzog, zu Theil werden, doch! wer wird hieran zweifeln, da der Saame des unschätzbaren Guten, welchen Höchstdieselben, mit eigenen höchsten Händen, in die Herzen ganzer künftiger Geschlechter ausstreuen, für die Ewigkeit reifet? Wenn nach verfloſſenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: das haben wir dem großen

Herzog Karl zu verdanken; Sein Name und Sein Thun sei bei uns in Segen!“ — Trotz dieser schwunghaften Worte, war es dem Hauptmann Schiller nicht Ernst mit dem Entzücken, denn nur widerstrebend und bekümmert hielt er seinen Sohn vom geistlichen Stande zurück. Am Schluß des Briefes fügte er noch hinzu: „Möchten doch alle Pflänzlinge ihre große Bestimmung erkennen und sich derselben gemäß verhalten! Möchte auch besonders mein Sohn die Erwartungen von ihm rechtfertigen! An meinen Ermahnungen soll es niemals fehlen, wenn mir anitzt gnädigst erlaubt ist, durch solche zu seiner Aufmunterung etwas beizutragen.“ *)

Der dreizehnjährige Knabe wählte zu seinen Studien das juristische Fach, und Professor Jahn bescheinigte ihm nach einer Vorprüfung: er übersetze die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch seine Handschrift sei sehr mittelmäßig. Die Eltern statteten ihren Fritz für den neuen Lebensweg nothdürftig aus. Er kam mit einem „blauen Röcklein nebst Camisol ohne Ermel“ angethan, auf die Solitude; nächstdem führte er funfzehn lateinische Bücher und eine Baarschaft von 43 Kreuzern bei sich. So wurde er in die militairische Pflanzschule aufgenommen. **)

*) Schwab, Urkunden, S. 42.

**) A. a. O. S. 39 u. 41

Zweites Buch.

Auf der herzoglichen Pflanzschule und Karls-Akademie.

Das Charakterbild des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg iſt mehr als ein anderes geeignet, durch kurze, ſkizzenhafte Darſtellung tief in den Schatten zu treten, weil ihm dabei alle Lichter entzogen werden, welche eben in kleinern Einzelnzügen ruhen. Wir wollen verſuchen, uns Schiller's fürſtlichen Erzieher parteilos, ohne Liebe und ohne Haß, zu vergegenwärtigen. Karl wurde 1728 geboren, und zählte erſt neun Jahre, als ſein Vater ſtarb. Während die Regentſchaft der ehrgeizigen Herzogin Wittwe überlaſſen blieb, befand ſich der Knabe in Berlin, wo ſeine geiſtigen Anlagen für den künftigen Herrſcherberuf ausgebildet werden ſollten. Ehe deſſen Erziehung aber noch zur Hälfte vollendet war, erwirkte ein geſchickter Agent, der Freiherr von Montmartin, am kaiſerlichen Hofe die Mündigkeitserklärung für Karl. Dieſelbe wurde beſonders durch eine Verwendung König Friedrich's II. gefördert, der ihm bezeugte, daß er fähig ſei „noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorſicht ſeiner Sorgfalt anvertraut". Dem kaum ſechszehnjährigen Knaben wurde alſo das Scepter von Würtemberg ausgeliefert, und die Landſchaft glaubte allen ihren Pflichten genügt zu haben, als die proteſtantiſche Religion gegen Eingriffe des jungen katholiſchen Fürſten geſichert war. Nach der Inſtruktion, die der Weiſe von Sansſouci ihm

gegeben, begann Karl zu regieren; er schrieb sogar in angelernter philosophischer Ekstase, ein Buch „über die Tugenden und Laster". Aber bald durchbrach seine sinnliche Natur diese künstlich aufgetragene Deckfarbe; zügellos erwachte die Leidenschaft im Herzen des werdenden Jünglings, und feile Creaturen beiferten sich dienstbeflissen, jeden Damm fortzuschaffen, der den wilden, zerstörenden Strom etwa hemmen konnte.

Den einzigen Rettungsweg schien eine rasche Verheirathung darzubieten. Seine junge Gemahlin war sehr schön und sehr hochmüthig; sie verachtete das Volk, während Karl es liebte. Bald trennte er sich von ihr, sie reiste nach Hause zurück, und nun brach das Unheil mit voller Gewalt über Würtemberg herein. Die Summen, welche strahlende Feste, Oper, Ballet, Jagden, kostbare Reisen und italienische Maitressen vertilgten, waren unerschwinglich. Das Wild zerstörte in ganzen Heerden die Saaten des Landmanns; mit allen Aemtern wurde offener Handel getrieben; kein Mittel, ob es auch noch so niedrig war, blieb unversucht, um die fürstlichen Kassen mit Geld zu füllen, welches dann eine unersättliche Genußsucht schnell wieder verpraßte. Als nichts andres mehr half, verkaufte Karl die Söhne des Landes an Frankreich, und empfing auf diesen „Subsidienvertrag" einen Vorschuß von beinahe drei Millionen Livres. Er hatte sich längst von Friedrich dem Großen losgesagt, und beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges rückte er freiwillig mit 14000 Mann, deren Aufstellung die Würtemberger fast zur Verzweiflung brachte, in Sachsen ein.

Zwar fingen die Landstände bereits an zu protestiren, aber der Herzog kümmerte sich wenig darum, und es

fehlte ihm nicht an Werkzeugen, welche ſtets bereit waren, ſeine Gelüſte zu erfüllen, wenn er ſie kaum ausgeſprochen. Nach der Thronbeſteigung war Montmartin, für die geleiſteten Dienſte, als Miniſter ins Land gerufen worden; eine kriechende Seele, in der Schlauheit und Feigheit einander die Wage hielten. Neben ihm ſtand der Obriſt Rieger, um trotzig und unerſchrocken die geheimen Entwürfe Montmartin's auszuführen. Er trieb die nöthigen Soldaten zuſammen, mit Güte oder mit Gewalt, und endlich gewann er ein ſolches Anſehn, daß der eiferſüchtige Miniſter dieſen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen beſchloß. Er entdeckte alſo eine hochverrätheriſche Correſpondenz, welche Rieger mit dem Ausland geführt haben ſollte, und legte ſie dem Herzog vor. Da wurde der Obriſt, während er ſich recht im Sonnenſchein der Gunſt und Gnade wähnte, plötzlich verhaftet und in den tiefſten Kerker der Feſtung Hohentwiel geworfen.

Mehr beſiegt, als ſiegend, kehrte die würtembergiſche Heeresmacht aus dem ſiebenjährigen Kriege zurück. Trotz des Friedens dachte man nicht daran, ſie zu vermindern, denn das Soldatenſpiel war jetzt Karls Steckenpferd geworden. Daneben hatte der Luxus ſeines Hofes den Gipfel erreicht; Künſtler und Gaukler aus allen Weltgegenden ſammelten ſich um ihn, und ſeine Jagdluſt ſtieg bis zur Raſerei. Auf irgend geſetzlichem Wege waren die Summen, welche dies Treiben verſchlang, nicht mehr zu erſchwingen; die Umgebung des Herzogs ſuchte alſo ihr Heil in Erpreſſungen. Wittleder, ein Menſch, der ſich vom Handwerksburſchen zum Kirchenrathsdirector erhoben, trieb offener und ſchaamloſer als jemals den Wucher mit Beamtenſtellen; auch Montmartin hatte die

Furcht beſeitigt, man wagte es, in die landſchaftliche Kaſſe zu greifen und ganz verfaſſungswidrige Steuern auszuſchreiben. Da brach denn endlich der Vogen; das Volk hielt die Regungen ſeines Haſſes nicht mehr zurück, die Landſchaft legte ihre Schüchternheit ab und that entſchloſſene Schritte. Herzog Karl hatte, des ewigen Murrens und Proteſtirens überdrüſſig, ſeine Reſidenz nach Ludwigsburg verlegt, um das trotzige Stuttgart durch Entziehung der gewohnten Nahrungsquellen zu züchtigen. Er kümmerte ſich weder um Klagen, noch um Warnungen, ſondern fing an, die prächtigen Schloßgebäude der Solitude zu errichten. Den Landſchaftsconſulenten Johann Jakob Moſer aber, einen durchaus ehrenwerthen Mann, ließ er, weil er ihn für ſeinen ſtandhafteſten Gegner hielt, ohne Verhör und Urtheil nach Hohentwiel abführen, wo derſelbe in ſchauerlicher Gefangenſchaft fünf Jahre ſchmachtete.

Die Landſtände machten ihrem Herzog den Proceß bei Kaiſer und Reich, welcher damit endete, daß 1770, namentlich durch Preußens Vermittlung, ein Vergleich zu Stande kam. Die ſchwer verletzte Verfaſſung wurde in Folge deſſen wiederhergeſtellt; Montmartin und Wintleder wurden entfernt. Um die Zeit ſah Karl die Gattin des alten baireuther Kammerherrn, Baron von Leutrum, an den ihr unbemittelter Vater, ein Herr von Bernardin, ſie verheirathet hatte. Die eben ſo ſchöne als geiſtreiche Frau zählte damals zwei und zwanzig Jahre; der Herzog verliebte ſich leidenſchaftlich in ſie und entführte ſie ihrem Ehemann. Voll aufrichtiger Ergebenheit hing er an Franziska; er machte ſie zur Gräfin von Hohenheim, und ließ ſich, nach dem Tode ſeiner Gemahlin (1786), morganatiſch mit ihr trauen.

Sie übte einen großen Einfluß auf ihn, sie milderte seine heftige Gemüthsart und trug dazu bei, daß seine Theilnahme für Kunst und Wissenschaft ihm ein Anker in dem erlittenen Schiffbruch wurde. Herzog Karl — gewohnt, was er that, ganz zu thun — beschränkte sich nun, da er den früheren Luxus unmöglich fortführen konnte, zu einer sehr einfachen Hofhaltung. Der müßige, goldbetreßte Schwarm wurde bedeutend reducirt, die Aemter zum großen Theile entlassen, und das Theater mußte vom Gipfel der Verschwendung in die Ebene der Nothdurft herabsteigen. Franziska von Hohenheim war ganz zufrieden mit diesem Niederreißen des Untauglichen, aber sie bestärkte den Herzog zugleich im Aufbauen neuer, nützlicher Institute, und hierzu fand sein thatendurstiger, seine ewige Unruhe Spielraum genug.

Er hatte ein fast vernachlässigtes Land übernommen. Die Bodenkultur stand auf der niedrigsten Stufe, die Wissenschaft beschränkte sich auf ein dürres Philologenthum, für die Kunst war Schwaben eine ultima Thule. In demselben Maaße, wie des Herzogs sinnliche Empfänglichkeit nachließ, machten seine geistigen Anlagen sich immer mehr geltend und forderten endlich auch ihr Recht. Das dunkele Bewußtsein der eignen unvollkommenen Erziehung, erfüllte ihn mit dem Drange, die Jugend zu erziehen, zu bilden, und so errichtete er Schulen für den Ackerbau, für Kunst und Wissenschaft. Zwar behauptet man: durch Hebung des Ackerbaues habe er nur größere Summen zur Befriedigung seiner fieberhaften Bauluft gewinnen wollen, die Kunst sei ihm eine Favoritsclavin gewesen, um in müßigen Stunden mit ihr zu tändeln, und die Wissenschaft habe er nur aus persönlicher Eitelkeit gepflegt

Es iſt mitunter gewagt, ſegensreiche Wirkungen bis ſcharf bis auf den Urquell zurückführen zu wollen, weil man dabei demjenigen, von dem ſie ausgingen, gar leicht ein Unrecht thut. Herzog Karl kann viele Thatſachen für ſich ſprechen laſſen, welche der Mit- und Nachwelt ſehr zu gut kommen. Franziska blieb ihm überall anregend zur Seite; ſie beſaß Geiſt und Gemüth, aber auch, wo ihr Verhältniß zum Herzoge berührt wurde, eine große Reizbarkeit. Darum konnte ſie ſich nicht entſchließen, für Schubart's Befreiung entſchieden mitzuwirken, denn er hatte jenes Verhältniß durch ein Epigramm unzart und bitter verletzt.

So war alſo die militairiſche Pflanzſchule entſtanden, aus welcher bald nachher die Karls-Akademie hervorging. Commandowort und Zopf herrſchten darin, und nicht blos als Aeußerlichkeiten, ſondern als Symbole jener leiblichen und geiſtigen Disciplin, die der Herzog überall forderte. Nur zwanzig Jahre beſtand dieſe Anſtalt, denn ſein Nachfolger hob ſie ſogleich auf, ohne ſie nur einmal beſucht zu haben. Doch auch hier erzielte Karl Reſultate, vor denen jeder Angriff verſtummen muß, denn die Akademie gab uns, in der kurzen Zeit ihres Beſtehens, einen Schiller, einen Cuvier, einen Dannecker und einen Jumſteeg. Dazu kam noch der gewichtige Umſtand, daß die Stände hier verſchmolzen wurden, wie wohl kaum irgend wo anders. Gelehrte, Künſtler, Militairs und Beamte wuchſen als vertraute Mitſchüler empor; die Akademie war, wenn auch in beſchränktem Sinne, ein Inſtitut der Nationalerziehung. Die Urtheile, welche man damals über dieſelbe fällte, laſſen ſich kurz zuſammenfaſſen: öffentlich wurde ſie mit Lob überſchüttet und im Geheimen

tief herabgesetzt. Viele machten es wie Schubart; dieser pries die Anstalt in seiner deutschen Chronik (1774 S. 341) als „eine Pflanzschule der Menschheit", aber im Briefe an den Professor Haug, vom 14. März 1775, nannte er sie „die Sclavenplantage auf der Solitüde". Außerdem hatte sich folgendes Epigramm von ihm verbreitet, dessen Deutung nicht schwer zu errathen war:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Der Herzog kannte dies Stachelgedicht, allein zu den hellsten Zügen seines Wesens gehörte die Versöhnlichkeit. Nachtragen war Karl's Sache nicht. Sobald Moser, auf Befehl des Reichshofraths, aus der Haft entlassen werden mußte, ging er nach Stuttgart, wo ihn der Fürst selbst für schuldlos erklärte und ihn in sein Amt wieder einsetzte. Eben so verlieh er an Rieger den wichtigsten Posten auf dem Asperg, und als Schubart endlich freikam, machte er ihn zum Direktor der Hofmusik und des Theaters in Stuttgart. Aus demselben Sinne der Versöhnlichkeit ging auch das Reskript hervor, welches der Herzog am 11. Februar 1778 erließ, mit der Bestimmung, daß es von allen Kanzeln herab verkündet werden solle. Darin fand sich die denkwürdige Stelle:

„Gott, von dem alles Gute kommt und ohne welchen nichts Gutes kommen kann, haben Wir es zu verdanken, daß durch seine Güte Unsre Lebensjahre mit dem heutigen Tage sich auf funfzig, mithin ein halbes Jahrhundert, erstrecken, wobei er Uns besonders seine Gnade verliehen, Unserem so vorzüglichen Berufe gemäß, dasjenige mit zu

ten Kräften und guter Gesundheit bisher ausführen zu können, was nicht allein Unsere Regentenpflichten mit sich gebracht, sondern auch was Wir zum wahren Besten Unserer lieben und getreuen Unterthanen nach Unserer landesväterlichen Obliegenheit von Zeit zu Zeit für dienlich befanden."

„Da Wir aber Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch für das Künftige bleiben müßen, so hat es nicht anders sein können, als daß, theils aus angeborner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen, sich viele Ereigniße ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, denn dies ist die Schuld eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gefallen dieser Erden, für beständig heilig sein und bleiben sollte."

Es liegt in diesem offenen Zugeständniß ein Strahl von Größe; der Sieg über sich selbst ist mehr, als eine gewonnene Schlacht. Herzog Karl hatte gewiß keine Ahnung, daß er, der starre Monarchist, in Würtemberg den Boden aufleckerte und zubereitete für den Samen der französischen Revolution, die er noch erleben sollte. Die junge Saat spreß da zuerst hervor, wo sie sein Herz am nächsten traf, nämlich inmitten der Karlsschule. Als er in jener sturmbewegten Zeit, den Zöglingen eine warnende Rede hielt, wurde er förmlich von ihnen ausgepfiffen; er warf ihnen einen einzigen Blick zu, und verließ das Institut, das er seitdem selten mehr besuchte.

Schiller war keineswegs blind für die dunkeln Schatten im Charakter des Herzogs, aber er kannte auch dessen Lichtseiten; ja, er liebte und bewunderte ihn in vielen Dingen. Wer dies leugnen wollte, würde unsern Dichter oftmals der Heuchelei und Lüge beschuldigen müssen. Nach Jahren, als er mit Hoven an der Gruft des fürstlichen Erziehers stand, sagte Schiller: „Da ruht er also, dieser rastlos thätig gewesene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch!“

Am 17. Januar 1773 trat Schiller in die Pflanzschule ein, wo er seinen Schul- und Spielgenossen Hoven wiederfand, und wo die Nähe seiner Eltern jedes Gefühl der Vereinsamung unterdrückte. Herzog Karl hatte beim Erbauen der Solitüde anfangs nur ein leichtes freundliches Landhaus gründen wollen, aber seine Pläne wuchsen immer erst zur vollen Höhe heran, wenn die Ausführung schon begonnen hatte. Mit magischer Schnelligkeit ließ er also eine kleine Fürstenstadt emportauchen, wobei freilich den stärksten Zauber die Schweißtropfen frohnender Bauern ausüben mußten. Das prächtige Schloß sprang bis zum Abhange des Berges vor, und eine Allee führte von dort nach Ludwigsburg, dessen Thürme man in der Tiefe sah. Allerhand Nebenflügel und Pavillons umzingten den Pallast, worunter sich auch die Akademie befand; außerdem lagen eine katholische Kirche, ein Opern-

haus, ein Marſtall und einige Kaſernen für die herzogliche Garde auf dieſem Plateau.

Herrlich war die Fernſicht von der Solitüde. Ueber Bergwellen und friſche Thäler erreichte der Blick die rauhe Alp, deren pittoreske dunkle Felſenform die hellen Mauern der Veſte Reuffen mächtig hervortreten ließ. In der entgegengeſetzten Richtung lagerten die blauen Umriſſe des fränkiſchen Gebirgs, und wo der Weg nach Stuttgart führte, ſtieß eine waldige Hochebene an das Schloß, aus deren feuchtem Moosboden alte Buchen, Eichen und Tannen ihre breiten Wipfel emporſtreckten. Auch die innern Verhältniſſe der Anſtalt waren vollkommen geeignet, den jungen Schiller mit ſeinem Schickſal auszuſöhnen, denn für die Zöglinge wurde auf jede Weiſe geſorgt. Das Schulgebäude, mit Lehrſälen, Schlaf- und Speiſezimmern, war luftig und geräumig; die Koſt einfach aber nahrhaft und vollauf. Ihre halbmilitairiſche Tracht gab den Eleven ein gutes Anſehen, und ſie gefielen ſich darin. Man hatte tüchtige Lehrer berufen; Unterrichtsſtunden und körperliche Uebungen wechſelten mit einander, und über das ſittliche Betragen der Zöglinge wachten gediente Unteroffiziere. Major von Seeger leitete als Intendant das Ganze mit vieler Einſicht, während der Herzog ſelbſt häufig beim Speiſen oder in den Lehrſtunden zugegen war. Er bezeigte ſich liebreich wie ein Vater, und nannte ſie auch gewöhnlich ſeine Söhne. Wenn er mit der Gräfin Franziska nach Stuttgart hinüberfuhr, dann ſah man die herzogliche Kutſche nicht ſelten, von innen und außen, ganz voll Eleven gepfropft, welche zu der Luſtreiſe mitgenommen wurden.

Was Schiller in dieſer kleinen, abgeſchloſſenen Welt

zuvörderst lernen sollte, war Latein und Griechisch, nebst den Elementarzügen der Geschichte, Erdbeschreibung und Größenlehre. Im Lateinischen fühlte er sich beinahe Meister und am Stiftungstage der Akademie, den 14. December 1773, erhielt er auch den ersten Preis in der griechischen Sprache. Derselbe bestand in einer großen silbernen Medaille, auf welcher des Herzogs Bildniß und ein Symbol derjenigen Wissenschaft, worin der Schüler sich hervorgethan, geprägt war. Das Diplom für Schiller wurde, nach üblichem Gebrauch, auf Pergament ausgefertigt, und sowohl vom Intendanten Seeger als vom Professor Jahn unterzeichnet.*) Die Aufgabe, welche ihm solchen Lohn errungen hatte, war eine Erklärung äsopischer Fabeln gewesen, wobei er bewies, daß er den Geist der schönen Sprache von Hellas besser zu fassen wußte als seine Mitbewerber.

Von den übrigen Wissenschaften lernte Schiller nicht allzuviel, denn er widmete jede Mußestunde, selbst auf Spaziergängen, dem Studium poetischer Werke. Und welche Poesien waren es, die den vierzehnjährigen Jüngling so ganz gefesselt hielten? Keine geringeren als Klopstock's Dichtungen, vor allem der Messias. Aber nicht etwa ein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen suchte er darin, sondern Stoff zum ernsten, täglich fortgesetzten Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen und Aneignen! Dies warme, volle Einsaugen großartiger Anschauungen, Gefühle und Bilder hat unbedingt eine sehr innige Wirkung auf Schiller's Bildungsgang ausgeübt. Losgerissen von der geistlichen Laufbahn, die er

*) Morgenblatt 1808, Nr. 37.

ſich ſo lange mit den Glanzfarben einer jugendheißen Phantaſie vorgezeichnet, auf ein einſames Waldſchloß verſetzt, von deſſen Höhe der Blick weit über die Thäler hineilte, mußten ſich Klopſtock's bibliſche Geſichte ſeines ganzen Gemüths bemächtigen. Oft wandelten ihn heilige Schauer und Entzückungen an, er ergoß ſich in Gebete, und hielt, auch in Gemeinſchaft mit Andern, förmliche Andachtſtunden. Aber niemals geſellte er ſich zu den ſchwärmeriſchen Betbrüdern und Kopfhängern, die, unter dem Namen Pietiſten, einige Jahre hindurch in der Akademie ihr Weſen trieben.*)

Außer mit Klopſtock's Poeſien, hatte Schiller ſich mit Virgil's Aeneide und mit den Prophetenliedern des Morgenlandes, nach Luther's unerreichbarer Ueberſetzung, vertraut gemacht. Sein Geiſt verſchmähte indeß ſchon damals, immer nur zu empfangen; er wollte ſelbſt bilden, zeugen, geſtalten. Im Jahre 1773 verſuchte Schiller ſeine jugendliche Dichterkraft an hohem Stoff und hoher Form. Er ſchrieb ein größeres Gedicht, deſſen Held der erhabene Seher, Geſetzgeber, Heerführer und Staatsordner Moſes war. Wenn man auch in dieſem bibliſchen Epos weniger eignes, wirkliches Schaffen, als mühevolles Nachſtreben und Nachbilden erkannte,**) ſo müſſen wir dennoch beklagen, daß es verloren ging, da es gewiß vielfache Belehrung über Schiller's Entwickelung dargeboten hätte.

Es war zu Ende des Jahres 1773 oder zu Anfang des folgenden, als ihm ein Freund mit reger Theilnahme von Gerſtenberg's „Ugolino" (Bremen 1768) ſprach und

*) Petersen, im Morgenblatt 1807, Nr. 181.

**) Petersen, a. a. O.

ihm das Stück zu lesen gab.*) Dies Trauerspiel, nach einem grauenvollen Stoff aus Dante's Hölle bearbeitet, neigt bald zur weichsten Lyrik, bald zum gewaltigsten Epos ton hinüber; zarte, erhabene und gräßliche Gemälde wechseln darin. Es gewinnt unser volles Interesse für einen mächtigen Kampf, und so wirkt das Furchtbare der ganzen Handlung mehr anziehend, als abstoßend. Welchen unbeschreiblichen Reiz mußte dies Werk auf Schiller's bewegte Einbildungskraft üben, die so gern in's Riesige, Ungeheure ausschweifte? Wie mußten ihn die Thränen der Kinder, des Vaters Schmerz und Gaddo's sanftes Gemüth erschüttern? Das alles rief einen lauten Nachhall in ihm hervor, und der vierzehnjährige Knabe entwarf selbst ein Trauerspiel: „Die Christen" betitelt. Er konnte sich nicht von den religiösen Gestalten seiner Kindheitsträume frei machen, die er im Klopstock wiedergefunden hatte; wahrscheinlich bildeten jene blutigen Thaten, mit denen man die ersten Christen verfolgte, den Inhalt seines dramatischen Versuchs. Schiller scheint das fertige Stück selbst den vertrautesten Freunden nicht gezeigt zu haben; nur dem Vater, bei dem er für solche halbgeistliche Dichtung besonderen Anklang voraussetzen durfte, wurde es mitgetheilt, denn dieser allein gedenkt des früh entstandenen Trauerspiels.**)

Da Schiller zu dieser Zeit in einer mystisch religiösen Sphäre lebte, so war ihm Lavater, der im August 1774 die Solitüde besuchte, gewiß eine höchst merkwürdige Erscheinung. Derselbe beschäftigte sich eben mit dem Abschluß

*) Petersen, a. a. O.

**) S. o. Seite 61.

seiner Physiognomik, und wollte auch den Aufenthalt in der Pflanzschule für diesen Zweck ausbeuten. Er sah den Zöglingen oft scharf in's Antlitz, und wenn ihm die Physiognomie des Einen oder Andern auffiel, dann erkundigte er sich sorgsam nach dessen Talent oder Charakter. Solche Beobachtung versetzte die Knaben in eine eigenthümliche Spannung; sie freuten sich ihrer und fürchteten sie zugleich, weil sie die Physiognomik für eine untrügliche Wissenschaft hielten. Aber bald wurden sie vom Gegentheil überzeugt, als Lavater im Gesicht eines Mitzöglings, der allen übrigen durch seine große Gutmüthigkeit lieb geworden war, etwas Heimtückisches bemerken wollte. Von einigen Eleven, deren Züge ihm interessant waren, bat er sich Silhouetten aus; nur ein Aufseher, den die Scholaren wegen seines Dünkels oft verspotteten, harrte vergebens auf diese Auszeichnung. Allein er tröstete sich mit dem Bewußtsein, Lavater habe ihn durchdringend betrachtet und seine Physiognomie werde im nächsten Bande sicher eine bedeutende Rolle spielen.

Bald darauf sollte Schiller selbst ein kleiner Lavater werden, das heißt: er sollte sich in Charakterstudium und Charakterschilderung versuchen. Herzog Karl pflegte mitunter das Thema für die Ausarbeitungen der Zöglinge anzugeben, und die Stoffe, welche von ihm kamen, waren gewöhnlich geistreich-spitzig ersonnen, aber zugleich eine Folter für die armen Knaben. So hatte er diesmal in despotisch-humoristischer Laune bestimmt, jeder ältere Eleve solle ein Bild von sich und seinen Mitschülern entwerfen; als besondere Eigenschaften, die nicht übergangen werden durften, waren verzeichnet: Christenthum, Gesinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und Genossen, Fleiß,

Talent und persönliche Sauberkeit. Schiller wußte dies trockene Thema durch gedankenvolle Darstellung von seiner angeborenen Beobachtungsgabe unterstützt, zu beleben. Ein Zufall hat das Originalmanuscript erhalten *), und wenn auch der fünfzehnjährige Autor noch oft vergebens nach dem rechten Worte ringt, so überrascht in dem Ganzen dennoch ein gemäßigt milder und feiner Ausdruck, der sich mit der höchsten Aufrichtigkeit zu paaren strebt. Nachdem Schiller seine Genossen, theils in Gruppen vorüber geführt hatte, kam er auf sich selbst, und zeichnete sein geistiges Ich mit folgenden Linien:

„Nun habe ich, Durchlauchtigster Herzog, meine Mitbrüder so geschildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurtheilungskraft verstattet haben. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt, und würde wünschen, auch etwas zu derselben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich also unterstehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigsten Fürsten auszuschütten? Mit diesem Augenblick stelle ich mir den ganzen Umfang meines Glücks für Augen, welches mir schon seit einigen Jahren entgegeneilt. Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die

*) Hoffmeister's Nachlese IV. 4.

Dankbarkeit auspreßt; dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: „Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne Denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für sein Leben, daß er Dir nicht mitten in dem Glanze deines Glücks entrissen werde.“

So sprach er seufzend zu mir. Von jetzt an soll es mir ein Gesetz werden, das ich mit Verlust meines guten Gewissens niemals umstoßen könne. Nun beurtheilen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, nach den Regeln der Religion. Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es denn nothwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte ich gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters.

Sehen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder, forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe. Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten

aufgelegt haben. Nun ſehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entſchuldigung finden, denn wenn der Körper leidet, ſo leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesſchwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Eben ſo habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht ſo beobachtet, als es meine Schuldigkeit geweſen. Aber verzeihen Sie mir, Durchlauchtigſter Herzog, dieſe Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich ſelbſt aus Ihrer Hand empfangen haben. Es iſt Ihnen ſchon bekannt, gnädigſter Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wiſſenſchaft der Rechte angenommen habe, es iſt Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich ſchätzen würde, wann ich durch dieſelbe meinem Fürſten, meinem Vaterland dereinſt dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich ſolches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weiſeſten Fürſten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit ſteht.

Nun habe ich überlegt, wie unzufrieden man ſein muß, wann man ſeine Pflichten vergißt, wie abſcheulich die Folgen ſind, wann man ſich nicht bemüht, ſeine Schuldigkeit zu thun. Jetzund ſehe ich eine fröhliche Reihe meiner Freunde vor mir, welche Belohnungen hoffen, und welche ſie auch verdienen. Ich ſehe einen Fürſten, welcher ihnen lächelt, ich ſehe Vorgeſetzte, welche ihnen mit Liebe und Hochachtung begegnen, mich ſelbſt aber ſehe ich hinter ihnen, verlaſſen, traurig, zitternd. — Sollte ich nun ungerührt bleiben, ſollte ich zuſehen, wie man mir dieſelben vorzieht? Wofern ich noch Gnade —

und Ungnade unterſcheide, ſo will ich mich bemühen, fleißiger zu ſein. — Ja ich will noch mehr thun, ich will nicht ruhen, bis ich ſie eingeholt, bis ich ſie übertroffen habe.

Aber, Durchlauchtigſter Herzog, Sie ſind es, dem ich zuwider gehandelt, Sie ſind es, gegen welchen ich meine Pflichten gebrochen, und doch ſchweigen Sie, und doch drücken Sie mich nicht mit der Strafe, die ich billig fühlen ſollte. Welche Großmuth herrſcht in Ihren Zügen, eine Großmuth, welche mich Vergebung hoffen läßt. Ja, Durchlauchtigſter Herzog, wofern Sie mir diesmal verzeihen, ſo werde ich von meiner Betrübniß, von meiner Unzufriedenheit, von meiner gerechten Unzufriedenheit frei, ſo werde ich aufgemuntert, mehr zu thun, als Gott und mein Fürſt von mir begehren. Laſſen Sie mich, Durchlauchtigſter, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, laſſen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien, und Ihnen vor mein Glück danken — aber wie werden ſie es thun können, da ſie ſelbſt unfähig ſind, Ihnen vor ihr eigenes Glück dankbar zu ſein. Laſſen Sie mich zwiſchen mein Vaterland treten und mit demſelben Ihnen, mein Vater, zurufen: Er lebe! Laſſen Sie mich endlich ſeufzen, daß ich nicht danken kann."

Obwohl dieſe Selbſtſchilderung wichtiger als alles andere iſt, ſo feſſeln uns doch auch die Urtheile, welche 47 Zöglinge über ihren Kameraden fällten. Der Herzog beauftragte ſpäter den Geheimſecretair Grimm, Klopſtock's Jugendfreund, aus allen Arbeiten der Mitſchüler Schiller's Charakteriſtik zuſammen zu ſtellen, und hierbei ergab ſich das Reſultat:

„Schiller iſt faſt in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und gibt auch beſonders beiden Neigung

auf die Poeſie, und zwar bei Schiller auf die tragiſche, bei dem von Hoven auf die lyriſche. Iſt ſehr lebhaft und luſtig, hat gar viel Einbildungskraft und Verſtand; iſt ſehr beſcheiden, ſchüchtern, ſehr freundlich, und mehr in ſich ſelbſt vergnügt, als äußerlich, lieſt beſtändig Gedichte.

Seiner Kränklichkeit iſt es zuzuſchreiben, daß er ſich in den Wiſſenſchaften nicht ſo ſehr, wie andere, hat hervorthun können. Gegen ſeine Vorgeſetzten iſt er ehrfurchtsvoll. Legt ſich auf Rechtsgelehrſamkeit.

Sehr dienſtfertig, freundſchaftlich und dankbar, ſehr aufgeweckt und ſehr fleißig.

Iſt gewiß ein wahrer Chriſt, aber nicht gar reinlich.*) Neigung zur Poeſie.

Iſt zwar nicht ganz mit ſich ſelbſt, aber doch vollkommen mit ſeinem Schickſal zufrieden.

Hat einen Hang zur Theologie.

Wendet ſeine Gaben nicht gut an."

Die Pflanzſchule hatte allmälig in weiteren Kreiſen Aufmerkſamkeit erregt, und angeſehene Familien wünſchten, ihre Söhne darin eintreten zu laſſen. Der Herzog, ohnehin geneigt und gewohnt, alles in's Große zu treiben, fühlte ſich dadurch geſchmeichelt, deshalb ſollte die Anſtalt nun zur Akademie ausgedehnt werden. Er ließ den Plan eines paſſenden Bauwerks entwerfen, und ſchon am 6. April 1772 war, in Gegenwart der Miniſter, der

*) Peterſen, der im Morgenblatt 1807, Nr. 182, dieſen Auszug mittheilt, macht hier die Anmerkung: „Eine drollige Entgegenſtellung, die aber von einem ſehr guten Kopfe herrührt." — Vergl. auch den Freimüthigen 1805, Nr. 220.

fremden Gesandten, des ganzen Hofstaats und Deputationen von jeder Waffengattung, der Grundstein dazu gelegt worden. Auch Schiller's Vater hatte, als Hauptmann des General von Stein'schen Infanterie-Regiments, dem festlichen Aktus beigewohnt. Aber die Ausführung unterblieb, weil es zweckmäßiger schien, die Akademie nach Stuttgart zu versetzen, und Herzog Karl gab Befehl, eine dort befindliche große Kaserne schleunigst für diesen Zweck umzuschaffen. Am 18. November 1775 zogen die Eleven der Pflanzschule mit allen Lehrern und Vorgesetzten von der Solitüde ab. Sie waren in Uniform, der ganze Trupp hatte eine militairische Ordnung, und als sie Stuttgart bis auf eine halbe Stunde erreicht, kam ihnen der Herzog entgegen geritten. Er stellte sich zu Pferde an ihre Spitze; unter seiner Führung hielten sie den feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Den Bewohnern diente die Verlegung des Instituts als Zeichen, daß der Fürst wieder versöhnt sei, denn gleichzeitig kam auch sein Hof von Ludwigsburg nach Stuttgart. Langsam bewegte sich also der Parademarsch durch die Straßen, alle Fenster waren mit Zuschauern überfüllt, und eine große Menschenmenge umwogte den Festzug. Es wurden Blumen herabgeworfen, dem Herzog vielfache Lebehochs gebracht, und am Eingang der Akademie begrüßten die wartenden Eltern ihre Söhne mit freudigem Zuruf

Für jetzt war das Gebäude noch unvollendet. Weil es an den erforderlichen Räumen fehlte, wurde ein dritter Flügel erbaut, und überhaupt vergrößerte sich das Ganze fortdauernd, je mehr sich die Anstalt hob und erweiterte. Die Akademie befand sich damals außerhalb der Stadt, in jenem weitläuftigen Bauwerk hinter dem Residenz-

ſchloſſe, welches jetzt der Neckarſtraße zugewendet iſt. Aus dem Mittelpunkte deſſelben ragte eine Kirche mit niedrigem, bleigedecktem Thurm empor; in den Flügeln nebenan lagen die Wohnungen der Aufſeher und Eleven, die großen Lehrſäle, Ateliers für die Künſtler, Bibliothek und Naturalienſammlung. Auch ein Theater und ein Winterbad ließ der Herzog einrichten.

Schon der Name „herzogliche Militairakademie" verrieth, daß die Anſtalt eine militairiſche Verfaſſung hatte. Derſelbe diente dem Fürſten als Aegide, um überhaupt ein ſolches Inſtitut gründen zu dürfen, denn die Landſtände hatten, da er Katholik war, ausdrücklich feſtgeſtellt, daß er ſich in Kirchen- und Schulangelegenheiten nicht miſchen ſolle. Er gab deshalb der Stiftung einen Namen, wodurch die Einwendungen der Landſchaft beſeitigt wurden. Sämmtliche Eleven waren in fünf Diviſionen formirt. Zur erſten gehörten nur „Cavaliersſöhne", deren Eltern dieſe Abſonderung forderten; die drei folgenden Abtheilungen, aus bürgerlichen und adeligen Knaben gemiſcht, umfaßten Studirende, Kunſtbefliſſene und jüngere Zöglinge; dazu kamen fünftens die Schauſpieler und Tänzer, meiſt arme Knaben, die auf des Herzogs Koſten erzogen wurden. Mit Rückſicht auf den Unterricht trennten ſich die Schüler in ſiebzehn Kathegorien: in Juriſten, Kameraliſten, Finanzverſtändige, Mediziner, Kaufleute, Soldaten, Jäger, Bereiter, Architekten, Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, Modelliret, Kunſtgärtner, Muſikanten, Schauſpieler und Tänzer. Jede Diviſion hatte ihren beſondern Schlafſaal, ihre Speiſetafel und eigene Vorgeſetzte. Intendant des ganzen Inſtituts war Chriſtian Dionyſius von Seeger, geb. 1740, der Sohn

eines evangeliſchen Geiſtlichen. Er ſelbſt begann in den Kloſterſchulen Theologie zu ſtudiren, doch lebhaftere Neigung trieb ihn zum Kriegerſtand. Er wurde Fahnenjunker, dann Kornett bei einem Küraſſierregiment, und machte einige Feldzüge mit. Nach dem Frieden ging er nach Tübingen, um ſich in der Mathematik zu vervollkommnen, und überreichte dem Herzog eine Denkſchrift: „Von dem Einfluß der Künſte und Wiſſenſchaften in die Kriegskunſt.“ Als 1770 die Pflanzſchule auf der Solitüde errichtet w[illegible]de, berief ihn deren Stifter als Intendanten dorthin; nun blieb Seeger in dieſer Stellung, und avancirte allmälig vom Hauptmann zum General.

Zu ſeiner Verfügung ſtanden noch zwei Major's und ein Oberaufſeher, oder Adjutant. Dem Major Alberti war die Diviſion der Cavaliersſöhne untergeordnet, und es iſt nicht ohne Werth für die Charakteriſtik des Herzogs, daß er gerade dieſen Poſten einem Bürgerlichen verlieh. Sämmtliche andere Abtheilungen kommandirte der Major von Wolff, geb. 1744 zu Ludwigsburg. Er hatte ſich auf dem Stuttgarter Gymnaſium tüchtige Kenntniſſe erworben, und wollte eben die akademiſche Laufbahn beginnen, als ihm der Herzog das Offizierspatent ertheilte. Schon mit dreißig Jahren wurde er Major und erhielt ſein Amt bei der Akademie. Wolff war ein höchſt gebildeter und feinfühlender Mann; ohne ſeiner Stellung etwas zu vergeben, förderte er das aufkeimende Talent der Zöglinge. Auch Schiller's ſeltene Anlagen entgingen ihm nicht, und oft verſchaffte er ihm, durch die Mittheilung ausgezeichneter Werke, neuen geiſtigen Nahrungsſtoff.

Der Oberaufseher Johann Rieß, war 1729 zu Bolheim in Würtemberg geboren, wurde Soldat und machte den Feldzug nach Böhmen mit. Die Schlacht bei Leuthen brachte ihn in preußische Kriegsgefangenschaft, aus welcher er mit dem Hubertsburger Frieden zurückkehrte. Herzog Karl stellte ihn bei der Pflanzschule an, und ernannte ihn 1773 zum Lieutenant. Ihm lag es ob, dem Intendanten die Rapports zu überbringen, den Einmarsch der Eleven in den Speisesaal zu kommandiren, und unerwartete Runden durch die Akademie zu machen. Rieß hatte eine Uebersicht, einen „Esprit de detail" und eine Betriebsamkeit ohne gleichen, führte aber auch ein Kommando, daß man in seiner Gegenwart kaum zu athmen wagte. Trotzdem bildete seine kleine, dicke, fast kegelförmige Figur die Zielscheibe aller Neckereien von Seiten der Zöglinge, und es gab kein größeres Gaudium für sie, als wenn es ihnen gelang, den Oberaufseher recht tüchtig zu prellen. Schiller hat in spätern Jahren dieses exemplarisch strengen, aber wackern Mannes noch oft gedacht.

Außerdem kamen auf jede Division fünf Vorgesetzte, nämlich ein Hauptmann, zwei Lieutenants und zwei Korporale als Aufseher. Bei einer solchen, fast allgegenwärtigen Ueberwachung, konnten größere Excesse nicht leicht geschehen; geringere Vergehungen, die im Auditorium, im Schlafsaal, im Theater oder im Garten vorkamen, wurden von den Lehrern und Aufsehern sogleich gerügt. Bedeutenderes notirten dieselben auf ein Blatt Papier „Billet" genannt; es wurde dem Angeschuldigten eingehändigt, und er mußte bei der Inspection im Rangirsaal, das Billet dem Herzog übergeben. Nachdem dieser die Vertheidigung

gehört, ſprach er das Urtheil aus, welches für gewöhnlich im „Carcren“ beſtand, d. h., der Strafbare erhielt kein Abendbrod, ſondern mußte vor ſeinem umgekehrten Teller zuſehen, wenn die Andern ſpeiſten. Nur wegen ſchwerer Verletzungen der Disciplin, wegen Raufereien, Ungehorſam und Beleidigung der Vorgeſetzten wurden Stockprügel verfügt, doch gehörte eine ſolche Execution zu den Seltenheiten. Die höchſte Strafe war Verweiſung aus der Akademie.

Uebrigens geſchah gar manches, ohne daß es der Intendant und der Herzog erfuhr, denn Verräther gab es unter den Zöglingen nicht, und ſelbſt hochverpönte Dinge blieben verborgen, weil man ſie mit ſchlaueſter Vorſicht verübte. Damit Niemand ſich Naſchwerk oder Taback zubringen ließ, mußte jeder Eleve das Geld, welches er etwa geſchenkt bekam, an die Aufſeher abliefern, allein dieſer Befehl wurde nicht ſehr gewiſſenhaft vollführt, und man trieb ordentlichen Handel mit verbotenen Gegenſtänden. Namentlich hatte ein älterer Zögling die größte Uebung erlangt, ſeinen vertrauten Kameraden Würſte und Bretzeln, Rauch- und Schnupftaback zu verſchaffen. Um dies möglich zu machen, ſtieg er, während ein kurzſichtiger Profeſſor bei Licht Vorleſungen hielt, aus dem Fenſter des Hörſaals, und kehrte zurück, ehe die Stunde um war. Schiller nannte ihn, weil er bei ſeinen Wagſtücken nie ertappt wurde „den Allmächtigen“. Durch ihn gewöhnten ſich viele Zöglinge, und ganz beſonders Schiller, das Tabackſchnupfen an, denn mit dem Rauchen wagten es wenige. Der Tollkopf ſelbſt rauchte indeß tüchtig, und zwar hatte er den Kamin beim Schlafſaal erwählt, nur durfte er, wie er ſagte, im Sommer nicht allzuſtark qualmen, da-

mit ihn der aus dem Schornstein aufsteigende Dampf nicht verrathe.

Die Lebensordnung in der Akademie war nach folgendem Schema geordnet. Jede Division hatte ihren besondern Schlafsaal, worin zugleich einige Aufseher schliefen. Das Gemach ruhte auf zwei Reihen von dorischen Säulen, dazwischen standen die Betten, sehr sauber gehalten und mit Gittern umgeben. Auf der Säule las man den Namen des Zöglings, dem das nächste Bett gehörte, und zur Seite war ein Wandkasten nebst einem kleinen Bücherschrank angebracht, worin derselbe seine Habseligkeiten verschloß. Von der großen Wand sah des Herzogs Bild herab. — Morgens sechs Uhr stand man auf, verrichtete ein Gebet und ging zum Frühstück, das, einmal wie immer, aus gebrannter Mehlsuppe bestand. Sich ankleiden, das Bett machen, die Kleider reinigen, mußte jeder Zögling selbst; gewisse allgemeine Dienstleistungen, z. B. das Einheizen im Winter, gingen der Reihe nach herum. Schlag sieben Uhr begannen die Lehrstunden, denen die Eleven in Ueberröcken von beliebiger Farbe beiwohnten, welche sie sich, so wie das Weißzeug auf eigene Kosten anzuschaffen hatten. In jedem der hellen und geräumigen Hörsäle hing des Herzogs Portrait, von einer allegorischen Darstellung derjenigen Wissenschaft umringt, die dort vorgetragen wurde.

Mit dem Glockenschlage eilf, wenn die Lektionen endigten, begab man sich schnell in die Schlafsäle, um sich in Uniform zu werfen, ohne welche Niemand beim Mittagsessen erscheinen durfte. Den gewöhnlichen Anzug bildeten hellblaue kommistuchene Westen mit Ermeln, Kragen und Aufschlägen von schwarzem Plüsch, die Knöpfe über-

silbert, die Achselschnüre weiß. Hierzu wurden weiße Tuchbeinkleider, Schnallenschuhe und baumwollene Strümpfe, im Winter oder bei schlechtem Wetter, Stiefeln getragen. Die Haare auf dem Scheitel waren abgeschoren, an beiden Seiten wurden sie ohne Puder aufgerollt und in zwei Papilloten befestigt, auch hatte jeder Eleve einen langen Zopf nach vorgeschriebenem Maaße. Beim Zopfmachen und Frisiren, worauf viel gehalten wurde, mußten die Zöglinge sich gegenseitig Hülfe leisten. Ueber dieser Frisur trugen sie einen dreieckigen Hut mit weißen baumwollenen Kordons. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen; beim geringeren Grade blieb zwar die gewöhnliche Uniform, doch vier Papilloten auf jeder Seite, in zwei Etagen und mit Puder, erhöhten den Putz. Da sah denn unser Schiller komisch genug aus. Er war für sein Alter hoch gewachsen, langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgrenzten Augen; die Beine und Schenkel hatten von oben bis unten ganz dasselbe Kaliber. Schiller gehörte zu den unreinlichsten Burschen der Akademie, so daß der Oberaufseher Nieß manchmal brummte: „Er ist ein Schweinpelz!" Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten, mit einem enormen Zopf — es gab ein unverlöschliches Bild.*)

War dann, bis gegen zwölf Uhr, die Toilette der Zöglinge vollendet, so wurden sie von Offizieren und Aufsehern in den Rangirsaal geführt, wo jede Division sich in Reihe und Glied aufstellte. Der Herzog, oder in seiner Abwesenheit der Intendant, hielt eine genaue Inspection; und gab öffentliches Lob und öffentlichen Tadel. Mancher arme Junge hielt hier den Uriasbrief, Billet ge-

*) Scharffenstein, im Morgenblatt 1837, Nr. 56.

nannt, in Händen, und das Zittern, womit er denſelben überreichte, war ſchon Strafe genug für ihn. Nach der Beſichtigung marſchirten die Eleven in den Speiſeſaal, welcher über dem Rangirſaal lag und gleich dieſem faſt zweihundert Fuß lang war. Das impoſante Gemach zeichnete ſich durch die einfach ſchöne Weiſe ſeiner Decorirung vortheilhaft aus. Zwei und achtzig Säulen in joniſcher Ordnung traten aus der Wand hervor und trugen eine ringsumlaufende Gallerie. Zwiſchen den Säulen waren die Büſten berühmter Männer angebracht. Die Plafonds hatte der Director Guibal mit Gemälden geſchmückt. Es führten zweifache breite Flügelthüren in den Saal, durch welche die Diviſionen gleichzeitig ihren Einmarſch hielten, bis jeder Zögling an den gedeckten Tafeln neben ſeinem Sitze ſtand. „Rechtsum!“ und „Linksum!“ wurde jetzt kommandirt; die Eleven kehrten ſich den Speiſetiſchen zu, und nun erſcholl das Kommando: „Zum Gebet!“ Hierauf legten alle die Hände zuſammen, der Zögling, den die Reihe traf, beſtieg eine Art Kanzel, welche zwiſchen beiden Flügelthüren aufgeſtellt war, und betete das vorſchriebene Tiſchgebet. Daſſelbe war kurz und allgemein chriſtlich. Nach geendigtem Gebet ergriffen alle, ſobald das Kommandowort kam, ihre Stühle zogen ſie taktmäßig an ſich, und ſetzten ſich in einem gewiſſen Tempo nieder.

Diejenigen Zöglinge, denen der akademiſche Orden verliehen war, hießen „Chevaliers“, und ſpeiſten mit den Kavaliersſöhnen oben an einem beſondern Ehrenplatz, wie ſie auch zuſammen ihr eigenes Schlafzimmer hatten. Der Orden beſtand in einem braun emaillirten Kreuz mit doppeltem goldnem C und der Inſchrift: „bene merentibus“. Jeder Schüler empfing ihn, der ſich in einem

Jahre acht Preiſe errang; wenn er das nächſte Jahr eben ſo viele bekam, dann trug er das Kreuz um den Hals und einen ſilbernen Stern auf der Bruſt. Künſtler und Tänzer ſpeiſ'ten in andern Sälen, aber das Eſſen war für alle gleich. Nach der Suppe gab es Rindfleiſch, dann ein Zugemüſe, und mitunter ein leichtes Backwerk als Deſſert. Weißes Brod wurde vertheilt, und aus Karavinen goß man den Eleven ſo viel guten, aber nicht ſtarken Landwein in's Glas, als ihrem Alter angemeſſen war. Die Mahlzeit dauerte etwa dreiviertel Stunden; nun wurde zum Aufſtehn kommandirt und wie beim Anfang ein Gebet verrichtet. Die Knaben erhielten noch Weißbrod, auch wohl Obſt, zum Einſtecken für den Nachmittag, worauf der Abmarſch begann.

Im Schlafſaal zog man wieder die Hauskleider an, und es war Freiſtunde bis zwei Uhr. Doch blieben die Zöglinge ſtets unter den Augen ihrer militairiſchen Aufſeher. Gewöhnlich ging es nach dem Garten hinab, wo die Zeit mit körperlichen Uebungen, mit Ringen und Ballſpielen, hingebracht wurde. Hier hatte auch jeder Eleve ſein Stückchen Gartenland, das er ſelbſt bebaute. Ueberhaupt fehlte es ihnen an geſunder Bewegung nicht; ſie bekamen Unterricht im Tanzen, Reiten und Fechten, auch befanden ſich im Garten geräumige Waſſerbecken zum Schwimmen, welche für den Winter durch ein erwärmtes Bad erſetzt waren. Schlag zwei Uhr fingen die Lektionen wieder an und dauerten bis ſieben Uhr. Nun ging es nochmals zum Ankleiden, ganz wie des Mittags, denn beim Abendeſſen mußte ebenfalls alles in Uniform ſein. Das Souper brachte zuerſt eine Suppe, dann abwechſelnd Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder eine leichte Mehl-

ſpeiſe. Hierzu gab es die beſtimmte Portion Brod aber keinen Wein. Um neun Uhr ſchlug die Zeit des Schlafengehens; jede laute Unterhaltung im Schlafſaal war verpönt, und außer der Nachtlampe durfte Niemand Licht brennen.

Neben dem großen Speiſeſaal lag ein ſehr ſchönes, kuppelförmiges Gemach, von korinthiſchen Säulen getragen, welches der „Tempel“ hieß. Hier pflegte der Herzog faſt regelmäßig mit der Gräfin Franziska ſeine Abendtafel zu halten; einige Beamte, Profeſſoren und Offiziere wurden dazu gezogen, und man konnte durch drei geöffnete Thüren die ſpeiſenden Zöglinge überſehen. Dicht bei der fürſtlichen Tafel ſtand noch ein Tiſch mit acht Couverts, und der Herzog ernannte, vor dem Abmarſch aus dem Rangirſaal, acht Eleven, welche daran Platz nehmen ſollten. Nach dem Eſſen knüpfte er gewöhnlich ein wiſſenſchaftliches Geſpräch mit ihnen an, denn er war ſtets bedacht, ein liberales Benehmen gegen die Zöglinge zu zeigen. Dies Beiſpiel blieb natürlich nicht ohne Rückwirkung und machte die meiſten Vorgeſetzten gleichfalls freundlich, nachſichtig, entgegenkommend. Beſonders ahmte der Intendant von Seeger dem Fürſten nach. Die Eleven verehrten und liebten ihn, was ſich durch ihre große Theilnahme lebhaft kund gab, als er an einer ſchweren Krankheit darnieder lag, und durch ihre ungeſchminkte Freude bei ſeiner Geneſung.

An Sonn- und Feiertagen wurde Vormittags in der Akademiekirche Gottesdienſt gehalten, dem alle Zöglinge, Offiziere und Aufſeher beiwohnen mußten. Des Nachmittags durften die Eleven Beſuch von ihren Eltern und Geſchwiſtern empfangen; erwachſenen Schweſtern aber blieb

der Eintritt verboten. So floß, ohne weitere Unterbrechung, eine Woche, ein Jahr nach dem andern hin. Nur vierzehn Tage vor der Stiftungsfeier, die auf den 14. December fiel, hörten alle Lektionen auf, weil nun öffentliche Prüfungen deren Stelle einnahmen. Die Eleven wurden von ihren Lehrern examinirt, und es war den Eltern gestattet, anwesend zu sein. Auch der Herzog blieb fast immer zugegen; Abends hielt er im Speisesaal eine Rede über den Zustand der Akademie, wobei er auf die Ergebnisse der Prüfung Rücksicht nahm; er lobte jeden Eleven, der sich hervorgethan, tadelte die Unfleißigen, und sprach seine Hoffnungen für die Zukunft aus.

Der Stiftungstag selbst begann mit einer kirchlichen Feier, welche der Herzog nie versäumte. Nachmittags marschirten die Zöglinge in den großen Rangirsaal, und ordneten sich dort mit sämmtlichen Vorgesetzten und Lehrern. Nun kam Herzog Karl, von zahlreichem Gefolge begleitet; er trug heute die Uniform der akademischen Offiziere. Zwischen ihm und den Eleven stand eine lange Tafel, worauf die Orden und Preise lagen. Ein Professor hielt die herkömmliche Anrede an den fürstlichen Stifter, dann las der Secretair der Akademie laut die Namen derjenigen ab, denen Auszeichnungen zuerkannt worden. Herr von Seeger nahm den bestimmten Preis von der Tafel, reichte ihn dem Herzog, und dieser gab ihn dem hervorgetretenen Zögling, welcher zum Dank den Rock des Fürsten küßte. Den Schluß des Ganzen machte ein großes Festmahl im akademischen Speisesaal, woran der Herzog und die Väter der Eleven Theil nahmen, während sich die Gallerie mit einer Menge von Zuschauern füllte.

Außerdem wurden die Geburtstage des Herzogs und

Gräfin Franziska von Hohenheim in der Akademie glänzend gefeiert. Ferien aber, wie auf anderen Schulen, gab es nicht; die Zöglinge mußten das ganze Jahr in der Anstalt bleiben, ohne ein einziges Mal in den Kreis der Ihrigen heimzukehren. Nur selten wurden sie außerhalb der Akademie spazieren geführt, und dann geschah es stets in militairischer Ordnung. Im Mai durften sie die Stuttgarter Messe besuchen, welche damals noch munter belebt war, auch kommandirte man sie zuweilen truppweise in's Theater. Dasselbe bildete ein düsteres, schmuckloses Gebäude, und alle Einkünfte, die es brachte, flossen zur Kasse der Akademie. Das Orchester bestand aus lauter Eleven, ebenso waren schon mehrere Akteurs aus der Anstalt hervorgegangen. Der Schauspieldirektor Uriot, ein geborener Franzose, hatte ihre Ausbildung gemodelt, aber dermaßen nach französischem Styl, daß sie dem deutschen Geschmack unerträglich schienen. Im alten Schlosse befand sich ein gesondertes Institut, worin fünfundzwanzig junge Mädchen von adelicher und bürgerlicher Herkunft, theils für die feine Welt, theils für Oper, Ballet und Theater erzogen wurden. Es hieß „Ecole des Demoiselles"; die Gräfin Franziska war Patronin und Frau von Seeger Intendantin desselben. Wenn die Eleven der Akademie auf Redouten kommandirt wurden, pflegte man sie mit den Demoiselles paarweis gehen zu lassen, allein die Schönen benahmen sich womöglich noch schüchterner, als ihre Ritter, wodurch dieser Mönchs- und Nonnenzug zu den spaßhaftesten Erscheinungen des ganzen Maskenballs gehörte.

Es war nothwendig, die vielverzweigte Gliederung der Akademie zu schildern, damit wir das Treibhaus vollstän-

dig kennen, in das Schiller's junge, drangvolle Lebenspflanze versetzt worden war. Wir sehen: an Sorgfalt und Wärme fehlte es ihr nicht, wohl aber an Luft und Freiheit. Halbmönchisch, halb soldatisch, in doppelt strenger Regel, wuchs der begabte Jüngling empor, den geistlichen Rittern des Mittelalters ähnlich, und er behielt stets eine Vorliebe für poetische Stoffe, die sich auf den Malteserorden bezogen. Schiller fand darin sein eigenes Jugendleben abgespiegelt, denn auch die Gesetze der Akademie forderten schweigenden, unbedingten Gehorsam. Kamaschendienst und gelehrter Pedantismus, ohnehin nahe verwandt, hatten sich hier ganz vereinigt, um jeden kühnflackernden Prometheusstrahl im Geist der Zöglinge reglementsmäßig zu dämpfen. Schwer fühlte Schiller die Last dieses Zwanges; dabei war er abgeschieden von der Mutter und den Schwestern, die er so innig liebte. Er fing an, das Menschendasein durch trübe Gläser zu betrachten, es hatte für ihn jenen funkelnden Reiz verloren, den es sonst in feurige Knabengemüther ausstrahlt.

Was Schiller's Studium betrifft, so trieb er im ersten Jahre auf der Pflanzschule nur das allgemein Wissenschaftliche. Professor Nast (geb. 1751), der alte Sprachen und Literatur vortrug, zählte ihn zu seinen besten Schülern, denn er hatte schon eine tüchtige Grundlage aus Ludwigsburg mitgebracht. Im Französischen wurde er vom Professor Uriot, 1713 zu Nancy geboren, unterrichtet; dies war ein Mann der altfranzösischen Zeit und eine Ruine aus der Glanzperiode des herzoglichen Hofes. Damals befaßte er sich auch mit Poesie, und schrieb namentlich allegorische Opern oder galante Festspiele. Seine Lehrmethode hatte indeß ihr Gutes, und Schiller brachte

es bald ſo weit, daß er die Schriftſteller Frankreichs ohne Mühe leſen konnte. Geographie und Geſchichte lernte er beim Profeſſor Schott (geb. 1731) deſſen Vorträge gründlich, klar und ſelbſt beredſam waren. Als ein eigenthümliches Genie erſchien der Mathematiker, Magiſter Moll (geb. 1747); derſelbe aß nie in Stuttgart zu Mittag, ging beinahe mit niemand um, und kleidete ſich wie der gewöhnlichſte Handwerker. Die Pforten der Philoſophie eröffnete unſerm Schiller Profeſſor Jakob Friedrich Abel, geb. 1751 zu Vaihingen, der gleichfalls durch ſeine Perſönlichkeit auffiel. Von Natur klein und etwas dick, war er äußerſt beweglich, ſtellte ſich ſelten auf's Katheder, ſondern lief mit ſchnellen Schritten im Hörſaal umher, und eben dieſe Beweglichkeit verurſachte, daß ſeine Entwickelungen oft ein wenig weitläuftig wurden. Uebrigens war Abel ein Mann vom vortrefflichſten Charakter und wohl der beliebteſte von allen Lehrern; auch Schiller ſchloß ſich ihm innig an, und ſpäter geſtaltete ſich ein wahres Freundſchaftsbündniß zwiſchen ihnen.

Im Jahre 1774 begann Schiller das Studium der Jurisprudenz. Er hörte Naturrecht und die Geſchichte der in Deutſchland geltenden Rechte, welche nach Selchow's Lehrbuch vorgetragen wurde; dann geſellte ſich noch ein Kollegium über römiſches Recht hinzu. Die beiden Profeſſoren Heyd (geb. 1748) und Reuß (geb. 1751); welche den fünfzehnjährigen Knaben in den Irrgarten juridiſcher Spitzfindigkeiten einführen ſollten, waren trotz ihrer Jugend ein paar trockene Pedanten, und Schiller konnte ihren Vorträgen auch nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen. Er blieb gegen ſeine Mitſchüler, die er in andern Wiſſenſchaften übertraf, hier offenbar zurück. Am

Ende hielten ihn die genannten Rechtslehrer sogar für talentlos, doch des Herzogs Scharfblick bewahrte ihn vor den ungünstigen Einflüssen eines solchen Vorurtheils. Im Abwägen geistiger Kräfte geübt, durchschaute Karl die Anlagen Schiller's und sagte mit großer Sicherheit: „Laßt mir diesen nur gewähren; aus dem wird etwas!“ *)

Als die Pflanzschule im Jahre 1775 zur Akademie erhoben und nach Stuttgart verlegt wurde, bekam das Institut, außer andern Erweiterungen, auch die zum Studium der Medizin erforderlichen Lehrstühle. Auf des Herzogs Anfrage, welche Zöglinge sich der Arzneikunde widmen möchten, meldeten sich anfangs nur sieben, unter denen sich auch Schiller und dessen Busenfreund Hoven befanden. Bei ihnen war der Beweggrund nicht sowohl Widerwille gegen die Jurisprudenz und Vorliebe für die Medizin, als ihre Neigung zur Dichtkunst. Schiller übte sich schon damals in lyrischen und dramatischen Versuchen, während Hoven Lieder, Balladen und Romane schrieb. Hierdurch wurde dem Studium der Rechte viel Zeit entzogen, und bei Vorlesungen dachten sie mehr an ihre poetischen Pläne, als an die Worte, welche vom Katheder herabtönten. Sie wurden daher von allen Seiten überflügelt, und man konnte es dem Professor kaum verargen, der einen ihrer Genossen fragte: „ob es den Beiden wohl an Kopf fehlen möge, oder ob es bloß Faulheit sei, daß sie nichts lernten?“ Nachdem sie also in der juristischen Klasse so weit zurückgeblieben waren, und das Versäumte kaum wieder einzubringen vermochten, entschlossen sie sich zur Medizin, und faßten den Vorsatz, das neuerwählte

*) Hoven, bei Caroline v. Wolzogen.

Fach ernsthafter zu treiben. Sie glaubten, dies um so eher ausführen zu können, da ihnen die Arzneikunde mit der Poesie viel näher verwandt schien, als die dürre, positive Jurisprudenz.*)

Schiller's Vater sah den Uebergang durchaus nicht gern; hatte er doch die zahlreichen juristischen Werke für seinen Sohn ganz unnütz angeschafft, und sollte jetzt wieder andere, größere Ausgaben machen, denn nur für unvermögende Schüler wurden die nöthigen Bücher von der Akademie verabfolgt. Der ganze Schritt war aber um so weniger zu vermeiden, als der Herzog Schiller's Entschluß vollkommen billigte, und dieser gehörte nun zu den Jüngern des Aeskulap. Die Anatomie, wobei jede Versäumniß in die Augen fallen mußte, trieb er mit Fleiß, doch allen übrigen Zweigen der Heilwissenschaft widmete er nur eine oberflächliche Theilnahme. Sein innerstes Leben und Denken klammerte sich an die Blüthenranken der Poesie; was außer ihrem Bereiche lag, erschien ihm kahl und nichtig. Wie Raphael das Töpfergeschirr mit farbenfrischen Gestalten bemalte, so schuf Schiller, aus angestammtem Trieb, frühe poetische Bildungen, und ein günstiger Zufall brachte einige davon zur Oeffentlichkeit.

Balthasar Haug, geb. 1741, hatte Theologie studirt, gab sich aber zugleich den ästhetischen Wissenschaften mit großer Vorliebe hin. Er that sich als geistlicher und weltlicher Liederdichter hervor und wurde, für eine Ode auf Maria Theresia, zum Hof- und Pfalzgrafen ernannt. Der Herzog Karl berief ihn 1775 an die Akademie, wo

*) Hoven, Biographie, S. 44.

er Philoſophie der Geſchichte, Logik, ſchöne Wiſſenſchaften und deutſche Styliſtik lehrte. Seitdem gab er auch ſein „Schwäbiſches Magazin“ heraus, eine Monatsſchrift von halb gelehrtem, halb äſthetiſchem Charakter, welche damals das einzige Organ für Schwaben's Muſenſöhne bildete. Im Jahrgang 1776, Stück X., finden wir das erſte gedruckte Gedicht Schiller's, nämlich eine idylliſch-religiöſe Ode: „Der Abend“ überſchrieben. Haug mag dieſe Schilderung vielleicht als metriſche Schularbeit von dem talentreichen Zögling empfangen, und ſie mag ihm ſo gefallen haben, daß er ſie in ſein Magazin aufnahm. Man hat die Bemerkung ausgeſprochen, dem Gedicht ſei manche Reminiscenz aus Uz, Klopſtock, Cramer und den alten Prophetenliedern beigemiſcht, aber zweierlei iſt gewiß Schiller's Eigenthum: die leiſe angedeutete Sehnſucht nach Amerika, das eben den kühnen Freiheitskampf begonnen hatte, und dann die Verſe, worin Schiller den Weltenherrſcher bittet, ihm nicht Macht, nicht Reichthum, ſondern die Gabe der Dichtkunſt zu verleihen:

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangeſicht,
(Für andre, ach! glückſel'gre Welten
Iſt das ein Morgenangeſicht)
Sie ſinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geſchäftigkeit zur Ruh,
Ihr Abſchied ſtillt das Weltgetümmel,
Und winkt dem Tag ſein Ende zu.

Jetzt ſchwillt des Dichters Geiſt zu göttlichen Geſängen,
Laß ſtrömen ſie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeiſterung die kühnen Flügel ſchwingen,

Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel.
Mich über Sphären, himmelan, gehoben
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt vom paradiesischen Gefühl.
Für Könige, für Grosse ists geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O GOtt, du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Ha! wie die müden Abschiedsstralen
Das wallende Gewölk bemalen,
Wie dort die Abendwolken sich
Im Schooß der Silberwellen baden;
O Anblick, wie entzükst du mich!
Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,
Gold ligt um alle Hügel her,
Vergöldet sind der Eichen Wipfel,
Vergöldet sind der Berge Gipfel,
Das Thal beschwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends stralet
Aus Wolken, welche auf ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Um's Angesicht der Königin.

Schau, wie der Sonnenglanz die Königsstadt beschimmert,
Und fern die grüne Haide lacht;
Wie hier in jugendlicher Pracht
Der ganze Himmel niederdämmert;
Wie jetzt des Abends Purpurstrom,
Gleich einem Beet von Frühlingsrosen,
Gepflanzet im Elysium.

Auf goldne Wolken hingegossen,
Ihn überschwemmet um und um.

Vom Felsen rieselt spiegelhelle
Ins Gras die reinste Silberquelle,
Und tränkt die Herd und tränkt den Hirt
Am Weidenbusche ligt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchirrt,
Und wiederholt im Thale wird.
Die stille Luft durchsumßt der Käfer;
Vom Zweige schlägt die Nachtigall,
Ihr Meisterlied macht alle Ohren lauschen,
Bezaubert von dem Götterschall
Wagt izt kein Blatt vom Baum zu rauschen;
Stürzt langsamer der Wasserfall.
Der kühle West beweht die Rose,
Die eben izt den Busen schlose,
Entathmet ihr den Götterduft,
Und füllt damit die Abendluft.

Ha, wie es schwärmt und lebt von tausend Leben,
Die alle dich, Unendlicher, erheben,
Zerflossen in melodischem Gesang,
Wie tönt des Jubels himmlischer Gesang!
Wie tönt der Freude hoch erhabner Klang!
Und ich allein bin stumm — nein, tön es aus, o Harfe,
Schall Lob des HErrn in seines Staubes Harfe.

Verstumm Natur umher, und horch der hohen Harfe,
Dann GOtt entzittert ihr;
Hör auf, du Wind, durchs Laub zu sausen,
Hör auf, du Strom, durchs Feld zu brausen,

Und horcht und betet an mit mir:
GOtt thuts wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,
Wenn Sonnen ſich um Axen drehn,
Und an der Erd vorüberwehn.

GOtt — wenn der Adler Wolken theilet
Von Höhen ſtolz zu Tiefen eilet,
Und wieder auf zur Sonne ſtrebt.
GOtt — wenn der Weſt ein Blatt beweget,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm ſich reget,
Ein Leben in dem Wurme lebt,
Und hundert Fluten in ihm ſtrömen,
Wo wieder junge Würmchen ſchwimmen,
Und wieder eine Seele webt.

Und willſt Du, HErr, ſo ſteht des Blutes Lauf,
So ſinkt dem Adler ſein Gefieder,
So weht kein Weſt mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,
Schweigt das Gebrauſ empörter Meere,
Krümmt ſich kein Wurm, und wirbelt keine Sphäre —
O Dichter, ſchweig: zum Lob der kleinen Myriaden,
Die ſich in dieſen Meeren baden,
Und deren Sein noch keines Aug durchdrang,
Iſt todtes Nichts dein feurigſter Geſang.

Doch bald wirſt du zum Thron die Purpurflügel ſchwingen,
Dein kühner Blik noch tiefer tiefer dringen,
Und heller noch die Aeolsharfe klingen;
Dort iſt nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
Der HErr iſt dort und Ewigkeit!

Hier endet die Ode, mit Sch. unterzeichnet. Haug wurde Schiller's erster Recenſent, denn er markirte nicht nur einige allzudreiſte Reimlicenzen, ſondern fügte auch folgende Kritik hinzu: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von 16 Jahren zum Verfaſſer. Es dünkt mich, derſelbe habe ſchon gute Autores geleſen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum.

Im zweiten Stück des Jahrgangs 1777 brachte das ſchwäbiſche Magazin: „Morgengedanken. Am Sonntag.“ Dieſelben ſtammen gleichfalls von Schiller und ſind ein pſychologiſches wichtiges Aktenſtück für ihn. Schon drängt ſich in den ſtrengen Kirchenglauben, den man ihm ſeit der erſten Jugend eingeprägt hat, ein Strahl des Zweifels; ſeine kindlich religiöſe Sicherheit beginnt zu ſchwanken, zu zittern. Dieſe Unruhe erſchreckt, und mit poetiſcher Inbrunſt klammert er ſich deſto inniger an ſtarre Dogmen, um die bedrohte Ruhe neu zu feſtigen. Zu dem „Gott der Wahrheit, zu dem Vater des Lichts“ wendet er ſich betend, und ſpricht: „Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängſtigte ſich mein Herz, GOtt Du weißt's, und rang nach himmliſcher Erleuchtung von Dir. O da fiel oft ein wohlthätiger Strahl von Dir in die umnachtete Seele; ich ſah den ſchrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich ſchon ſchwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich ſo wohlthätig zurückzog. Sei noch ferner bei mir, mein GOtt und Vater, denn die Tage ſind da, wo die Thoren auftreten, und ſprechen in ihrem Herzen: es iſt kein GOtt! — Du haſt mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten raſt, und der Unglaube zu meiner Linken ſpottet. Da ſteh' ich, und

ſchwank' eſt im Sturme, und ach, das ſchwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht emporhielteſt, mächtiger Erhalter deiner Geſchöpfe, Vater derer, die Dich ſuchen. — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne dieſe Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wanderer, der in der Wüſte irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelſucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endigt mit Verzweiflung. Aber, Wahrheit, du führſt uns ſicher durch's Leben, trägſt uns die Fackel vor im finſtern Thal des Todes, und bringſt uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen biſt. Ach, mein GOtt, ſo erhalte mein Herze in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebſten beſucht. Die Sonne ſpiegelt ſich nicht in der ſtürmiſchen See, aber aus der ruhigen ſpiegelhellen Fluth ſtrahlt ſie ihr Antlitz wieder. So ruhig erſchall' auch dies Herz, daß es fähig ſei, dich o GOtt, und den du geſandt haſt, JEſum Chriſtum zu erkennen — denn nur dies iſt Wahrheit, die das Herz ſtärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, ſo hab' ich JEſum; hab' ich JEſum, ſo hab' ich GOtt; hab' ich GOtt, ſo hab' ich Alles. Sollt ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit iſt vor Dir, mein GOtt, dieſes Kleinod, dieſen himmelerhebenden Troſt, rauben laſſen? Nein, wer die Wahrheit haßt, ſei mein Feind, und wer ſie mit einfältigem Herzen ſucht, den umarme ich mit Bruderfreuden."

Glockenton ruft den Dichterjüngling zum Tempel, wo er ſich im Bekenntniß befeſtigen, in der Wahrheit ſtärken will. Haug machte zu den Morgengedanken die Anmerkung: „Man wird dieſem Gebet wohl anſehen, daß

der Verfaſſer ein Dichter iſt; man wird aber auch ſehen, wie ſchön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm Ernſt iſt. Verſchiedene Schickſale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn ſo geläutert, daß er nicht nur je und je ſeinen Zuſtand fühlte, ſondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entſchluß für die Wahrheit. In einer ſolchen Stunde hat er dies Gebet geſchrieben, eine Frucht ſeiner beſſern Empfindungen und Ueberzeugungen: es iſt aber nur der Anfang von mehreren, die folgen ſollten: er iſt aber an der Fortſetzung durch ein beſonderes Schickſal behindert worden. — Worin dies Schickſal beſtand, ob in Schiller's Trennung von der Theologie, ob in ſeinem Uebertritt zur Medizin, darüber läßt uns Haug im Dunkeln.

Ganz vorzüglichen Anklang mußten ſolche ſtreng gläubige Aufſätze und Gedichte bei Schiller's Eltern finden; er wußte, welche Freude ihnen dadurch bereitet wurde, und legte deshalb ſeine derartigen Schöpfungen gern in ihre Hand. Auch das folgende, im gleichen Sinne verfaßte Stück, ſendete er dem Vater zu:

Hymne an den Unendlichen.

Zwiſchen Himmel und Erd, hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zakenfels.
Wolken thürmen
Unter mir ſich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen ſchauernden Pomp berge dem Endlichen
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit

Riesentochter,
Sei mir ein Opfer Jehovah!
Seinen Gott dem vernünftigen Wurm
Orgle prächtig, Gewittersturm!

Horch! er orgelt — Den Fels wie er herunterdröhnt!
Brüllend spricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Blitzes:
Kreaturen, erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.

Zwar wurde dieser Hymnus erst 1782 in der Anthologie abgedruckt, doch verräth derselbe deutlich ein höheres Alter. Nicht nur der mangelhafte Versbau bezeichnet Schiller's früheste Periode, sondern auch jener biblisch-klopstokische Ton, dem er bald darauf entfremdet war. Als er 1790 seinen Vater bat, ihm alles mitzutheilen, was von den poetischen Anfängen noch vorhanden sei, fand der Hauptmann Schiller unter seinen Papieren nur diese Hymne. Die ganze Darstellung, wie Orkane Zebaoth's Namen brüllen und Blitze dessen zorndrohende Frage schreiben, erinnert lebhaft an ein anderes Produkt des jungen Dichters, welches Haug für seine Zeitschrift auswählte, wo es im Jahrgang 1777, Stück III, veröffentlicht wurde. Dasselbe heißt: „Der Eroberer" und beginnt mit hocherregtem Ton:

Dir Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedurſts.
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht!

Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend herunter sehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger, mich
Und Entsetzen um sie — fahr ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd, schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfener,
In die Ohren der Mitternacht.

Das Gemälde, das Schiller uns in den letzten Zeilen von seiner Art zu dichten vorhält, war ganz nach dem Leben gezeichnet. Die poetische Begeisterung versetzte ihn oft in wilde Verzückungen; dies wüthende Auffahren, dies gegen die Erde stampfen ist keine Uebertreibung, denn er brachte seine Gedichte wirklich unter Brausen und Stampfen zu Papier. Einst saß er, als angehender Krankenarzt, im Krankenzimmer der Akademie, um die gehörige Pflege der Leidenden zu überwachen; da fing er an zu dichten, und gerieth in ein so heftiges Schnauben und Zucken, daß dem Kranken ganz bange wurde, denn er glaubte, Schiller sei plötzlich in Tobsucht verfallen. *)

Nun wird geschildert, wie „der Eroberer" durch Blut Flammen und Abscheulichkeiten sich einen Weg zur Unsterblichkeit bahnen will. Dann ruft der Dichter:

Ja, Eroberer, ja — du wirst unsterblich seyn.
Röchelnd hofft es der Greis, du wirst unsterblich seyn,
Und die Wais' und die Wittwe
Hoffen, du wirst unsterblich seyn.

*) Petersen, handschriftlich.

Furchtbar mahnt er den Tyrannen an die Stunde des ewigen Gerichts:

Wenn die Donnerposaune GOttes vom Thron jüt her
Auferstehung geböt' — auffuhr' im Morgenglanz
Seiner Feuer, der Todte
Dich dem Richter entgegen riß',
Ha! in wolkigter Nacht, wenn er herunterfährt,
Wenn des Weltgerichts Wag' durch den Olympus schallt,
Dich Verruchter zu wägen
Zwischen Himmel und Erebus.

Mit glühendem Fluch, auf das Haupt des Eroberers geschleudert, endet dieses wildfeurige, von unbeherrschter Kraft überstürzende Nachtstück. Haug trat auch hierbei wieder als Kritiker auf, und schrieb zu der Dichtung die einleitenden Worte: „Von einem Jüngling, der allem Ansehen nach Klopstoken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer bei Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen — wenn einst vollends die Feile darzu kommt, so dörfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben — einnehmen, und seinem Vaterlande Ehre machen." Wahrscheinlich dachte Haug hier an den gefangenen Schubart, und ließ dessen Namen aus, weil es gewagt war, ihn in so ehrenvoller Weise zu nennen.

Das Lob, welches Haug, der Lehrer und Redakteur, seinem Schüler und Mitarbeiter öffentlich ertheilte, befeuerte auch andere Zöglinge der Akademie, ihr dichterisches Talent leuchten zu lassen. Es bildete sich ein Kreis von jungen Poeten, deren Brennpunkt Schiller war, und

um und ihr Zuſammenſtreben recht zu vergegenwärtigen, werden wir ihre perſönliche Bekanntſchaft machen müſſen.

Friedrich Wilhelm von Hoven, 1760 zu Ludwigsburg geboren, war mit unſerm Dichter von Kindheit auf durch mannigfache Berührungen verknüpft. Als Schiller die Charakteriſtik ſeiner Mitſchüler gab, bezeichnete er als Grundzug von Hoven's Gemüthsart: übergroßen Stolz, gehäſſige Eigenliebe, Dienſtfertigkeit, Lebhaftigkeit, Ehrgeiz, Grobheit und eine Vorliebe für die ſchönen Künſte. Man ſieht hieraus wenigſtens, daß er dem Jugendfreunde nicht ſchmeicheln wollte. Schon vor ſeinem Eintritt in die Pflanzſchule hatte Hoven der Poeſie gehuldigt und die beſten Dichter geleſen. Schiller's Vorbild bewirkte, daß er ſich nun ſelbſt in Liedern, Oden und — nachdem Goethe's Werther erſchienen war — in Romanen verſuchte; von den letzteren fing er mehrere an, brachte indeß nur einen zu Ende. Schiller ſchätzte Hoven's geiſtige Fähigkeiten ſehr, und als deſſen Bruder 1780 plötzlich ſtarb, tröſtete er den alten Vater mit der Hinweiſung auf ſeinen „großen Sohn.“ Aus der Akademie entlaſſen, begann Hoven die ärztliche Laufbahn mit Eifer und Glück; ein ſcharfer pſychologiſcher Blick unterſtützte ſein mediziniſches Wiſſen, und er hat vielen Tauſenden Hülfe gebracht. Daneben blieb er den Muſen hold, namentlich der Tonkunſt, denn er komponirte bis ins höchſte Alter. Mit Schiller ſtand er ſtets in brieflichem Verkehr, und dieſer bemühte ſich, ihm eine Profeſſur in Jena zu verſchaffen. Hoven überlebte den Freund eine lange Reihe von Jahren, und als er am 30. Januar 1838 zu Nördlingen ſtarb, fand ſich in ſeinem Nachlaß eine Autobiographie, welche auch für Schiller's Jugendgeſchichte von Wichtig-

keit iſt. Dieſelbe ſchließt mit folgenden Worten, in denen der faſt achtzigjährige Hoven ſich trefflich charakteriſirt hat: „Ich ſtehe nun nahe am Rand des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Exiſtenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchſten Macht, Weisheit und Güte iſt.“

Johann Wilhelm Peterſen, geboren 1738 zu Bergzabern im Elſaß, gehörte ebenfalls zu Schiller's vertrauteſten Genoſſen. Er kam 1773 auf die Pflanzſchule, und ſchon im nächſten Jahre ſchilderte ihn Schiller als einen lieb- und hülfreichen Freund, deſſen Aufrichtigkeit ihn zum Rathgeber ſeiner Mitbrüder mache, und als einen begabten, tüchtigen Menſchen, der ſich beſonders zur Philoſophie hinneige. Dieſe Eigenſchaften gaben unſerm Dichter Anlaß, Peterſen's Urtheilen über äſthetiſche Dinge beſonderes Gewicht beizulegen. Er hatte eine Vorliebe für's Epos, und ſchrieb ein größeres Heldengedicht: Conradin von Schwaben, das aber nie gedruckt worden iſt; dagegen erſchien 1782 ſeine Ueberſetzung des Oſſian in Proſa. Peterſen verließ 1779 die Akademie und wurde in Stuttgart als Bibliothekar angeſtellt. Mehrere fleißige Sammelwerke verdanken wir ihm, auch über Schiller, der ihn bis an ſein Ende liebte und ſchätzte, trug er mit Sorgſamkeit vielfache Nachrichten zuſammen. Als er, am 26. December 1815, zu Stuttgart das frohe Auge ſchloß, weihte ihm ſein Jugendgefährte Haug einen Nachruf, worin er den Geſchiedenen darſtellt, wie er ſich im trauten Abendkreiſe gab:

„Bald, katonischen Ernstes, dem Sprachentweihenden zürntest,
Bald mit attischem Salz würztest das heitre Gespräch,
Trugst ungalligen Spott mit steifch lächelndem Gleichmuth,
Und verworrenen Streit schlichtetest weise, mit Kraft;
Doch nach kritischer Fehde mit alter Freundlichkeit anklangst,
Und bei Symposien dir kehrte saturnische Zeit.
Ach, dein Wundergedächtniß, dein Scherz, dein geistiger Reichthum,
Dein sokratischer Ton sind nun auf immer dahin!“

Die dritte Zacke des Kleeblattes von Freunden, die sich um Schiller geschaart hatten, war Georg Friedrich Scharffenstein, der Sohn eines Goldschmieds aus Mömpelgard. Er kam 1771, im Alter von dreizehn Jahren, auf die Pflanzschule, *) um sich dem Militairstand zu widmen. Der junge Elsasser erzählt uns selbst, wie er in trauliche Beziehungen zu Schiller kam: „Es vergingen etwa zwei Jahre, ehe ich das Deutsche so lernte, daß ich es nicht allein verstehen, sondern auch in Saft und Blut verwandeln konnte. Dieser prädominirende, durch Hindernisse (denn diese Beschäftigung war eine Art Contrebande) geschärfte Sinn, verband mich genauer mit Schiller, der schon damalen dem Ungestüm des seinigen in einigen verstohlenen Gedichten Luft gemacht hatte. Diese Produkte waren nicht, wie sonsten gemeiniglich in diesem Alter debütirt wird, von weicher sentimentaler Art.

*) Nach den Registern der Akademie. Scharffenstein selbst giebt an, erst 1773, als elf- oder zwölfjähriger Knabe, auf die Solitude gekommen zu sein. Morgenblatt 1837, Nr. 56.

keine Expreſſion einer von den Schönheiten der Natur ergriffenen jugendlichen Phantaſie, ſondern ſie kündigten ſchon ein ſtarkes, mit den Conventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüth an. Kraftäußerung begeiſterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewiſſes, damals Aufſehen erregendes Benehmen von mir gegen unſern Intendanten, das wirklich etwas Feſtes hatte und ich jetzo noch nicht als Petulenz anſehe, in einer Ode beſang, die er für ſein Meiſterſtück hielt. Von dieſer Epoque an datirt ſich unſer intimer Anſchluß und der völlige Wechſel unſers Innerſten. Dieſe Freundſchaft wurde auch eine geraume Zeit der Lieblingsgegenſtand ſeiner Lieder, wobei, wie ich mich dunkel erinnere und jetzo urtheile, die natürliche ungeduldige Gluth des Herzens wenig poetiſche Bearbeitung zuließ. Ich weiß nicht, wo dieſe Stücke hingekommen ſind. Schiller ſelbſt, als er lange ſpäter ſeine Gedichte zur Auswahl ſammelte, forſchte vergebens darnach."

Scharffenſtein wurde Soldat aus jener ungeprüften Vorliebe, die faſt alle jungen Leute für dieſen Stand hegen, und obgleich ihm derſelbe Ruhm und Ehre brachte, fühlte er dennoch in reifern Jahren, daß ihn die Natur eigentlich zur bildenden Kunſt beſtimmt hatte. Er malte ſehr hübſch, und verkehrte ſchon auf der Akademie viel mit den Künſtlern, namentlich mit Dannecker, dem er ſtets in herzlicher Freundſchaft zugethan blieb. Schiller's Charakteriſtik der Zöglinge giebt folgende Farben zum Bilde Scharffenſteins: „Er iſt die Zuflucht ſeiner Freunde; durch Dienſtfertigkeit, Redlichkeit und Treue weiß er ſich ihnen gefällig und werth zu machen." Nach ſeiner Entlaſſung von der Akademie trat er als Lieutenant in

würtembergiſche Militair, und garniſonirte 1784 auf dem Aſperg, wo Schubart über ihn ſchrieb: „Er iſt ein Kopf — des vortrefflichen Schiller's Vertrauter.“ *) Scharfenſtein machte die Feldzüge mit, bewährte ſich auf dem Kampfplatz, und wir finden ihn 1807 als Generalmajor, mit dem Adelsprädikat verſehen. Im Jahre 1815 war er Generallieutenant und Gouverneur von Ulm. Er that ſich nicht blos durch Tapferkeit hervor, ſondern eben ſo ſehr durch Humanität und ein ſchönes Talent zur Malerei. Bei ſeinem Tode, um's Jahr 1830, hinterließ Scharfenſtein „Jugenderinnerungen in Beziehung auf Schiller,“ deren originelle Darſtellungsweiſe jeden Leſer feſſelt.

Dieſe vier Jünglinge hatten in der Akademie einen Geheimbund geſchloſſen, zu Schutz und Trutz. Herzog Karl pflegte die Wiſſenſchaften und liebte die Kunſt, aber der Poeſie war er abhold. Ob ſie ihm als Flittertand erſchien, oder als ein geiſtiger Zündſtoff, der die politiſchen Pulvertonnen in die Luft ſprengen könnte, das möchte ſchwer zu beſtimmen ſein. Genug, der Dichtkunſt Goldfrüchte waren in ſeinem Inſtitut verpönt, und jede Lektüre, die damit in Verbindung ſtand, mußte das Licht des Tages ſcheuen. Unſere dichteriſchen Freunde wurden alſo Schmuggler, welche bei Nacht und Nebel verbotene Bücher laſen, oder die Geſchenke der Muſen aufzeichneten, um ſie einander mitzutheilen. Es wird uns einen lebendigen Strahl auf Schiller's Fortbeſtehen werfen, wenn wir die Schriften betrachten, an denen ſich ſeine Seele im tiefſten Geheimniß labte.

Klopſtock, der Apoſtel des achtzehnten Jahrhunderts,

*) Strauß, Schubart's Leben, II. 168.

ehemals ſein Schutzheiliger, war bereits vom Poſtament geſtürzt, oder doch wenigſtens in eine beſcheidene Ecke des Pantheons verſetzt worden. Schiller hatte ſogar deſſen Dichtungen mit kritiſchen Cenſurſtrichen erbarmungslos durchzogen. In der Ode: „Mein Vaterland“ tilgte er alles, was auf die Worte folgt: „Ich liebe dich, mein Vaterland!“ vollſtändig aus, weil er fand, daß der Eindruck des ſchönen Anfangs dadurch nur vermindert werde. „Die Geneſung“ aber mußte ganz und gar als Opfer fallen, denn der Jüngling meinte, hier ſei, trotz der pomphaften Redeblumen, nichts anderes heraus zu leſen, als: „Wär' ich nicht geneſen, ſo wär' ich geſtorben und hätte meine Meſſiade nicht vollenden können.“ *) Bei aller Hochachtung für Klopſtock, war er zu der Erkenntniß gelangt, daß dieſer Dichter, mit ſeinem ewigen Hinausragen aus dem Leben, mit ſeiner überirdiſchen und überſinnlichen Darſtellung, ſich nicht zum dauernden Liebling und Begleiter eigene. „Nur in gewiſſen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er geſucht und empfunden werden,“ ſagte Schiller, „deswegen iſt er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichſte Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausſtrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu enge findet, ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſen Räumen, die ihr von dieſem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, ſo verliert ſich vieles, ſehr vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe, die man einer ſo einzigen Erſchei-

*) Der Freimüthige 1805. Nr. 220.

nung, einem ſo außerordentlichen Genius, einem ſo veredelten Gefühl, die der Deutſche beſonders einem ſo hohen Verdienſte ſchuldig iſt.“ *)

Schiller war alſo aus dem religiös romantiſchen Ideenkreiſe in die Wirklichkeit übergegangen; ſtatt der Propheten und Sibyllen ſtudirte er jetzt die Menſchheit mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren Tugenden und Laſtern, mit ihrem Trieb nach Wahrheit und Freiheit. Ferguſon's Moralphiloſophie, nebſt Garve's Anmerkungen dazu, feſſelten ihn, doch am ſehnſüchtigſten ſtürzte ſich ſeine Seele in den hochbrauſenden Strudel von Rouſſeau's Schriften. Die ungeſtüme Leidenſchaft der „Julie,“ die kräftige Berg- und Waldluft der ſocialen Abhandlungen erfaßten ihn mit gleicher Gewalt, denn damals legte er noch nicht den Maßſtab kühler Kritik an dieſen Urgeiſt, ſondern gab ſich ihm aus vollem Herzen hin. Hierzu geſellte ſich Plutarch, den Schiller zu ſeinem Liebling erkor, weil er ihm hohe Charaktere zeigte und die innerſten Triebwerke ihrer Handlungen enthüllte. Als er die Akademie verließ, kaufte er ſich dieſen merkwürdigen Menſchenmaler in einer theuern Ueberſetzung (von Schirach. Leipzig 1776—79. 7 Bde.), obwohl er das Geld nicht überflüſſig hatte. Auch Karl Moor rühmt den Plutarch, und in demſelben Sinne ſchrieb Schiller 1788 an eine Freundin: „Es iſt brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben. Das erhebt über dieſe platte Generation, und macht uns zu Zeitgenoſſen einer beſſern, kraftvollern Menſchenart.“ **)

Während er nun, durch das Medium der Philoſophie

*) In dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung.

**) Caroline v. Wolzogen, ältere Ausgabe, I. 320.

und Geſchichte, aus überirdiſchen Sphären auf feſten Erdboden zurückgekehrt war, forderte aber auch das Gemüth ſeine Rechte, und Schiller bedurfte zuweilen einer ſentimentalen Erſchütterung. Der „Siegwart," eine recht arge Contrebande, hatte ſich in die Akademie eingeſchlichen, und dies einfach innige Gemälde treuer Jugendliebe zog ihn beſonders an. Er ſelbſt erzählte ſpäterhin, daß er oft am einſam vergitterten Fenſter über ſeinen Lilien, die er in Scherben an demſelben zog, in den Gefühlen geſchwärmt habe, welche der Siegwart ihm erweckt. *) Noch ſtärker mußte die Revolution ſein, welche „Werther's Leiden" zwiſchen den klöſterlichen Mauern der Akademie anſtiftete. Die verbündeten Jünglinge verſchlangen dies Buch, und entwarfen den Plan zu einem gemeinſchaftlichen Roman, einem zweiten Werther, der indeß ungeſchrieben blieb. Nach mehreren Jahren äußerte Schiller in einem Briefe: **) ſeine Phantaſie habe ſich (durch welche leiſe Ahnung wiſſe er ſelbſt nicht) von ſeinen Kinderjahren her die Stelle aus Werther's Leiden aufbewahrt: „O, es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt ſich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles nach wie vor, und unſer Herz lechzt nach entſchleyerten Schickſal."

Durch den Werther mußte die Aufmerkſamkeit des poetiſchen Kreiſes nothwendig auf Oſſian's Lieder gelenkt werden. Peterſen und Hoven übertrugen ſie in's Deutſche,

*) A. a. O. I. 34.

**) Nicht an Dalberg, wie Hoffmeiſter glaubt, ſondern höchſt wahrſcheinlich an Huber. S. Morgenblatt 1807. Nr. 281.

und Schiller empfand ebenfalls große Theilnahme für dieſen Barden. Nicht ſelten recitirte er daraus: „Selma, dich hüllet Schweigen ein! Morven's Gebüſche weckt kein Laut; Einſamkeit herrſcht am Strande, wo ſich die Woge bricht!“ oder ähnliche Sätze. Im Jahre 1789 freute es ihn ſehr, daß Lottchen von Lengefeld an dem ſchönen Dichter Gefallen fand und ſich auf die beſte Art mit ihm zu familiariſiren ſuchte, indem ſie deſſen Lieder überſetzte. „Endlich werden Sie noch ein ganz Oſſianiſches Mädchen!“ rief er ihr zu. Später ſagte Schiller: *) „Oſſian's Menſchenwelt war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her war groß, koloſſaliſch mächtig, drang ſich alſo auf, und behauptete ſelbſt über den Menſchen ſeine Rechte. In den Geſängen dieſes Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegenſatz gegen den Menſchen) noch weit mehr als Gegenſtand der Empfindung hervor. Indeſſen klagt auch ſchon Oſſian über den Verfall der Menſchen, und ſo klein auch bei ſeinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbniſſe war, ſo war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuſcheuchen, und über ſeine Geſänge jenen elegiſchen Ton auszugießen, der ſie für uns ſo rührend und anziehend macht.“

Hatte ſich die Lektüre der vier Genoſſen eine Zeit lang auf dem Felde ſentimentaler Lyrik und Romantik bewegt, dann wurden auch ernſtere Bücher geleſen; Mendelſohn's Phaedon, Herder's, Haller's und Sulzer's Werke beſchäftigten ihren Geiſt. Schiller liebte die Bibel ſehr, beſonders einzelne Bücher derſelben, und Luther's kernige Ver-

*) Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung.

deutſchung machte ihn zugleich mit der ganzen Kraft unſerer Mutterſprache vertraut. Da ſollte er einen Dichter kennen lernen, der in ſein Weſen auf die innigſte und mannigfachſte Weiſe eingriff — es war Shakeſpeare.

Profeſſor Abel beſaß die Gewohnheit, bei der Erklärung philoſophiſcher Begriffe, Stellen aus Dichtern mitzutheilen, um jene dadurch anſchaulicher und intereſſanter zu machen. Als er einſt über den Kampf der Pflicht mit der Leidenſchaft, oder der Leidenſchaften unter einander ſprach, wollte er den Schülern das Ganze mehr verſinnlichen, und las ihnen deshalb einige ſchöne, hierher paſſende Stellen aus dem Othello nach Wieland's Ueberſetzung vor. Schiller war ganz Ohr, alle Züge ſeines Geſichts druckten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete ſich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorleſung vollendet, ſo bat er den Profeſſor Abel um das Buch, und ſtudirte nun den Shakeſpeare mit unabläſſigem Eifer.*) Freilich war es nicht möglich, daß Schiller, damals eben erſt vom Knaben zum Jüngling heranreifend, das poetiſche Weltall begreifen konnte, welches in den Werken des großen Briten ausgegoſſen liegt; er ſelbſt hat im Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung mit klaren Zügen den Eindruck geſchildert, den Shakeſpeare anfangs auf ihn machte:

„Als ich in einem ſehr frühen Alter dieſen Dichter kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen, die herzzerſchneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, in Macbeth u. ſ. f. durch einen Narren zu ſtören, die ihn

*) Abel, bei Hoffmeiſter und Viehoff, I. 42.

bald da feſthielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da fortriß, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektiren; kurz das Object in dem Subject anzuſchauen, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen. Nur ihr durch den Verſtand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die ſentimentaliſchen Dichter der Franzoſen und auch der Deutſchen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens ſchäme ich mich dieſes Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hinein zu ſchreiben."

Trotz dieſer unvollkommenen Auffaſſung umwob ihn Shakeſpeare mit magiſcher Gewalt. Gleich einem Bergſtrom, der aus ſchwindelnder Höhe herabſtürzt, ergriff deſſen Genius ſeine Seele, und riß ihn unaufhaltſam fort in's Bereich der dramatiſchen Dichtkunſt. Mit jedem Monat, mit jedem Jahre wurde ihm die Poeſie des Briten werther, weil er ſie immer beſſer verſtand. Hoven bekam einige Bände der Wieland'ſchen Ueberſetzung, und Schiller trat, in jugendlichem Scherz, ſeine Lieblingsgerichte ab, um den Beſitz des erſehnten Schatzes zu erlangen.*) Als

*) Hoven, bei G. v. Wolzogen. — Peterſen ſagt, durch ein

er aber einst seinen kleinen Bücherschrank öffnete, bemerkte er mit Schrecken eine Lücke darin, und wer malt sein Erstaunen bei der Nachricht: man habe den Shakespeare, die Histoire de Gênes und etliche andere Schriften, welche in den Erziehungsplan der Akademie nicht paßten, ex officio mit Beschlag belegt. *) Schiller kaufte sich, nachdem er das Institut verlassen, in der Mäkler'schen Buchhandlung den herrlichen Dichter, wie ihn Wieland und Eschenburg nothdürftig mit deutschen Gewändern bekleidet hatten.

Schon übten dramatische Dichtungen einen ganz überwiegenden Reiz auf Schiller; er versenkte sich in Lessing's Schauspiele, freute sich der genialen Produkte des Maler Müller und glühte für den „Götz von Berlichingen," den er auf Spaziergängen laut vorzulesen pflegte, **) wie denn Goethe überhaupt ein Abgott dieser Jünglinge war. Schon drängte ihn der innere, ureigene Trieb, sich selbst im Drama zu versuchen, doch war er um ein passendes Thema verlegen und äußerte später: „Mein letztes Hemd hätte ich in jenen Tagen mit Freuden hingegeben für einen dankbaren tragischen Stoff, meinen jugendlich aufstrebenden Geist daran zu üben." Da las er in einem Zeitungs-

offenbares Mißverständniß, diese Thatsache in's Jahr 1793, als Schiller zu Ludwigsburg verweilte, und man begreift kaum, wie Hoffmeister einen solchen Irrthum wiederholen konnte. Schiller urtheilte damals bereits mit unverhehlter Mißachtung über die Wieland-Eschenburg'sche Uebersetzung.

*) Dies erzählen einige ältere Biographen Schiller's, und wenn sich auch ihre Quelle nicht prüfen läßt, so hat das Ganze doch den Ausdruck der Wahrheit.

**) Der Freimüthige. 1805, Nr. 220.

blatte die Nachricht vom Selbſtmord eines Studenten, der aus Naſſau gebürtig war. Schiller's Gefühl und ſeine innere, rege Phantaſie wurden durch dieſen Vorfall dermaßen erhitzt, daß er ſich denſelben ſogleich mit allen Nebenbeziehungen ausmalte und ihn zur Grundlage eines Trauerſpiels: „Der Student von Naſſau," machte. Schiller ſprach nachmals davon, wie von einer im Ganzen untauglichen Jugendarbeit, und ſcherzte namentlich über den ſeltſamen Titel. Dennoch bedauerte er, das Stück ſchon frühe vernichtet zu haben, weil er manche, mit erſter, glühender Wärme entworfene und ausgeführte Scenen wohl noch als Mann hätte benutzen können, ſo gelungen ſchwebten ſie ihm in der Erinnerung vor. *)

Einen Jüngling, wie Schiller, mußten Maximilian von Klinger's Dramen mit mächtiger Geiſterſtimme in's Herz dringen, denn ſie vereinten die höchſte Bewegung der Leidenſchaft und eine Fülle tiefer Gedanken. War doch Schiller zur Zeit ſelbſt ein Jünger jener poetiſchen Richtung, die nach dem Klinger'ſchen Stücke „Sturm und Drang" benannt worden iſt. Noch im Jahre 1803 ſchrieb unſer Dichter ſeinem Schwager Wolzogen, der in Petersburg verweilte: „Sage dem General Klinger, wie ſehr ich ihn ſchätze. Er gehört zu denen, welche vor fünf und zwanzig Jahren zuerſt und mit Kraft auf meinen Geiſt gewirkt haben. Dieſe Eindrücke der Jugend ſind unauslöſchlich." **) Klinger gewann 1774 einen Preis, der auf

*) Im Freimüthigen 1803, Nr. 109. Gonz, im Morgenblatt 1807, Nr. 201 und in der Zeitung f. d. eleg. Welt 1823, Nr. 7.

**) Caroline v. Wolzogen, literar. Nachlaß, I. 413.

das beſte Stück über Brudermord ausgeſetzt war, durch ſein wildes Trauerſpiel: Die Zwillinge. Mit ihm wetteiferte Johann Anton Leiſewitz, deſſen „Julius von Tarent“ denſelben Stoff im ſanftern, aber kräftig edlen Styl behandelte. Als man ihn bei der Preisvertheilung überging, fühlte ſich Leiſewitz gekränkt; er wendete ſich ganz von der Bühne ab, und das treffliche Stück blieb ſeine einzige dramatiſche Arbeit.

Schiller lernte es kennen, und man darf wohl ſagen, daß wenige Dichtungen ſo eindringend und nachhaltig auf ihn gewirkt haben. Er fand ſogar perſönliche Beziehungen zu dem Helden; wie Julius von Tarent, ſagte er von ſich: „In meinen Gebeinen iſt Mark für Jahrhunderte.“*) Beinahe wörtlich wußte er das Trauerſpiel auswendig, darum kommen einzelne leiſe Reminiscenzen daraus in ſeinen Dramen vor. Dort ruft Aſpermonte dem todten Julius in's Ohr: „Blanka! Blanka!“ und fügt hinzu: „Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören.“ In den Räubern rüttelt Schweizer den erhängten Franz mit den Worten: „Heh du! Es giebt einen Vater zu ermorden. — — Er freut ſich nicht — er iſt maustodt.“ Aber auch ſpäterhin umſchwebte den Dichter das Lieblingsſtück ſeiner Jugend noch, und dieſe dunkle Erinnerung ſpiegelte ſich, ihm ſelbſt wohl unbewußt, zuweilen in ſeinen Werken. Leiſewitz hatte das Gleichniß gebraucht: „In einem Jahrhundert biſt du, Fürſt, der einzige von allen Tarentinern, den man noch kennt, wie eine Stadt mit der Entfernung verſchwindet, und blos noch die Thürme hervorragen.“ Aehnlich ſagt der Chor in der Braut von Meſſina:

*) Briefwechſel mit Körner, I. 39.

„Völker verrauſchen,
Namen verklingen,
Finſtre Vergeſſenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geſchlechtern aus.
Aber der Fürſten
Einſame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt ſie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.“

Durch den Julius von Tarent wurde Schiller befeuert, ſelbſt wieder eine Tragödie zu dichten, und er gab ſich ihr lange mit angeſtrengten Kräften hin. Das Stück behandelte einen Vorwurf aus der florentiniſchen Geſchichte, Cosmus von Medici, einer reichen mächtigen Bürgerfamilie angehörend, erhielt durch herzgewinnende Leutſeligkeit, durch unbegrenzte Freigebigkeit einen ſtarken Anhang im Volke. Darob regten ſich Eiferſucht und Haß in der herrſchenden Adelspartei, ſie ließ Cosmus plötzlich verhaften, und obwohl man ihm kein einziges Vergehen zur Laſt legen konnte, wollten ihn ſeine Feinde dennoch zum Tode verurtheilt ſehen. Nur der Macht des Goldes gelang es, daß er nicht auf dem Blutgerüſt endete, ſondern nach Padua in die Verbannung geſchickt wurde. Bald rief das Volk den „Vater des Vaterlandes“ von dort zurück, und er blieb in hohen Ehren ſein Leben lang. Da er aber die Wuth der Ariſtokraten, namentlich der Edlen von Pazzi fürchtete, ſo vermählte er ſeine Enkelin Bianca mit einem Sproß dieſes Hauſes. Sie hatte zwei Brüder, Lorenz

und Julian von Medici, beides geiſtvolle und liebenswürdige Jünglinge. Der letztere liebte Camilla Cafarelli, eine ſchöne Florentinerin, um die ſich auch Franz von Pazzi bewarb. Sie zog indeß Julian vor, und er ließ ſich heimlich mit ihr trauen. Nun kannte Franzens Rachſucht keine Grenzen; der glückliche Nebenbuhler mußte ſterben, und daß ſein Tod eine politiſche Färbung bekam, ſollte gleichzeitig auch Lorenz ermordet werden. Bernhard Bandini, ein abgefeimter Böſewicht, den das Geſchlecht der Mediceer einmal beleidigt hatte, war der vertraute Gehülfe dieſes Mordplans. Nach mehrern mißlungenen Verſuchen lockte man die Brüder unter dem Deckmantel der Freundſchaft zu einem Hochamt in die Kirche; dort fielen die Verſchworenen über ſie her, und Franz durchbohrte den Julian meuchlings mit ſeinem Dolch. Lorenzo aber rettete ſich, nur leicht verwundet, in die Sakriſtei; das Volk von Florenz ſchaarte ſich zuſammen und ſchlug die Truppen der Pazzi. Franz wurde von der wüthenden Menge aus ſeiner Wohnung geriſſen und aufgehängt. Die ſchuldigſten Häupter der Familie ereilte ein raſcher Tod, während man alle übrigen für immer einſperren ließ. So fand das Haus der Pazzi in dieſer ſchändlichen Verſchwörung ſeinen Untergang.

Zwar berichtet Peterſen (Morgenblatt 1807, Nr. 181), der Titel des Schiller'ſchen Trauerſpiels ſei „Cosmus von Medici" geweſen, doch da er ausdrücklich hinzufügt, der junge Dichter habe ſein Stück, in Stoff und Handlung, dem Julius von Tarent nachgebildet, ſo muß jene Angabe auf einem Irrthum beruhen. Cosmus war längſt todt, als die tragiſche Cataſtrophe ſich ereignete, welche eben erzählt worden und welche der Entwickelung des

Leiſewitz'ſchen Drama's verwandt iſt. Schiller's Tragödie hieß alſo wohl: „Julian von Medici;“ dieſelbe kam indeß an Werth ihrem Vorbild bei weitem nicht gleich. Auch verwarf und vernichtete der Autor das Ganze, nur einzelne Züge, Geſtalten und Einfälle daraus nahm er ſpäter in ſeine Räuber auf. Franz Moor, der im vorgefundenen Stoff eigentlich Wilhelm hieß, behielt den Vornamen von Franz Pazzi bei, und mit dem Namen wurde gewiß auch ein Theil der Charakterzeichnung auf jenen übertragen. Aus Camilla Cafarelli entſtand die Amalia und aus Bernhard Bandini der Baſtard Hermann. Uebrigens hatte das florentiniſche Nachtſtück noch nach Jahren Intereſſe für Schiller, denn als er 1788 die Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen herausgab, erhielt auch die Verſchwörung der Pazzi wider die Medici eine Stelle darin.

Der „Julian von Medici“ war muthmaßlich für einen poetiſchen Wettſtreit beſtimmt, den die vier Bundesgenoſſen unter ſich veranſtalteten. Jedem blieb es überlaſſen, diejenige Form zu wählen, welche ſeinem Talente am meiſten zuſagte: Schiller lieferte ſeine Tragödie, alſo wohl die oben bezeichnete; Hoven gab einen Roman à la Werther, Peterſen ein rührendes Schauſpiel und Scharffenſtein ein Ritterſtück. Dieſe Arbeiten theilten die Freunde, wie ſie im Stillen entſtanden waren, auch in tiefſter Stille einander mit. Man kritiſirte ſich dann ſchriftlich, lobte und tadelte ſich gegenſeitig — das erſtere natürlich mehr als das letztere.*) Scharffenſtein ſagt in ſeiner kurzen,

*) Scharffenſtein, im Morgenblatt 1837, Nr. 56, und Hoven's Biographie, S. 56.

ſoldatiſchen Weiſe: „Unſer ganzer Kram taugte aber im Grunde den Teufel nichts, und es war ſchwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrſcheinlich weil es gar zu ſchön ſein und paradiren ſollte. Ich beſonders, obgleich ich von den Andern ſehr präconiſirt wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuſchte Phraſeologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war.“

Dennoch ſchaukelten ſie ſich alle recht wohlgefällig auf dem Bewußtſein der Autorſchaft. Da fuhr ein ſatyriſcher Blitz in die ſchönen Luftſchlöſſer, die ſie erbaut hatten, denn ein Mitſchüler, der ihr geheimes Treiben kannte, griff ſie ſchonungslos an. Er hieß Peter Conrad Maſſon, ſtammte aus Plamont, war aber, im Gegenſatz zu Scharffenſtein, ganz franzöſiſch geblieben. Schiller kam wenig in Berührung mit ihm, und äußerte 1774 in der oft erwähnten Charakteriſtik: zwar bedaure er den Verluſt, ihn zu kennen, doch würde er vielleicht manches Unangenehme entdeckt haben, hätte er deſſen nähere Bekanntſchaft machen wollen. Dieſer Maſſon, welcher ſich auf der Akademie für's Militair vorbereitete und 1779 als Lieutenant in ein würtembergiſches Artillerieregiment eintrat, ſchrieb damals eine grobe, doch nicht ohne Witz erfundene Poſſe gegen die dichteriſchen Kameraden. Jeder von ihnen wurde in dem erwählten Gewande, tüchtig und plump verklopft; ſie ſahen ſich, als das Spottſtück zu ihrer Einſicht kam, recht kleinlaut an, und ihr ſchriftſtelleriſches Selbſtgefühl erlitt einen mächtigen Stoß.

Man gab darum die literariſche Thätigkeit noch keineswegs auf. Durch die altengliſchen Balladen, welche Herder überſetzt hatte, fühlten unſere jungen Poeten ſich leb-

haft angeregt; sie wetteiferten, wer den Ton solcher Balladen am besten treffen würde, und manches gelang ihnen recht gut. Schiller verfaßte auch ein Gedicht: „Die Gruft der Könige," dessen Stoff mit Schubart's Fürstengruft fast übereinkam; es begann:

„Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte."

Eine andere Ode von Schiller: „Triumphgesang der Hölle," war regellos, unförmlich, jedoch voll grauenhafter Schönheit. Satan zählte darin all seine Erfindungen auf, die er vom Beginn der Welt bis zur Gegenwart gemacht, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein. *)

Allmälig hatten die Geheimbündler eine ansehnliche Sammlung verschiedenartiger Poesien zusammengebracht, und sie zweifelten nicht, daß dieselben gar wohl verdienten, gedruckt zu werden. Man beschloß deshalb, das Geleistete der Oeffentlichkeit zu übergeben, und Hoven bekam den Auftrag, einen Verleger zu verschaffen. Er schrieb einem Buchhändler in Tübingen, von dem die Freunde erfahren hatten, daß er auch anonyme Schriften in Druck nehme, denn die Akademisten durften unter keiner Bedingung wagen, mit ihrem Namen hervor zu treten. Auf verborgenem Wege beförderte Hoven den Brief, doch blieb derselbe unbeantwortet; er schrieb nochmals, und es kam wieder keine Antwort, bis man endlich herausbrachte —

*) Petersen, handschriftlich und im Freimüthigen 1803, Nr. 220, doch klingt es widersinnig, wenn er behauptet, Schubart sei erst durch Schiller's Dichtung zu seiner „Fürstengruft" veranlaßt worden.

der Buchhändler sei schon vor einigen Jahren gestorben. Um nicht in ähnliche Fälle zu kommen, mußten die Jünglinge sich begnügen, ihre Produktionen einzeln in poetische Sammelwerke einrücken zu lassen; sie lieferten Beiträge für die damaligen Musenalmanache und für die „Schreibtafel", welche Schwan in Mannheim herausgab. Was sie, nach dem Abschied aus der Akademie, des Druckes noch werth hielten, erschien dann in Ständlin's schwäbischem Musenalmanach und in Schiller's Anthologie.*)

Der Dichterbund hatte sich inzwischen durch den Beitritt eines wackern Mitglieds erweitert. Johann Christoph Friedrich Haug, geboren 1761, ein Sohn des Professors, war auf die Akademie gekommen, als dieselbe nach Stuttgart verlegt worden. Er besaß einen lebhaften Geist und einen unbesiegbaren Hang zur gutmüthigen Satyre. Einst erzählte er beim Ankleiden, er habe in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt: Der jüngste Tag erschien, die Posaunenengel bliesen aus aller Macht, allein es wollte mit dem Auferstehen nicht recht vorwärts kommen. Da gab ein ehemaliger Akademist den Rath, man möchte nur den Oberaufseher Rieß erwecken, daß er mit jener Riesenstimme, welche sonst „zum Gebet!" kommandirte, jetzt „zum Gericht!" rufe. Das Mittel wurde angewendet, und die Todten kamen darauf so rasch herbei, daß die Engel dem Herrn Christus nach kurzer Zeit melden konnten: es sei nunmehr alles bereit. — Dieser

*) Der Freimüthige 1805, Nr. 220, und Hoven, S. 57. Ich habe „die Schreibtafel" (Mannheim 1774—78, 7 Stücke) genau verglichen, darin aber auch nichts gefunden, was man mit einiger Sicherheit für Schiller's Eigenthum halten könnte.

angebliche Traum erregte großes Gelächter, und kam auch dem geſtrengen Herrn Rieß zu Ohren. Er nahm die Sache zwar von der ſpaßhaften Seite, ärgerte ſich aber doch darüber, und ſagte: „Apropos, Herr Haug! Wenn es Sie künftig wieder träumen ſollte, ſo muß ich Sie bitten, mich dabei ein für allemal aus dem Spiel zu laſſen!“

Haug wurde in den poetiſchen Verein aufgenommen; ſein angeborenes Talent neigte ſich vorzüglich zum Epigramm, und brachte manche wohlthuende Erheiterung für die Genoſſen. Es lag überhaupt in der Atmoſphäre des Inſtituts eine gewiſſe Spottluſt, und ſelbſt Schiller, der einſam, verſchloſſen, eingeſchüchtert dorthin gekommen, fühlte deren Wirkung. Er konnte jetzt muthwillig ſein, foppte gern, und ſeine Neckereien hatten gewöhnlich epigrammatiſche Spitzen. Als unter den Akademiſten die Stammbuchsmanie ausbrach, als man von jedem bedeutenderen Zögling Denkblätter haben wollte, da ſchrieb er oft vortreffliche Dinge nieder, oft benutzte er dieſe Veranlaſſung aber auch, die Momusgeißel zu ſchwingen. So übergab er einem Mitſchüler, der ſich im Eſſen auszeichnete und ihn um ein Andenken für ſein Stammbuch bat, folgende Zeilen: „Wenn Du gegeſſen und getrunken haſt, und NB. ſatt biſt, ſo ſollſt Du den Herrn Deinen Gott loben.“ Die ganze dichteriſche Kameradſchaft übte ſich in Epigrammen, welche einander ſo ähnlich ſahen, daß man ſie in Schiller's Anthologie unmöglich mit Sicherheit ſondern kann.*)

Auch Haug verſuchte es nun, olympiſche Kampfſpiele

*) Der Freimüthige 1806, Nr. 109, und Petersen im Morgenblatt 1807, Nr. 186.

mit Schiller zu halten. Einmal wollte jeder den andern an Grobheit übertreffen. Haug ſchilderte die Göttin der Grobheit, wie ſie in Wolken ſchwebte und zu Schiller ſprach: „Du biſt mein Sohn an dem ich Wohlgefallen habe!“ worauf ſich Schiller für beſiegt erklärte. Eine andere Aufgabe, bei der Schiller, Haug, Peterſen und Hoven um die Palme ſtritten, hieß: „Roſalinde im Bade“*) Schon damals verrieth Haug, daß er einer unſerer beſten Epigrammdichter werden würde, aber neben der ſatyriſchen Witzlaune hatte er ein ſehr braves Herz; Schiller blieb ihm ſtets gewogen, und die Grabſchrift, die er ſich ſelbſt verfaßte, ſchildert ihn getreu:

Er, der hier ruht,
War froh und gut;
Einſt, hoff ich, taug's
Zur Grabſchrift Haug's.

Aber nicht allein Poeſie wurde hier verhandelt; die Jünger anderer Muſen gehörten gleichfalls zu Schiller's vertrautem Umgang. Johann Rudolph Zumſteeg, geb. 1760, der Sohn eines herzoglichen Kammerlakaien, vergötterte den Dichter, und ſetzte jede neue Schöpfung von ihm ſogleich in Muſik. Er wurde ein trefflicher Komponiſt, der auch ſpäter noch den Liedern ſeines Jugendfreundes unvergängliche Melodien gab. Ein ähnliches Loos war dem edlen Danneker zu Theil geworden,

*) Dieſe Notizen, aus Waiblinger's geſammelten Werken (IV. 256.) entnommen, beruhen auf einer mündlichen Erzählung von Haug, und ſind um ſo glaubwürdiger, als Waiblinger die Betheiligten kaum gekannt zu haben ſcheint, da er ihre Namen „Peterſen und Hocken“ ſchrieb.

deſſen Vater dem Herzog als Stallknecht diente. Bei einem Volksfeſt hatte er ſich zum Eintritt in die Pflanzſchule gemeldet, wo er bald das glänzendſte Talent zur Bildhauerkunſt verrieth, und ſeine Meiſterhand erſchuf nachmals Schiller's wunderbar ſchöne Marmorbüſte.

Bei ſolchem Verkehr und gegenſeitigem Austauſch konnte es an geiſtiger Anregung nicht fehlen. Dieſelbe erhöhte ſich dadurch, daß man den Lichterbund vor den Lehrern keineswegs verheimlichte, ja daß dieſelben, ſeine ſittliche Bedeutung fühlend, ihn begünſtigten und förderten. Ueberhaupt erſtreckte ſich die ſtrenge militairiſche Verfaſſung des Inſtituts nur auf deſſen äußere Form; der Unterricht blieb unberührt davon. Den Profeſſoren wurde nicht vorgeſchrieben, wie ſie für das Fach, wofür ſie angeſtellt waren, lehren ſollten; ſie hatten in ihren Vorträgen völlig freie Hand. Nur darauf kam es an, daß jeder ſeine Schuldigkeit that, und die jährlichen Prüfungen mußten ausweiſen, ob dieſe erfüllt worden ſei. Auch im Aeußerlichen gab es für die Lehrer keine Art von ſoldatiſchem Zwang; ſie wohnten außerhalb der Akademie und kleideten ſich nach ihrem Wohlgefallen. Bei Feierlichkeiten trugen ſie einen Rock von ſchwarzem Sammet, mit weißem Atlas gefüttert, eine weißſeidene, goldgeſtickte Weſte, Unterkleider von ſchwarzem Atlas, weißſeidene Strümpfe, Chapeau-bas und einen Galanteriedegen an der Seite.

Herzog Karl hat, wie es ſcheint, ſelbſt die Abſicht gehabt, zwiſchen den Lehrern und Schülern jede Scheidewand, welche irgend das Vertrauen untergraben konnte, möglichſt zu entfernen. Darum berief er Männer von ſo jugendlichem Alter an ſeine Akademie, daß ſie den reiferen Eleven kaum einige Jahre überlegen waren, und außer-

dem trennte er den Unterricht und die Beaufsichtigung von einander. So wurden denn die Professoren in Wahrheit nur belehrende Freunde der Zöglinge, welche sich ihnen um so lieber anschmiegten, als sie sich durch die militairischen Vorgesetzten gedrückt fühlten. Einsamkeit, Mangel jedes andern Umgangs erhöhte dies herzliche Vertrauen; der Schüler theilte dem Lehrer oft seine wichtigsten Geheimnisse mit, und bat ihn um Rath über Dinge, die sonst den Lehrern sorgsam verschwiegen werden. Es entstand allmälig ein Verhältniß auf der Akademie, wie es vielleicht noch nie in einer Schulanstalt stattgefunden hat. Der Eleve, welcher strafbare Handlungen seiner Genossen einem Lehrer anzeigte, machte sich dadurch in den Augen der übrigen nicht etwa verächtlich, sondern alle sahen darin den Eifer für das Gute, sobald ihnen nur des Professors und des Zöglings Charakter von einer ehrenhaften Seite bekannt waren. Oft erwarteten einzelne Schüler den Lehrer schon am Akademiethor, bis wohin sie gehen durften; sie begleiteten ihn zum Auditorium und führten ihn nach der Vorlesung wieder zurück. Auf diesem Wege wurde über wissenschaftliche oder politische Gegenstände gesprochen, und manchmal setzte sich dann die Unterhaltung im Lehrsaal fort, wodurch die eigentliche Vorlesung zwar erst später anfing, die Eleven aber einen doppelten Gewinn davontrugen. Solche Gelegenheiten wußte Schiller trefflich auszubeuten; ganz besonders strebte er, sein Studium der Menschenkenntniß zu erweitern, und es bildete sich ein Freundschaftsband, welches ihn mit dem edelsten Humanisten Abel vereinte, dem wir auch diese Mittheilungen hauptsächlich zu danken haben.

Sind uns nun die Wechſelbeziehungen der Schüler unter ſich und zu den Lehrern klar, ſo wird es nöthig ſein, auch ihre Stellung, dem herzoglichen Stifter gegenüber, anzudeuten. Dieſer hatte die Anſtalt zu ſeinem Steckenpferd erkoren, er ſpiegelte ſich wohlgefällig in ihrem Gedeihen, und unterließ nichts, was ſie zu heben im Stande war. Bei jeder Gelegenheit erforſchte er ſelbſt die Anlagen der Zöglinge, auch nahm er eine dreiſte Antwort von ihnen nicht übel, wenn ſie nur Geiſt verrieth. Er kannte jeden einzelnen Eleven ſehr genau, kannte deſſen Namen, ſein Alter, ſeine Familie, ſeine Fähigkeiten und ſeinen Fleiß. In der Behandlung, die er ihnen angedeihen ließ, lag etwas wahrhaft Väterliches, und nur mit aufrichtigem Schmerz verhängte er Strafen über ſie. Betraf das Vergehen ihn ſelbſt, ſo dachte er nicht an den Fürſten, ſondern abndete es milder, als wenn es einen andern Vorgeſetzten berührt hätte. Einſt, als er unvermuthet in den Schlafſaal trat, ſtand Hoven nicht ſogleich vom Schreibtiſch auf. Der Herzog gab ihm für dieſe Rückſichtsloſigkeit eine eigenhändige Ohrfeige, und ſagte dabei: „Dieſe Maulſchelle empfängt Er, weil ich der Herzog bin! Hätte Er die Ungezogenheit gegen einen meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte er ſehen ſollen, was geſchehen wäre.“

Recht komiſch wurde zuweilen der Eifer, mit welchem ſich der Herzog Karl bei den Prüfungen zum Examinator aufwarf. Bei ſolcher Veranlaſſung blamirte ſich eines Tages ein Schüler, der eine mathematiſche Aufgabe zu löſen hatte, dermaßen, daß ihm der Fürſt zornig zurief: „er ſolle ſich zum Teufel ſcheeren, und Ludwig von Welzegen an die Tafel laſſen.“ Der Genannte hatte indeß

gar nicht aufgepaßt, und beſtieg das Katheder mit der ſichern Erwartung eines ähnlichen Schickſals. Da fiel ihm ein, der Herzog, der von der Mathematik ſehr wenig verſtand, werde wohl zu täuſchen ſein, wenn er es nur an der gehörigen Dreiſtigkeit nicht fehlen ließe. Ohne Umſtände fing er alſo an zu malen und zu beweiſen, bis er endlich, durch eine ganze Armee von Sinus- und Coſinus-Quadraten zu einer ſo einleuchtenden Schlußgleichung gekommen war, daß dem Klaſſenlehrer und allen Mitſchülern die Haare zu Berg ſtanden, Herzog Karl aber, ſtolz ein ſolches Genie auf ſeiner Schule erzogen zu haben, ihn der ganzen Klaſſe als Muſter vorſtellte.*)

Wenn der Fürſt die Anſtalt inſpicirte, wenn er die Geiſtesgegenwart der Zöglinge durch kitzliche Fragen prüfte, dann führte er häufig die Gräfin Franziska am Arm. Sie war das einzige weibliche Weſen, welches die Akademie zu jeder Stunde betreten durfte, und wie ſie eine große Gewalt über den Herzog ausübte, ſo blieb ihre Erſcheinung auch nicht ohne Eindruck auf die Eleven. Gleich einer Fee ſchritt ſie durch die einſamen Hallen und Gärten; ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme und der myſtiſche Reiz ihrer Beziehung zum Herzog — das alles mußte die Phantaſie der abgeſchiedenen Jünglinge entflammen. Faſt jeder von ihnen ſchwärmte für die glänzende Frau, welche noch nicht dreißig Jahre zählte; faſt jeder Eleve war in ſie verliebt. Ludwig von Wolzogen gedenkt eines ſpaßhaften Vorfalls**): „Auf der Akademie befand ſich ein junger Graf von Naſſau, der

*) Wolzogen's Memoiren 1851, S. 4.

**) A. a. O. S. 5.

viel tolle Streiche machte, und dem deshalb die Strafanweisungen, Billets genannt, von allen Seiten regneten. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derselbe mit Franziska aus dem Garten kam. Herzog Karl las die Sündenregister, und fragte dann den unbändigen Zögling: „Sag er mir, was würd' er nun wohl thun, wenn er an meiner Stelle wäre?" Der Graf von Nassau, schnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß, und nahm ihren Arm, indem er sagte: „Komm, Fränzel, und laß' den dummen Jungen stehn!" Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden." Ueberhaupt schien er manchmal nur deshalb Strafen in ihrer Gegenwart auszusprechen, damit die Gräfin für den zitternden Eleven um deren Niederschlagung bitten konnte. Kaum läßt sich bezweifeln, daß auch Schiller für die Schutzpatronin der Akademie eine stille Leidenschaft nährte. Franziska, die Geliebte des Herzogs, war ihm eine Versinnlichung der Liebe überhaupt, und seine damaligen erotischen Lieder wurden, bewußt oder unbewußt, vorzugsweise an sie gerichtet. Solch ungeregeltes Verhältniß, wie es hier vor seinen Augen stand, mußte eine schlimme Wirkung auf Schiller's leicht entzündbare Phantasie üben. Je mehr der Luxus es umhüllte, deste mehr war es geeignet, die Sinnlichkeit emporzuflackeln, und man kann ihm wohl zum Theil jene ausschweifenden Bilder zuschreiben, denen wir in seinen Poesien nun bald begegnen werden. Zuweilen fand er Gelegenheit, das Lob der Dame auch öffentlich zu verkünden. Franziska's Geburtstag, der 10. Januar, war stets ein Fest in Stuttgart,

doch mit besonderm Glanz feierte man ihn auf der Akademie und im Fräuleinstift. Schiller, dessen poetisches Talent nun bereits anerkannt war, wurde mehrere Male zum Festredner und Festdichter erwählt. Unter alten Papieren aus der Akademie entdeckte man zwei Glückwünsche, vom Eleven Schiller verfaßt, welche den gemeinsamen Titel führen: „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihrer Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim.“ Hoffmeister, der diese Poesien in seiner Nachlese (I. 17) abdrucken ließ, setzt deren Entstehung in's Jahr 1778. Zuerst bringt Schiller der Gefeierten die Huldigungen der Akademie, indem er ihrem Bilde die leuchtendsten Farben leiht:

„Ihr Anblick segenvoll — wie Sonnenblick der Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederströmt,
Belebend Feuer füllt die jauchzenden Naturen,
Und alles wird mit Strahlen überschwemmt.

So lächelt alle Welt — so scheinen die Gefilde,
Wenn Sie, wie Göttin unter Menschen geht,
Und Ihr fließt Segen aus und himmelvolle Milde
Auf jeden, den Ihr sanfter Blick erspäht.

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unsterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet Sie — und Freudenthränen spiegeln
Franziskens holdes Himmelbild zurück.

So wandelt Sie dahin auf Rosenpfaden,
Ihr Leben ist die schönste Harmonie;
Umglänzt von tausend tugendsamen Thaten,
Seht die belohnte Tugend! — Sie! —

O Freunde! laßt uns nie von unſrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unſer Herz Franziskens Denkmal ſeyn!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unſer Herz entweih'n."

Hierauf verkündet der galante Dichter noch die Glückwünſche der Ecole des Demoiselles, und ſchließt ſeine ehrfurchtsvolle Anſprache mit den Worten:

„Doch wenn auch das Gefühl, das unſer Herz durchfloſſen,
Bei aller Liebe reichlichem Genuß,
Womit Sie, Edelſte, uns übergoſſen,
Erröthen und erlahmen muß, —
So hebt uns doch das ſelige Vertrauen:
Franziska wird mit gnadenvollem Blick
Auf Ihrer Töchter ſchwaches Opfer ſchauen —
Franziska ſtößt die Herzen nicht zurück!
Und feuervoller wird der Vorſatz uns beleben,
Dem Muſterbild der Tugend nachzuſtreben."

Es klingt freilich ſeltſam, wenn Schiller einen Kreis erwachſener Mädchen das Gelübde ablegen läßt, ſie wollten als „Muſterbild der Tugend" einer Frau nachſtreben, welche doch — immer Maitreſſe war. Aber der Herzog ſelbſt hatte die Tugend ein für allemal zum Symbol für Franziska erklärt und niemand wagte ihm zu widerſprechen. So führte man 1779 ein Feſtſpiel auf: „Der Preiß der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegoriſchen Bildern von Göttern und Menſchen, zur Ehre der beſten Frau, an Ihrem Geburts-Tag, FRAU Franziſca, Reichs-Gräfin von Hohenheim, gewidmet, auf gnädigſten

Befehl Sr. Herzoglichen Durchlaucht durch Eleven von der Herzoglichen Militär-Akademie auf und in Musik gesetzt, und von ihnen nebst einigen Demoiselles des Erziehungs-Instituts dargestellt. Stuttgard, den 10. Januar 1779." *)

Da das Stück von Eleven aufgesetzt war, so hatte gewiß auch Schiller sein poetisches Scherflein beigetragen. Es zerfiel in drei Theile, wovon der erste „im Schloß", der zweite „im neuen Dorf" und der dritte „auf dem Parnaß" spielte. Drei verschiedene Säle wurden dazu eingerichtet; bei der zweiten Abtheilung zeigte die Dekoration einen freien Platz im Dorfe Hohenheim mit Bäumen umgeben, weit in der Ferne erblickte man das Schloß. Uebrigens war das ganze Festspiel eine höfische Schmeichelei, ohne jede höhere Bedeutung, und recht in dem beliebten Rococostyl verfaßt. Allerhand, Bürger, Bauern, Schäfer, Götter, Cyclopen, Sylvanen, Faunen, Nymphen, Poeten, Werkmeister, Musikanten und Tänzer traten darin auf, ein ziemlich buntes Durcheinander bildend. Die Demoiselles hatte man vorzüglich zu Göttinnen und Nymphen verwendet, andere Frauenrollen wurden durch Akademisten dargestellt.

Unserm Dichter war nur eine winzige Partie zugefallen. Im ersten Theil erschien „Görge, ein Bauer", und aus dem Personenverzeichniß sehen wir, daß denselben „Herr Schiller" spielte. „Sein Weib" hatte ebenfalls ein Zögling, Herr Hopfenstock, übernommen. Es kam denn also „Görge, und sein Weib mit einem Korb" in den

*) Der Verfasser von diesem Festspiel, welches aus 40 unpaginirten Quartblättern besteht — war Balthasar Haug. D. H.

Schloßsaal, wo sie der Anwalt mit folgenden Worten empfing:

Woher so spät? Gewiß aus einer Zeche?
Ihr bringet doch was neues mit?

Darauf antwortete Görge-Schiller vorgeschriebenermaßen:

Wir aus der Zeche? Keinen Tritt:
Da warten wir schon ganze Stunden,
Und fragen jeden Fremden aus?
Ist's auf dem Hof? Ist sie zu Hauß?
Ist unser Anwald schon herein?
Vielleicht kann gar in Stuttgard seyn?
Der eine sagt: ich weiß es nicht, der andre: nein,
Und endlich hab ich ihn gefunden,
Den Hansken da, der will was anders wissen.
Fragt ihr ihn selbst.

In dieser Rolle ließ sich freilich wenig leisten, doch war auch, wie wir später sehen werden keine Ursache vorhanden, dem Schauspielertalent Schiller's schwierige Aufgaben zuzumuthen. Nächstdem mußte er geschont werden, weil er gleichzeitig auch als Festredner auftrat. Herzog Karl hatte nämlich die barocke Frage gestellt: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?" Und diese Frage beantwortete Schiller am 10. Januar feierlich durch eine akademische Rede.*) Die letztere war ein beinahe tollkühner Versuch in der Rhetorik: kurze Sätze, einzelne Ausrufungen, helle Gedankenblitze, alles scharf, genial, aber chaotisch durcheinander geworfen. Schiller begann mit dem Satze: die innere Quelle der Thaten sei es, welche zwi-

*) Hoffmeister's Nachlese IV. 32.

ſchen Tugend und Untugend entſcheide. Dann gab er ein Bild vom Märtyrertod des Sokrates:

„Ich ſehe den erhabenſten Geiſt, den je das Alterthum gebar, dem nie dämmerte die Offenbarung Gottes ein Widerſtrahl, — er hat den Giftbecher in der Hand. — Hier Liebe zum Leben — ein gewaltiger Sturm von Leidenſchaften,' die je eines Menſchen Seele beſtürmten — dort ihm winkend ein zitternder Strahl zum Pfade höherer Seligkeit — ein eigener, durch das einſame Forſchen erſchaffener Gedanke! — Was wird Sokrates wählen? — Das Weiſeſte. — Jetzt, o Weisheit, leite du ſeine entſetzliche Freiheit — Tod — Vergehen — Unſterblichkeit — Hölle — letzte — große Verſiegelung ſeiner neuen Lehren — Leite ſeine entſetzliche Freiheit, ſcharfſehender Verſtand! — Gewählt — Gift getrunken — Tod — Unſterblichkeit — mächtig verſiegelt ſeine Lehren — höchſter Kampf — höchſter Verſtand — höchſte Liebe — erhabenſte Tugend! Erhabener nichts unter hohem beſtirnten Himmel vollbracht!“

Solche Worte, mit dem vulkaniſchen Feuergeiſt vorgetragen, der dem Jüngling eigen war, konnten ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlen. Er kam nun zu dem Schluß: „Tugend iſt das harmoniſche Band zwiſchen Liebe und Weisheit!“ woran ſich dann die weiteren Sätze knüpften: „Der Weiſe iſt gütig, aber kein Verſchwender. Der Weiſe iſt leutſelig, aber kein Verſchwender ſeiner Würde. Verſchwendung beglückt nicht.“ Des Herzogs Frage mußte alſo verneint werden. Nach mancher Abirrung, nachdem er die Meſſiade und den Oſſian citirt hatte, brach Schiller endlich in die Worte aus:

„Durchlauchtigſter Herzog! Nicht mit der ſchamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne

haben nicht ſchmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und ſagen — Sie iſt's, die liebenswürdigſte Freundin Karl's! Sie, die Menſchenfreundin! Sie, unſer aller beſondere Mutter! Franziska! — Nicht den prangenden Hof — die Großen Karl's nicht — nicht meine Freunde — die alle glühend den Wink erwarten, in ein ſtürmendes Lob auszubrechen — nein die Armen in den Hütten ruf' ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziska! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieſer Unſchuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieſer Verſammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der ſchärfſte Richter der Tugend Tugend belohnt! — Karl! — wo hat ihm je der Schein geſchminkter Tugend geblendet? — Karl feiert das Feſt von Franziska! — wer iſt größer, der ſo die Tugend ausübt, oder der ſie belohnet? — Beides Gott nachgeahmet! — Ich ſchweige; zu klein, Karln zu loben. Ich verhülle mich, ſchweige — aber ich ſehe, ich ſehe ſchon die Söhne der kommenden Jahre — ich ſehe ſie an dieſem — und noch einem Feſte verſammelt! Ich ſehe ſie irren in den Grabmälern der vorigen Edeln! — Sie weinen — weinen um Karl — Würtembergs trefflichen Karl! weinen um Franziska! die Freundin der Menſchen!"

Welchen Beifall dieſe Rede fand, geht daraus hervor, daß Schiller im folgenden Jahre abermals erkoren wurde, die feſtliche Anſprache zu halten. Herzog Karl hatte den Stoff gegeben: „Die Tugend, in ihren Folgen beleuchtet", und Schiller löſ'te die neue Aufgabe mit noch größerem Glück. Er entwarf ein begeiſtertes Bild von der Liebe, welche die ganze Geiſterwelt durchdringt und ver-

knüpft, er umfaßte die Menschheit mit glühender Seele, und empfand es voraus, was er ihr werden würde. Am Schlusse sagte er dann: „So groß — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt! — dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu seyn, dieses Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!“ *)

Die Fortschritte des jungen Redners ließen sich nicht verkennen, denn seine diesmalige Arbeit war ein schönes, ebenmäßiges Gebäude, und es wurde ihm auch eine literarische Aufmerksamkeit dafür zu Theil. Professor Haug gab im ersten Hefte des schwäbischen Magazins von 1780, S. 53, die Notiz: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militair-Akademie, hat am 10. Januar in dem Examinationssaal, vor dem Durchlauchtigsten Herzog und

*) Der Gräfin Franziska war eine saubere, prachtvoll gebundene Abschrift dieser zweiten Schiller'schen Festrede überreicht worden. Sie vermachte das Manuscript ihrem Verwandten, dem Reise-Marschall von Böhnen, dessen Sohn einen Abdruck davon (Amberg 1839) erscheinen ließ, wobei er aber die Entstehungszeit unrichtig in's Jahr 1775 setzte.

Hof, eine öffentliche Teutſche Rede gehalten: „Von den Folgen der Tugend.“

Das Geburtsfeſt des Herzogs Karl, auf den 11. Februar fallend, wurde in der Akademie ebenſo durch mancherlei Feierlichkeiten und Darſtellungen begangen. Für dieſen Zweck ſchrieb Schiller einſt ein kleines Vorſpiel: „Der Jahrmarkt“ betitelt. Die Eleven führten dasſelbe an dem beſtimmten Tage im akademiſchen Gebäude auf, und es verrieth ſchon den genialiſchen Kopf, der mit Proteus' Zauberkraft ſich in jede Form zu wandeln wußte.*)

Dieſe Feſtgedichte und Reden waren aber auch beinahe alles, was Schiller ſeit 1778 auf ſchönwiſſenſchaftlichem Felde producirte. Theils ernſter Wille, das Verſäumte nachzuholen, theils die Erfolgloſigkeit der poetiſchen Leiſtungen hatte ihn zur Medizin zurückgeführt. Sein feſter Charakter gab ihm die nöthige Ausdauer, auch fing er nun wirklich an die Heilkunde zu lieben, wenigſtens diejenigen Zweige, deren Aufgabe es iſt, die menſchliche Natur durchdringend zu erfaſſen. In der Phyſiologie war Haller ſein bewunderter Führer, ohne daß er darum deſſen Lehrſätze blindlings anerkannte. Profeſſor Consbruch (geb. 1736), der an der Akademie über Phyſiologie, Pathologie und Therapie Vorleſungen hielt, war ein Schüler des Profeſſor Brendel in Göttingen (geſt. 1758), und beſaß deſſen treffliche Collegienhefte: „Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis“, welche erſt 1792 gedruckt wurden. Schiller verſchaffte ſich eine Abſchrift davon, und ſchätzte den ſorgſamen

*) Der Freimüthige 1805, Nr. 220.

Beobachter recht aufrichtig, doch gleichzeitig trug ſeine dichteriſche Einbildungskraft manche Geſetze in die Natur und Arzneikunſt hinein, die vor der ſtrengen Wiſſenſchaft nicht beſtehen konnten.*) Durch ſolchen thatkräftigen Uebergang hatte ſich der Poetenbund gelockert, um ſo mehr, als zwiſchen Schiller und Scharffenſtein eine Spaltung eingetreten war. Der Letztere legte ihm in einer treuherzigen Stunde ſein poetiſches Glaubensbekenntniß ab, und verbreitete ſich mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte. Darauf verglich er ſie arglos mit den Schiller'ſchen Erzeugniſſen, wobei dieſe ſehr in Schatten geſtellt wurden; ja, Scharffenſtein tadelte ſogar diejenigen Dichtungen, welche die Freundſchaft für ihn inſpirirt hatte. Das traf Schiller's Gemüth; es fühlte ſich durch ſolchen Tadel heftiger verletzt, als ſeine poetiſche Eitelkeit. Er wurde zwar nicht kalt gegen den Jugendfreund, denn kalt konnte er überhaupt nicht ſein, aber er zog ſich mit ſchmerzlicher Empfindung von ihm zurück. Dann ſchrieb er ihm einen langen Brief, worin ſich der gewaltige Aufruhr ſeiner Seele malte, und das Zerwürfniß zweier Verliebten konnte nicht affectvoller ausgedrückt werden.**) Scharffenſtein antwortete verweiſend, daß Schiller ſeine Meinung falſch ausgelegt habe, doch — war es gegenſeitige Trutzerei, oder war es, daß ihre Freundſchaft damals mehr in heißer Phantaſie, als im Herzen wohnte — genug — die Verſtimmung blieb. Ohne nur noch ein Wort zu wechſeln, lebten beide neben einander, bis Scharffenſtein bald nach-

*) Nach Hoven und Peterſen.

**) „Dieſer Brief, nebſt mehrern andern, iſt mir auf eine recht heilloſe Art abhanden gekommen", ſagt Scharffenſtein. Morgenblatt 1837. Nr. 37.

ber, im December 1778, die Akademie verließ, und als Lieutenant beim Gablenzischen Infanterie-Regiment angestellt wurde.

Der Eifer für die Medizin verband Schiller und Hoven mit mehrern Jünglingen, die sich demselben Fach gewidmet hatten. Namentlich gehörten Plieninger, Elwert, Jacobi und Liesching zu ihrem nähern Umgang, von denen die drei Letzteren Söhne würtembergischer Aerzte waren. Zwar hatten sie sämmtlich den beiden Freunden einen Vorsprung abgewonnen, aber nun eilten diese ihnen nach, wobei sie, durch medizinische Unterhaltungen mit den fleißigen Commilitonen, nicht wenig gefördert wurden. Außerdem schloß Schiller noch in den letzten Jahren eine neue herzliche Freundschaft auf der Akademie. Zu Neujahr 1779 trat Albrecht Friedrich Lempp, der hinterbliebene Sohn eines herzoglichen Rentkammerraths, dort ein. Er war ein schon erwachsener, kenntnißreicher Jüngling, dessen Einwirkung auf Schiller's Fortschritte in der speculativen Philosophie, und besonders auf sein Erfassen praktischer Grundsätze, sich bald geltend machte. Schiller sprach noch später oft und mit einer Art Cultus von ihm, auch blieben sie beide dauernd im brieflichen Austausch. Als Lempp 1784 nach London reiste, schrieb er aus Köln an den Akademiegenossen: seine Freundschaft sei ihm das höchste Kleinod auf der ganzen Welt. Damals wollte er ihn auch bewegen, Freimaurer zu werden, und 1802 vertheidigte er die Astronomie wider Schiller's Angriffe. In dem betreffenden Briefe heißt es: „Wie die Spinne den Faden aus sich ziehet, und sich an demselben in freier Luft bewegt, so hat hier der Verstand durch den Kalkul sich einen Faden gesponnen, an dem er bis an's Ende des

Weltalls sich fortbewegt.“ Lempp starb 1819 als württembergischer Geheimrath.

Während der letzten Zeit, welche Schiller auf der Akademie zubrachte, verbreitete sich deren Ruf immer mehr; es wurden Zöglinge aus Frankreich, der Schweiz und Italien, aus Holland, England, Schweden und Rußland, ja aus Amerika und Ostindien dorthin geschickt. Dies gab Anlaß zu vielseitigem Verkehr, denn niemals bildeten sich hier Landsmannschaften, wie auf andern Universitäten. Des Herzogs eignes Beispiel verhinderte jede schroffe Trennung; ihm galt der Adlige nicht mehr als der Bürgerliche, der Fremde nicht mehr als der Einheimische, der Künstler nicht mehr als der Handlungsbeflissene. Nur die trefflichsten Schüler zog er vor, und Fürstensöhne hatten keine andere Begünstigung, als daß sie mit den Rittern des akademischen Ordens, welche großentheils von bürgerlicher Herkunft waren, an demselben Tische speisen durften. Hier zählte nicht Reichthum, nicht Adel; hier wurde nur das eigene wahre Verdienst ausgezeichnet, und wir wissen bereits, daß die Söhne eines Kammerlakaien und eines Stallknechts zu den Zierden der Anstalt gehörten. Wichtiger noch als die Kenntnisse, welche die Eleven sich erwarben, war jene Geistesstimmung, die sie aus der Akademie in's Leben mitbrachten. Unbekannt mit einer chinesischen Kastenabsonderung, wie sie zur Zeit noch herrschte, hatten sie keine Idee von privilegirten Ständen, von Praerogativen des Adels vor dem Volke, des Militairs vor dem Bürger, des Gelehrten vor dem Künstler. Sie waren zu Weltbürgern erzogen, sie fühlten sich als solche, und wo die Zöglinge später hinkamen, mochte es in Württemberg oder im Auslande sein, trugen sie bei

zur Vertilgung des eingerosteten Kastengeistes. Ueberall machten sie ihre weltbürgerlichen Grundsätze geltend, denn, wie der Stifter der Akademie, standen auch sie in dieser Hinsicht über ihrem Zeitalter.*)

Was unsern Schiller betrifft, so nahm er damals an eigentlich politischen Dingen nur einen sehr mäßigen Antheil. Der Drang nach Freiheit und Recht lag von früh in seiner Brust, und strömte glühend hervor, sobald er dichtete; das Hohelied der Völkerbefreiung klang schon in allen seinen Schöpfungen wieder, aber die äußern Thatsachen der Weltereignisse ließen ihn kalt. Die ersten Regungen des amerikanischen Freiheitskrieges hatten auf der Akademie alle bessern Köpfe in politische Parteien gesondert: einige waren Anhänger der Briten, die meisten aber feurige Freunde der Amerikaner. Schiller kümmerte sich kaum um diese große Angelegenheit, seine innerste Theilnahme hing an andern Dingen, und er las wahrscheinlich gar keine Zeitung.**) Ueberhaupt lebte Schiller, mitten im Gewimmel der Akademie, ein nach innen gekehrtes, fast einsames Leben. Unter den dreihundert Mitschülern hatte er stets nur einige vertraute Freunde, bei deren Wahl er mehr auf Herzensgüte und Charakterfestigkeit sah, als auf hohe Geistesgabe. Wen er für unzuverlässig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er, und konnte er nähere Berührungen nicht vermeiden, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen duldete er; gesellte sich der Dünkel hinzu, so wurden sie von ihm geneckt, während er die Beschränktheit, wo

*) Hoven's Autobiographie S. 52 u. 65 f.

**) Petersen bei Hoffmeister und Viehoff, I. 65.

ſie mit Gutmüthigkeit verbunden war, gegen die Neckereien Anderer in Schutz nahm. Selten übertrat er die Geſetze der Anſtalt, und wenn es ihm auch bei ſeiner Lebhaftigkeit, ſeiner angeborenen Freiheitsliebe oft ſchwer genug werden mochte, ſich in die ſtreng militairiſche Ordnung zu fügen, ſo gab ihm doch ſeine große Willenskraft die dazu erforderliche Selbſtbeherrſchung. Gerieth er aber dennoch mit einem der Vorgeſetzten — zu welchen nicht immer die verſtändigſten Leute gewählt waren — in Streit, ſo ſuchte er denſelben raſch durch einen witzigen oder ſarkaſtiſchen Einfall abzubrechen, der ſeltner von jenen, als von den Mitzöglingen verſtanden wurde. Schiller galt dort, und auch in ſpäterer Zeit oftmals, für ſtolz, doch war er es nie; ſeine lange Figur, ſeine aufrechte, etwas ſteife Haltung verliehen ihm nur das äußere Anſehen des Stolzes. Eine Frau, die ihren Sohn in der Akademie beſuchte, ſah Schiller den Schlaſſaal hinunterſchreiten, und ſagte: „Sieh doch! Der dort bildet ſich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtemberg?“ *)

Je mehr der Ruf der Akademie ſich ausbreitete, deſto häufiger wurde ſie von Notabilitäten aller Art beſucht, und auch Kaiſer Joſeph II. betrat ihre Räume. Im April 1777 kam er, auf einer Reiſe nach Paris, durch Stuttgart, wo er nur einen Tag verweilen wollte; die

*) Hoven bei C. v. Wolzogen, u. Autobiographie, S. 127. — Abel erzählt: eine Frau, an deren Hauſe Schiller, nach ſeinem Austritt aus der Akademie, oft vorbeikam, pflegte zu ſagen: „Der Regimentsarzt Schiller trete einher, als ob der Herzog der geringſte ſeiner Unterthanen wäre. Hoven's Mittheilung klingt indeß weit natürlicher, und die Verſion Abel's beruht wohl nur auf einer Verwechslung mit jenem Vorfall.

Akademie intereſſirte ihn aber ſo ſehr, daß er ſeinen Aufenthalt noch um zwei Tage verlängerte. Er beſah die Anſtalt genau, prüfte deren ganze Einrichtung, und wohnte mehreren Vorleſungen voll Aufmerkſamkeit bei. Die Perſönlichkeit des Kaiſers erſchien unbedeutend neben dem ſtattlichen Herzog Karl, doch ſeine Einfachheit, ſeine Leutſeligkeit und ſeine geiſtvollen Bemerkungen machten ihn den Eleven unvergeßlich. Noch im December deſſelben Jahres ſchickte er den Grafen Rinsky, einen tüchtigen und gelehrten General, nach Stuttgart, welcher nicht nur bei den Prüfungen zugegen war, ſondern bei Disputationen ſogar ſelbſt als Opponent auftrat. Sein günſtiger Bericht gab hauptſächlich die Veranlaſſung, daß der Kaiſer die Akademie im Jahre 1781 zur Univerſität erhob.

Gegen Weihnachten 1779 langten zwei andre, nicht minder intereſſante Gäſte an: der Herzog von Weimar und Goethe. Sie kamen gerade rechtzeitig, um noch die Rede zu hören, die Herzog Karl beim Schluß der Prüfungen hielt, und um der Feier des Stiftungstages, am 14. December, beizuwohnen. Goethe war ſchon des Morgens in der Akademiekirche; Mittags ſpeiſte er an der herzoglichen Tafel, und Abends erſchien er mit ſeinem Fürſten in dem Saale, wo die Preisvertheilung geſchehen ſollte. Vor derſelben wurde die übliche Feſtrede gehalten; Profeſſor Consbruch, an dem die Reihe war, ſprach über den Einfluß der phyſiſchen Erziehung der Jugend auf die Seelenkräfte. Heyen glaubte ſich zu erinnern, daß eine Stelle aus Werther's Leiden in dem Vortrag angebracht wurde, wobei Goethe ſichtbar erröthete und die Augen niederſchlug *). Die Rede iſt im Programm der Akademie

*) Autobiographie, S. 62.

von 1779 abgedruckt, doch ein ſolches Citat findet ſich nicht darin. Dagegen ſagte Consbruch, als er von den Folgen der Wolluſt ſprach: „O welch ein ſchöner Anblick in Gottes Schöpfung iſt ein Jüngling, welcher durch Tugend und reine Sitten ſich in ſeiner natürlichen Heiterkeit und Vollkräftigkeit erhält! Ihm verliſcht das Feuer nicht zu früh im Auge, ihm verbleichen die Roſen der Wangen nicht ſchon am Morgen des Lebens; in ſeiner Miene herrſcht Seelenruh und ein edler Geiſt athmet aus allen ſeinen Thaten. Sehen Sie hingegen jene unglücklichen Opfer verderblicher Lüſte an, wie ſie am Altar des Laſters bluten“ ꝛc. Dieſe Worte mag man vielleicht auf Werther bezogen haben. Während der Preisvertheilung ſtand der Herzog von Weimar, der unter dem Namen eines Barons von Wedel reiſte, zur Rechten, Goethe zur Linken des Herzogs Karl, und die Zöglinge freuten ſich zu ſehen, wie dieſer den Dichter auszeichnete. Schiller, den der Götz von Berlichingen ſo eben erſt enthuſiasmirt hatte, wurde durch Goethe's Anblick mächtig erregt. Da ſtand der ſchöngeſtaltete Mann nun vor ihm, mit genialiſcher Kraft auftretend und umherſchauend. Wie gern hätte Schiller ſich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des Genius, der tauſend Klänge in ſeiner Seele wach gerufen, was wären ſie für ihn geweſen? Aber Goethe ging ahnungslos vorbei, denn wie konnte er denken, daß ihn hier ein Geiſt begrüßte, der würdig war, neben dem ſeinen zu ſtehen — daß ihm ein Herz entgegenſchlug, deſſen reine Freundſchaft er nach Jahren erſt erkennen und erwiedern ſollte.

Uebrigens hatte Schiller die Genugthuung, in Gegenwart des bewunderten Mannes den Lohn ſeines Fleißes

einguernten. Er erhielt einen Preis in der practiſchen Medizin, einen zweiten in der Materia medica und einen dritten in der Chirurgie. Bei den erſtgenannten Wiſſenſchaften concurrirte Plieninger mit ihm; ſie hatten ſich gleich gut bewieſen, deshalb loosten ſie um den Preis, aber beide Male trug Schiller den Sieg davon. Ebenſo mußte, in der deutſchen Sprache und Schreibart, das Loos zwiſchen Elwert, Pfeiffer aus Pfullingen, Schiller und Hoven entſcheiden, wobei Elwert Sieger blieb. Auch im Jahre 1778 hatte das Schickſal dieſen begünſtigt, als er mit Plieninger, Jacobi und Schiller, welche ſich ſämmtlich in der Anatomie „gleich gut" gezeigt, um den Preis loosen mußte. Es war derſelbe Elwert, mit dem Schiller, faſt zehn Jahre früher, von Ludwigsburg aus jene Excurſion wegen der ſauern Milch und der Johannistrauben unternommen hatte.

Als Anerkennung für Schiller's eifriges Studium, hatte man ihm 1779 aufgegeben, eine Probeſchrift zu verfaſſen, um nach derſelben zu beſtimmen, ob er ſchon jetzt zur Entlaſſung reif ſei. Da er ſich das Thema ſelbſt wählen durfte, ſo ergriff er einen Stoff, bei deſſen Behandlung er ſeine Wiſſenſchaft vom hohen geiſtigen Standpunkt aus durchdringen konnte. „Philoſophie der Phyſiologie" hieß dieſe Diſſertation; ſie ſollte das materielle und das Seelenleben im Menſchen betrachten, ſollte den Berührungen beider nachforſchen, ſo wie den Förderungen und Störungen, welche beide durch einander erleiden. Hierzu war das Ganze nach folgendem Grundplan angelegt:

Erſtes Kapitel. Das geiſtige Leben.
Zweites Kapitel. Das nährende Leben.
Drittes Kapitel. Zeugung.

Viertes Kapitel. Zusammenhang dieser drei Systeme.
Fünftes Kapitel. Schlaf und natürlicher Tod.

Schiller schrieb die Abhandlung deutsch, und übertrug sie dann ins Lateinische. Leider befindet sich die vollendete Arbeit nicht im Archiv der Karlsschule, und schon 1790, als Schiller seinen Vater bat, ihm das Manuscript zu verschaffen, konnte dieser den Wunsch nicht erfüllen. Aber in der Conz'schen Familie hat sich ein Bruchstück der deutschen Bearbeitung aufbewahrt *); es ist ein Theil des ersten Kapitels, in sauberer Abschrift von Schillers Hand, welche plötzlich mit einem Comma aufhört. Dieser Anfang sondert sich in folgende Abschnitte:

I. Das geistige Leben.

§. 1. Bestimmung des Menschen.
§. 2. Wirkung der Materie auf den Geist.
§. 3. Mittelkraft.
§. 4. Mittelkraft. Mechanische Kraft. Organ.
§. 5. Eintheilung der vorstellenden Organe.

System der sinnlichen Vorstellung.

§. 6. Nerve. Nervengeist.
§. 7. Die Richtung.

Das materielle Denken.

§. 8. Das Denkorgan. Materielle Phantasie. Theorie.
§. 9. Association. Anwendung der Theorien.
§. 10. Wirkung der Seele auf das Denkorgan.
§. 11. Empfindungen des geistigen Lebens.

*) Hoffmeister's Nachlese, IV. 43.

Alle Unterabtheilungen ſind mit großer Sorgfalt durchgearbeitet; das bloße Fragment überragt an Raum und Inhalt jede Diſſertation vom gewöhnlichen Schlage, und die ganze Abhandlung muß ein förmliches Buch gebildet haben. Bemerken will ich noch, daß die Paragraphen der deutſchen Bearbeitung mit der lateiniſchen differiren, und daß auch der Inhalt beider, wenigſtens zum Theil, von einander abweichend war. Der erſte Abſchnitt beginnt:

„Soviel wird, denke ich, einmal feſt genug erwieſen ſeyn, daß das Univerſum das Werk eines unendlichen Verſtandes ſey und entworfen nach einem trefflichen Plane.

So wie es jetzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und ineinander wirken, gleich Saiten eines Inſtruments tauſendſtimmig zuſammenlautend in eine Melodie, ſo ſoll der Geiſt des Menſchen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Urſach' und Abſicht, aus dem Zuſammenhang der Urſachen und Abſichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plan den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen, oder kürzer, erhabener klingend in unſeren Ohren: der Menſch iſt da, daß er nachringe der Größe ſeines Schöpfers, mit eben dem Blick umfaſſe die Welt, wie der Schöpfer ſie umfaßt — Gottgleichheit iſt die Beſtimmung des Menſchen. Unendlich zwar iſt dies ſein Ideal, aber der Geiſt iſt ewig. Ewigkeit iſt das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachſen, aber es niemals erreichen.

Eine Seele, ſagt ein Weiſer dieſes Jahrhunderts, die bis zu dem Grad erleuchtet iſt, daß ſie den Plan der gött-

lichen Verfehung im Ganzen vor-Augen hat, iſt die glücklichſte Seele. Ein ewiges, ein großes, ſchönes Geſetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menſchen jener Beſtimmung näher bringt, es ſey nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn ſchmerzen. Was ihn ſchmerzt, wird er meiden; was ihn ergötzt, darnach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit ſuchen, weil ihn Unvollkommenheit ſchmerzt, er wird ſie ſuchen, weil ſie ſelbſt ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten, mit den wenigſten Unvollkommenheiten, iſt Summe der höchſten Vergnügungen mit den wenigſten Schmerzen. Dies iſt Glückſeligkeit. So iſt es dann gleichviel, ob ich ſage: Der Menſch iſt da, um glücklich zu ſeyn; oder: Er iſt da, um vollkommen zu ſeyn. Nur dann iſt er vollkommen, wann er glücklich iſt. Nur dann iſt er glücklich, wann er vollkommen iſt.

Aber ein eben ſo ſchönes, weiſes Geſetz, Nebenzweig des erſten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückſeligkeit des Einzelnen, Menſchen mit Menſchen, ja Menſchen mit Thieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe alſo, der ſchönſte, edelſte Trieb in der menſchlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, iſt nichts anders, als die Verwechslung meiner Selbſt mit dem Weſen des Nebenmenſchen. Und dieſe Verwechslung iſt Wolluſt. Liebe alſo macht ſeine Luſt zu meiner Luſt, ſeinen Schmerz zu meinem Schmerz. Aber auch dieſer Schmerz iſt Vollkommenheit, und muß alſo nicht ohne Vergnügen ſeyn. Was wäre alſo Mitleiden ſonſt, als ein Affect, gemiſcht aus Wolluſt und Schmerz. Schmerz, weil der Nebenmenſch leidet. Wolluſt, weil ich

ſein Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe. Schmerz und Luſt, daß ich ſein Leiden von ihm wende."

Hier finden wir ſchon jenen Gedankengang ausgeprägt, den Schiller ſpäter in den philoſophiſchen Briefen des Julius an Raphael glühender und umfaſſender entwickelte. Gern würde ich noch andere bedeutende Stellen der Diſſertation mittheilen, doch der Raum geſtattet es nicht, und wir wenden uns deshalb zu den Profeſſoren der Akademie, die ihrem flügge gewordenen Schüler unwillig erſtaunt nachblickten, als er plötzlich in alle Lüfte davonflog. Dieſe gelehrten Herren mußten Schiller's Arbeit prüfen und ihr Urtheil darüber ausſprechen. Die betreffenden Gutachten ſind in den Akten des Archivs zu Stuttgart noch vorhanden, und wir dürfen dieſelben hier nicht übergehen, denn ſie vervollſtändigen das Bild der Akademie.

Als erſter Cenſor tritt der Chirurgien Major Chriſtian Klein auf. Derſelbe war 1741 in Stuttgart geboren, ſtudirte zu Straßburg, Paris und Rouen, wurde 1774 als Wundarzt bei der Akademie, und bald darauf als Lehrer der Anatomie und Chirurgie angeſtellt. Aus ſeiner Kritik über Schiller's Abhandlung ragt der ſtarre Zopf recht deutlich hervor; dieſelbe iſt vom 27. October 1779 datirt, und lautet: „Zweymal habe ich dieſe weitläuftige und ermüdende Abhandlung geleſen, den Sinn deß Verfaſſers aber nicht erraten können. Sein etwas zu ſtolzer Geiſt, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefärliche Hang zum beßer wißen allzuviel anklebet, wandelt in ſo dunkel gelehrten Wildnißen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit ſo vieler Mühe verfertigte Arbeit iſt überſtiegen, aber daher auch mit vielen falſchen Grundſätzen angefüllet. Dabey

iſt der Verfaſſer äußerſt verwegen und ſehr oft gegen die würdigſte Männer hart und unbeſcheiden. In dem Abſchnitt, wo er von den Viribus transmulatoriis handelt, greiffet er den unſterblichen von Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Phyſiologius wäre, ſo beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben ſo redet er wider den fleißigen Cottunium, deſſen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch ſolche in den anatomiſchen Lectionen ſo deutlich gewieſen habe. Und ſo bekrieget er alles, was nicht vor ſeine neue Theorien paſſend iſt. Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweiſe von des Verfaſſers guten und auffallenden Seelenkräften, und ſein alles durchſuchender Geiſt verſpricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden nützlichen Gelehrten."

Die Stelle gegen „den fleißigen Cottunium", welche den Chirurgien Major ſo ſehr entrüſtete, ſteht im ſiebenten Paragraphen der deutſchen Bearbeitung. „Die Schutzkräfte des Ohrs", heißt es dort, „ſind wieder die Knochen, die Ohrenbärchen, die Ohrenſalbe, der Dunſt. Dieſer Dunſt, in der Erſtarrung des Todes verdickt, und wegen der Lähmung der zurückführenden Gefäße nicht mehr eingeſogen, wird in Form einer Feuchtigkeit in den Kammern des Ohrs erblickt, und hatte den Cotunni zu der irrigen Hypotheſe verführt, daß die Luft nicht unmittelbar auf den Nervengeiſt wirke, ſondern mittelbar durch die Feuchtigkeiten des Ohrs. Wer wird glauben, daß der Schall, das gröſte Produkt der Elaſtizität, durch das Waſſer, das am wenigſten elaſtiſch iſt, der Seele bezeichnet werde?"

Der Angriff auf Haller findet sich im neunten Paragraphen, wo Schiller von den Ideen-Associationen im Menschengeiste spricht: „Ich muß nothwendig annehmen, daß jede Idee, auch die einfachste, ihren eigenen Geistern, ihren eigenen Kanälen entspreche. Diese Kanäle haben einen bestimmten Platz, den sie so wenig verändern, als die Blutadern den ihrigen. Zudem, so muß ich nach der schärfsten Beobachtung des Herrn von Haller zugleich annehmen, daß kein Kanal mit dem andern anastomisire, sondern jeder einzeln von der äußersten Spitze im sinnlichen Organ bis an das Ende der sondernden Ader fortläuft. Nun aber sind die Associationen äußerst willkürlich, unendlich zufällig und mancherlei, und doch haben die Kanäle nur einen bestimmten Platz, und doch anastomisiren die Geister nicht. — Eben diese Schwierigkeit und noch mehr finden sich bei der Theorie von den Eindrücken. Hier ist noch das Unbegreifliche, wie ein Eindruck in Bewegung kommt, daß er der Seele eine Vorstellung macht. Ein Eindruck in Bewegung? Ich kann dies nicht weiter auseinander setzen, wenn ich meinem Leser nicht das Denken absprechen will. Freilich ist es wahr, daß mancher vermeiden wird, darüber zu denken, um die Blöße seiner Meinung nicht sehen zu dürfen, und den Anker seines Verstandes in diesem sternlosen Meer nicht vollends zu verlieren. Aber wie Haller so auf der Oberfläche schweben konnte, das begreife ich nicht. Haller ist zu groß, als daß er durch diesen Irrthum verlöre. Quandoque bonus dormitat Hallerus.“

Auch Professor Consbruch tadelte Schiller's Auftreten gegen die Lehrsätze berühmter Männer. Er gab am 6. November, auf Befehl des Herzogs, eine detaillirte

Kritik der Dissertation, welche sich sowohl mit dem Inhalt als mit der Latinität beschäftigte. Dieselbe ist so umfangreich, daß uns hier ein Auszug genügen muß: *)

§. 5. **Quis sibi persuadebit sonum, maximum Elasticitatis productum, animae per aquam minime elasticam designari?** Doch sind, wie der Autor wohl weist, in dem Innern des Gehör-Organs überall ausdünstende Gefässe, welche die Hölen und Zwischenräume mit einem wässerichten Dunst erfüllen, und wann schon die einsaugende Gefässe ihn aufnehmen, so würcken auch die ausdunstende fort. — §. 13. **Quodsi Creator etc.** Was hier gesagt wird, ist wizig, aber nicht physiologisch richtig. — §. 21. **Dantur animalia acephala.** Mir ist kein Thier ohne Kopf bekannt. — Der Verfasser sagt in diesem Paragraphen viel guthes und wohl durchdachtes, doch muß ein junger Arzt gegen den verdienstvollen Haller eine gelindere Sprache führen, oder glaubt wohl der Autor im Ernst, daß Haller alles das, was er ihm hier mit so vielem Muthe versagt, nicht gewußt habe? — §. 33. **Partus quidem momento arcanum id anime cum corpore celebrari connubium plurima suadent.** Daß die Seele erst während der Geburt in das Kind kommen solle, ist eine Meynung, die auch vor einen Dichter zu kühn wäre. Die Vermuthung, daß die Seele schon in dem ersten Keim des Kindes liege, hat freylich auch ihre Schwierigkeiten, aber sie ist doch weit wahrscheinlicher, als die Hypothese des Verfassers, und empfindet nicht die Mutter die Bewegung ihres Kindes eine geraume Zeit der Schwangerschaft? Der Verfasser sagt ferner, es seyen viele Be-

*) Man findet sie vollständig im Morgenblatt 1847, Nr. 71.

weiſe vor ſeine Meinung, er hätte alſo einen kleinen Verweis verdient, daß er ſie der gelehrten Welt vorenthalten will. — §. 36. Cogitantes spiritus anima cogit, ut ipsi (spiritus) tremant ideas. Die cogitantes spiritus und die spiritus ideas trementes deß Verfaſſers gefallen mir nicht. — §. 37. Flores odoramenta cohibent sole cadente etc. Das wird aber doch nicht bey allen Bluhmen brobachtet. — §. 41. Quare frequenter sub pauperum tabernis etc. In dieſer poetiſchen Stelle machen die Tabernae pauperum mit den mollioribus Magnatum pulvinaribus einen unſchicklichen Contraſt."

Zum Schluſſe ſagt Consbruch: „Uebrigens enthält dieſe Streitſchrift ſehr viel guthes und macht den philoſophiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſen des Verfaſſers Ehre; nur dünkt mich, es ſpiele an manchen Orten der Wiz zu viel, und überhaupt hätte ich mir in einer Schrifft, wo es auf deutliche und beſtimmte Ausdrücke ankommt, eine weniger blühende Schreib-Art gewünſcht."

Ganz in ähnlichem Sinne äußerte ſich, am 8. November, der Hofmedicus Dr. Reuß: „Eleve Schiller. Deſſen Aufſatz: Philosophia Physiologiae enthält den ganzen Umfang der Phyſiologie, mit manchen neuen Eintheilungen, Meynungen und Erklärungen durchwoben, in Verbindung mit phyloſophiſchen Abhandlungen, Säzen und Betrachtungen, deren Sinn aber öfters ſchwehrlich jemand errathen wird. Der Styl iſt durchaus frey und ſchwülſtig, die Gedanken reich und aufbrauſend, jedoch auch manche Stellen noch laconiſch. Ueberhaupt zeigt ſich, daß der Verfaſſer, nach ſeinen guten Gaben und Fleiß, ſich bey dieſer Ausarbeitung viele Mühe gegeben habe. Die Schrift aber

zum Druck zu befördern, könnte ich deſſen ohngeachtet, meines unterth. unmaßgeblichen Gutachtens, niemalen vor rathſam halten."

Nachdem Herzog Karl dieſe Gutachten und Schillers Probeſchrift geleſen hatte, ſchrieb er dem Intendanten der Akademie:

Hohenheim, den 13. November 1779.

Mein lieber Obriſter und Intendant von Seeger.

Ich habe deſſen unterthänigſte Rapports vom 9ten u. 12ten dieſes erhalten. Was die zwey Dissertationes des Eleven Plieninger und des Cavaliers-Sohn von Schönfeld betrift, ſo habe Ich ſie geleßen, und beede als recht gut geſchrieben in allen Betracht des Drucks würdig erachtet, dannenhero denn auch von denen Lehrern nunmehro dasjenige, was etwan darinnen noch fehlt, oder was ſonſt noch dabey auszuſetzen wäre und worüber das Publikum etwann noch critiſiren könnte, vollends ergänzt und verbeſſert, und ſolche ſodann dem Druck ohne Anſtand übergeben werden ſollen. Die Diſputation des Reinhards aber ſolle nicht gedruckt werden, und ſo auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obſchon Ich geſtehen muß, daß der junge Menſch viel ſchönes darinnen geſagt — und beſonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen ſolches wirklich noch zu ſtark iſt, denke Ich, kann ſie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm ſeyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelſt ſein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, ſo daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu

seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.

Ich bin, Mein lieber Obrister und Intendant, deßen wohl affectionirter

Carl H. z. W.

Schiller trug sich gewiß mit der stillen Hoffnung, seine durchdachte und reich ausgestattete Dissertation werde ihm die Pforte der Freiheit eröffnen, denn eigentlich hatte er den akademischen Cursus nun absolvirt. Wie sehnsüchtig mag er die Entschreidung, die von Hohenheim kommen sollte, erwartet, und mit welchem Schrecken mag ihn des Herzogs Schreiben durchzuckt haben. Abel erzählt *): „Als Schiller's Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er, der Gewohnheit gemäß, eine, öffentlich in Gegenwart des Herzogs zu vertheidigende Dissertation, und zwar, seiner Neigung nach, über Physiologie, jedoch so, daß neben dem Thierleben des Menschen immer dessen Seelenleben in Betrachtung gezogen wurde. Allein diese Abhandlung erhielt so starke Stellen gegen Haller, daß der Herzog, der, alles überwachend, davon Kunde erhielt, den Druck verbot, weil er es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch, auch von noch so großen Talenten, einen Mann von Haller's Verdiensten herunterzusetzen sich erkühnte." Durch die vorstehenden Urkunden finden wir Abel's Aussage widerlegt, denn nur für die Herren Professoren lag ein Stein des Anstoßes darin, daß Schiller sich an Haller's geweihte Person vergriffen hatte. Der Herzog erkannte die Bedeutendheit seines Zöglings, und sprach es offen aus, in dessen Abhandlung sei viel Schönes

*) Hofmeister und Vielhof, I. 74.

und Feuriges, doch eben dies Feuer wollte er noch ein Jahr hindurch „dämpfen" laſſen.

Wie ſelten ſtimmen die Abſichten der Menſchen, auch wenn ſie Fürſten ſind, mit den Erfolgen überein. Herzog Karl hielt ſeine Akademie für eine Löſchanſtalt bei geiſtigen Feuersbrünſten, und glaubte ganz ſicher, Schiller werde ſich dort allmälig abkühlen, aber ſtatt deſſen ſchlug die Lohe nur deſto wilder in ihm empor. Er ſah ſich ohne Urſache verurtheilt, noch zwölf lange Monate hinter den Mauern der Akademie zu ſchmachten, obwohl er ſeiner Brodwiſſenſchaft den eifernſten Fleiß gewidmet hatte, und obwohl es hier nichts mehr für ihn zu lernen gab. Dies entflammte ſeinen innern Groll; ungeſtüm warf er ſich, wie einer langentbehrten Geliebten, der Dichtkunſt in die Arme, und während des zur Abkühlung beſtimmten Jahres ſchrieb er — die Räuber. Wäre der Herzog minder vorſichtig geweſen, dann wäre das Stück, welches ihm ſo viel Grauen und Abſcheu verurſachte, vielleicht niemals entſtanden. Schiller fing jetzt von neuem an, die Dichterheroen des klaſſiſchen Alterthums mit regem Eifer zu ſtudiren. Den Homer, den er damals im Originale las, erklärte Profeſſor Raß, und als dieſer ſeinen Zuhörern einzelne Geſänge aus Bürger's metriſcher Ueberſetzung mittheilte, wurde Schiller dadurch tief und freudig erregt.*) Auch den Lehrſaal ſeines Landsmannes, des Profeſſors Friedrich Ferdinand Drück, 1754 zu Marbach geboren, beſuchte er gern. Derſelbe war erſt 1779 an die Akademie berufen worden; er hielt Vorträge über den Virgil, und Schiller benutzte die Gelegenheit ſich noch einmal in den Lieblingsdichter

*) Conz, Zeitung f. d. eleg. Welt 1823, Nr. 5.

zu verſenken. Da er wohl fühlen mochte, daß er ſich in den äußern Formen der Poeſie befeſtigen müſſe, ſo überſetzte er das prächtige Sturmbild aus dem erſten Buche der Aeneide in deutſche Hexameter. Dieſer Verſuch iſt ſehr anziehend. Während Schiller den beſten Willen hat, ſich ſtrengen Regeln zu unterwerfen, ſträubt ſein Genie ſich gegen die Feſſel; kaum vermag der Jüngling ſein Eigenthümliches für Fremdes aufzuopfern, und oft ſprudelt er über das klaſſiſche Vorbild hinweg. Dieſe Arbeit erſchien im ſchwäbiſchen Magazin 1780, St. 11, unter der Aufſchrift: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer. Eine Ueberſetzung.“ *) Sie beginnt mit folgenden Verſen:

Kaum entſchwangen ſie ſich der Schau an Sicilien's Küſten,
Freude jauchzend empor in die Höhe mit rollenden Segeln,
Und durchſchnitten mit ehernen Stacheln die ſchäumende Salzfluth,
So begann auf's neue Saturnia's ewige Wunde
Friſch zu bluten ꝛc.

Ganz eigenthümlich iſt die Stelle behandelt, wo Aeolus die befeſſelten Winde befreit und der Sturm losbricht:

Sprach's und haſtig ins hohle Gebirg den eiſernen Stachel
Niedergeſchleudert, und haſtig wie Heerſchaar hervor die Orkane,
Fürchterlich aus der geborſtenen Kluft, und haſtig von dannen
Brauſend und ſauſend, und ungeſtüm hin über Thal und Gebirge.
Sturm von Morgen und Abend, und Mittag der mächtige Hagler.

*) Abgedruckt in den verſchiedenen Nachleſen zu Schiller's Werken.

Stürzen über den Pelagus her und rühren den Grund auf,
Wälzen Gebirge von Fluthen hinan an die hallenden Ufer.
Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwirren der
Segel,
Da entrissen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
Himmel und Tag, der Pelagus wallt in Mitternachtsschauern;
Himmel donnert, und Himmel flammt auf in Tausendgeblitze,
Tod Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner.

Man sieht, unser junger Poet band sich nicht eben ängstlich an den Wortlaut seines Original, denn ihm lag mehr daran, dessen Geist in möglicher Treue wiederzugeben. Hierbei unterstützte ihn die ungestüm wogende Stimmung seiner eigenen Seele, welche ihn für alles Wilderregte und Erhabene einen raschen Ausdruck finden ließ. Uebrigens war, vor dem Erscheinen des Vossischen Homer, ein solcher Uebersetzungsversuch in Hexametern durchaus nicht bedeutungslos, und Balthasar Haug fügte die Worte hinzu: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!“ Im Januar 1780 fand Schiller einen recht schmerzlichen Anlaß zur Poesie. Hoven's jüngerer Bruder studirte Jurisprudenz, und wenn Schiller auch nicht in eigentlich vertrauten Beziehungen zu demselben stand, so kannte er ihn doch seit frühester Kindheit, und liebte den sanften, fleißigen Jüngling. Dieser hatte sich bereits eine so große Menge von Preisen errungen, daß ihm demnächst der akademische Orden zu Theil werden mußte. Da erkrankte er plötzlich, und starb in einem Alter von achtzehn Jahren. Nicht nur die Mitschüler und Lehrer, auch der Herzog beklagte dessen

Tod aufrichtig. Schiller dichtete bei diesem erschütternden Trauerfall seine „Leichenphantasie", welche erst in die Anthologie, später in die Gedichtsammlung aufgenommen wurde. Zumsteeg componirte das Grablied, und Schiller sendete es an Hoven's Vater, von einem Briefe begleitet, der trostbringend auf den gebeugten Mann einwirkte.*) Dies Schreiben, das früheste des Dichters, welches uns aufbewahrt blieb, ist so wichtig, so bedeutsam für seinen Seelenzustand, daß es hier vollständig Platz finden möge:

Wohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr Hauptmann!

Endlich bin ich von der heftigen Bestürzung über den traurigen Abschied meines theuersten Freundes wieder zu mir selbst gekommen, und wage es, mein gepreßtes Herz durch Worte zu erleichtern. Gegen wen soll ich dieses nun sonst thun, als gegen den Vater eines unschätzbaren Sohn's, als gegen Sie, der Sie mich am besten verstehen. Ich will Sie nicht mit kahlen, frostigen Tröstungen betrüben, die nur allzusehr ein kaltes fühlloses Herz verrathen, nein, ich will mit Ihnen über den verlorenen Edeln weinen, denn sein Verlust ist unersetzlich und für Trostgründe zu groß. Hören Sie es also noch einmal aus dem Munde eines fühlenden Freundes, was Ihnen Ihr väterliches Herz schon tausendmal wird gestanden haben. — Sie verlieren einen werthen, liebenswürdigen Sohn, einen Jüngling, aus dessen lebhafter Geisteskraft künftige Größe und

*) Hoven's Biographie, S. 53 u. 373.

Bewunderung geadndet wurde, einen Jüngling, deßen empfindungsvolles, zärtliches Herz ihm die Liebe aller Menſchen erwarb, und izo durch das allgemeine Trauren derer, die ihn kannten, auf das vollkommenſte gerechtfertigt wird, einen Jüngling voll der ſchönſten Hoffnungen, der ſchmeichelhafteſten Ausſichten, und der es werth war, der Stolz ſeines Vaters zu ſeyn, und der würdigſte unter uns allen war, länger und glücklicher zu leben. Alles dies würden ſeine erbittertſten Feinde geſtehen müßen — (er hatte keinen einzigen) — aber was bleibt nun ſeinen Freunden noch übrig? was bleibt mir noch übrig? Ja, ich kann es fühlen, was es heißt, ſeine ſchönſten Hoffnungen, die Freuden ſeines Lebens in einem Sarge dahin tragen ſehen. ich weiß, daß die Klagen eines untröſtlichen Vaters gerecht ſind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich izt rede, zehnfach gerechter ſind als aller anderer — denn ich empfand es, wie ſchwer es ſchon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen ſeyn, wenn dieſer Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anſpruch machen darf. Aber haben Sie Ihren Sohn denn verloren? — verloren? — War er glücklich, und iſt es izt nicht mehr? Iſt er zu bedauren, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar dieſe Fragen einem geſchlagenen Vater, deßen Seelenleiden ich freylich niemals nachempfinden kann, aber ich mache ſie auch einem Weiſen, einem Chriſten, der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt und ein ewigweiſer Rathſchluß über uns waltet. Was verlor er, das er nicht dort unendlich wieder erſetzt wird? Was verließ er, das er nicht dort freudig

wieder finden, ewig wieder behalten wird? Und ſtarb er nicht in der reinſten Unſchuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüſtet, eh' er noch die Wechſel der Dinge, den beſtandloſen Tand der Welt beweinen durfte, wo ſo viele Plane ſcheitern, ſo ſchöne Freuden verwelken, ſo viele Hoffnungen vereitelt werden. — Das Buch der Weisheit ſagt vom frühen Tod des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit ihm aus dem böſen Leben, er iſt bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerückt, daß die Bosheit ſeinen Verſtand nicht verkehre, noch falſche Lehre ſeine Seele betrüge.“ So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen iſt, ſo kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir ſpäter, aber auch ſchwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles.

Beſter Vater meines geliebten Freund's, das ſind nicht auswendig gelernte Gemeinſprüche, die ich Ihnen hier vorlege, es iſt eigenes wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung ſchöpfen mußte; tauſendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich ſchlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frey ſagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abſchieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Feſttag würde geweſen ſeyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich immer mehr von meiner Zufrieden-

heit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, deſto mehr wünſchte ich als Kind geſtorben zu ſeyn. Wäre mein Leben mein eigen, ſo würde ich nach dem Tode Ihres theuren Sohnes geizig ſeyn, ſo aber gehört es einer Mutter und dreien, ohne mich hülfloſen Schweſtern, denn ich bin der einzige Sohn, und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.

Aber nun Sie? — Sind Sie nicht ein glücklicher Vater? Sie verloren einen Sohn, der Ihnen theuer war, aber ſchon freut ſich ein zweyter, die doppelte ſüße Pflicht zu tragen, und dieſer allein war es auch würdig, die Stelle des Entriſſenen zu erſetzen. Er fühlt, was er Ihnen ſchuldig iſt, er ſtrengt alle Kräfte ſeines Geiſtes auf den einzigen Zweck an, und wird Ihnen zehnmal mehr leiſten, als ich meinem Vater jemals verſprechen kann. Weinen Sie über den Verluſt des würdigſten Jünglings, weinen Sie, denn er iſt alles werth — doch vergeſſen Sie niemals, daß Ihr anderer Sohn, ich darf keck ſagen, Ihr großer Sohn, dadurch beleidigt werden muß, wenn Sie Ihre Hoffnungen mit jenem im Grabe verſcharren.

Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich mich anmaßte, einen Vater zu tröſten, da ich ſelbſt noch ein unerfahrener Jüngling bin. Ich weiß, daß Sie Fülle des Troſtes aus Ihrem eigenen vortrefflichen Herzen und aus der Religion ſchöpfen können, und was ich hier ſagte, war mehr zu meiner Beruhigung, denn ich verlor in ihm einen herzlichen Freund. Aber es giebt ja eine Welt, wo die Getrennten ſich wieder vereinen, dort werden Sie Ihren Sohn als einen verklärten Engel wiederum umarmen, dort werd' ich Freudenthränen

weinen am Halſe meines theuren werthen Freundes. Stets ſoll mir ſein Andenken heilig ſeyn, und jede Spur von ihm eine Reliquie. Könnte ich Ihnen in mir einen zweyten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder ſchenken, ſo wollt' ich ſtolz auf mich ſelbſt ſeyn. Aber es ſoll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe in ewige Gewogenheit und Freundſchaft, und wünſchte nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgeborener Herr, hochzuverehrender Herr Hauptmann

Dero gehorſamſter Sohn

F. C. Schiller.

Stuttgart, den 15. Janr. 1780.

Aus dieſen Zeilen athmet ein Feuerhauch, der durch ſtarre Normen von außen, in den tiefſten Schacht des Jünglingsherzens zurückgedrängt worden war. Die lange Abgeſchiedenheit von allen freundlichen Eindrücken des Lebens, hatte ein Grauen vor dem Leben in Schiller erweckt, und trübe Melancholie drohte ſeinen Geiſt zu übermannen. Er mußte die glühende Lava des Wehegefühls ausſtrömen, wenn ſie das Gefäß nicht zertrümmern ſollte. Es war Weichheit, Kindlichkeit und poetiſcher Glaube genug in ihm, um ſich durch Vermittlung der Dichtkunſt aus ſolchem entnervenden Trübſinn zu erheben, aber für ſeine heiße, titaniſche Gedankenfülle mangelten ihm Stoff und Form. Noch ſchwebte ſein Genius unklar über dem Chaos, welches nur von einem mächtigen „Fiat!“ berührt werden durfte, damit ſich eine große, lebensvolle Welt geſtalte.

Das Drama bildete Schiller's innerſten Beruf, und wenn er ſich deſſen auch für jetzt nicht völlig bewußt war, ſo klammerte er ſich doch bei jeder Gelegenheit brünſtig daran. Bisher hatte es in Stuttgart nie ein ſtehendes deutſches Theater gegeben. Was man dort vom Schauſpiel kannte, waren franzöſiſche Operetten oder Comödien, welche der Sprachmeiſter Uriot leitete, während Zöglinge aus der Akademie und der Ecole des Demoiselles ſie aufführten. Erſt im Jahre 1780, als die Eleven, die ſich der Bühne gewidmet hatten, herangewachſen waren, ſah man ſich genöthigt, auch deutſche Stücke darzuſtellen. Schiller lebte und webte nun bereits ſo ſehr in der dramatiſchen Welt, daß ihn die Luſt anwandelte, ſich ſelbſt einmal als Schauſpieler zu verſuchen. Am 11. Februar 1780 wollten die Akademiſten das Geburtsfeſt des Herzogs durch Aufführung eines Schauſpiels begehen. Die Wahl des Stücks, die Vertheilung der Rollen und andere Anordnungen wurden Schiller'n überlaſſen. Er wählte Goethe's Clavigo und für ſich ſelbſt die Titelrolle des Stücks.*) Und wie trat er auf, wie ſpielte er? Ohne alle Uebertreibung darf man ſagen — abſcheulich. Was rührend und feierlich ſein ſollte, war kreiſchend, ſtrotzend und pochend; Innigkeit des Gefühls und Leidenſchaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, ſein ganzes Spiel war die vollkommenſte Ungeberdigkeit, bald zurückſtoßend, bald lachenerregend. In der Unterredung mit

*) Das folgende grelle Gemälde gab Peterſen, als Auszug „aus einer noch ungedruckten Schrift", im Morgenblatt 1807, Nr. 57, und berief ſich dabei auf das Zeugniß vieler noch lebender Einwohner Stuttgart's. — Vergl. den Aufſatz im Freimüthigen 1805, Nr. 220.

Beaumarchais, wo der Dichter vorschreibt: „Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel", fuhr Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er werde herunterfallen.

Die bloße Reproduction des Vorhandenen genügte indeß dem jungen Dichter nicht; er wollte selbst tragische Gebilde schaffen. Schon früher hatte sein Freund Hoven ihn auf eine Erzählung aufmerksam gemacht, welche sich nach dessen Meinung trefflich zum Drama eignete.*) Dieselbe stand in Haug's schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775, Stück I. S. 30 ff. und als Verfasser nannte man den gefangenen Schubart.**) Es wird nicht überflüssig sein, das Ganze hier mitzutheilen:

Zur Geschichte des menschlichen Herzens.

„Wann wir die Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beschenkt werden; so sollte man glauben, daß es nur allein in diesen glücklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gäbe. Von uns armen Teutschen liest man nie ein Anekdötchen, und aus dem Stillschweigen unserer Schriftsteller müssen die Ausländer schließen, daß wir uns nur maschinenmäßig bewegen, und daß Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Teutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlicht niederstürzt und stirbt. Allein, wann man die Charaktere von seiner Nation abziehen will; so wird ein wenig mehr Freyheit erfordert, als wir arme Teutsche haben, wo jeder

*) Hoven's Biographie, S. 55.

**) Der Freimüthige 1803, Nr. 221.

treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröfnen kann.

An Beyspielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform, der Zustand eines Teutschen bloß passiv ist, so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben, und handeln; so gut als ein Franzos oder ein Britte. Wann wir einmal teutsche Originalromane und eine Sammlung teutscher Anekdoten haben; dann wird es den Philosophen leicht werden, den Nationalcharakter unserer Nation bis auf die feinsten Nüanzen zu bestimmen. Hier ist ein Geschichtgen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie Preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; sondern auf teutschem Grund und Boden eröfnet.

Ein B..... Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lärm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm, war fromm, wenigstens betete er, so oft man es haben wollte, war streng gegen sich selber und gegen Andere, wann sie nicht gut handelten, war der gehorsamste Sohn seines Vaters, der emsigste Schüler seines Hofmeisters, der ein Zelot war, und ein misantropischer Verehrer der Ordnung und Oekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil seines Bruders. Er war offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl sich durch nichts, als durch seinen Kopf und sein Herz. Dieses machte ihn zwar zum Liebling des Hausgesindes

und des ganzen Dorfes; seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines catonischen Bruders und seines zelotischen Lehrmeisters, der oft vor Unmuth über Karl's Muthwillen fast in der Galle erstickte.

Beede Brüder kamen auf das Gymnasium nach B....., und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob eines strengen Verehrer des Fleißes und der Tugend, und Karl das Zeugniß eines leichtsinnigen, hüpfenden Jünglings. Wilhelms strenge Sitten litten auch auf der Universität keine Abänderung, aber Karl's heftiges Temperament ward vom Strom ergriffen, und zu manchem Laster fortgerissen. Er ward ein Anbeter der Cythere und ein Schüler des Anakreon. Wein und Liebe waren seine liebste Beschäftigung, und von der Wissenschaft nahm er nur so viel mit, als er flüchtig erhaschen konnte. Kurz, er war eine von den weichen Seelen, welche der Sinnlichkeit immer offen stehen, und über jeden Anblick des Schönen in platonisches Entzücken gerathen. Der strenge Wilhelm bestrafte ihn, schrieb sein Laster nach Hause, und zog ihm Verweise und Drohungen zu. Aber Karl war noch zu flüchtig, wie eine Moral zu leben, und seine Verschwendung und übermäßige Gutheit gegen arme Studirende versenkte ihn in Schulden, die so hoch anschwollen, daß sie nicht mehr verborgen werden konnten. Dazu kam noch ein unglückliches Duell, das ihm die Gunst seines Vaters entzog, und ihn in die Verlegenheit setzte, bey Nacht und Nebel die Akademie zu verlassen. Die ganze Welt lag nun offen für ihn, und kam ihm wie eine Einöde vor, wo er weder Unterhalt noch Ruhe fand.

Der Lärm der Trommel schreckte ihn von seinen Betrachtungen auf, und er folgte der Fahne des Mars. Er

ward ein Preuße, und die Schnelligkeit, womit Friedrich sein Heer von einem Wunder zum andern fortriß, ließ ihm nicht Zeit, Betrachtungen über sich selber anzustellen. Karl that immer brav, und wurde in der Schlacht bey Freiberg verwundet. Er kam in ein Lazareth; ein Extract des menschlichen Elends schwebte hier immer vor seinen Augen. Das Aechzen der Kranken, das Röcheln der Sterbenden und der brennende Schmerz seiner eigenen Wunde zerrissen sein zärtliches Herz, und der Geist Karl's richtete sich auf, sah mit ernstem Unmuth auf seine Laster herab, verfluchte sie, und dieser Karl entschloß sich, tugendhaft und weise zu werden. Er hatte sich kaum etwas erholt, so schrieb er den zärtlichsten Brief an seinen Vater, und bemühte sich, durch das offene Geständniß seiner Laster, durch das traurige Gemälde seines Unglücks, durch Reue und ernste Gelübde die väterliche Vergebung zu erweinen. Umsonst! der strenge Wilhelm unterschob seinen Brief, und Karl erhielt keine Antwort.

Es ward Friede, und das Regiment, worunter Karl stand, wurde abgedankt. Ein neuer Donner in Karl's Herz! doch ohne sich lange der unbarmherzigen Welt zu überlassen, entschloß er sich, zu arbeiten. Er vertauschte seine Montur mit einem Kittel und trat bey einem Bauern, anderthalb Stunden von dem Ritterſitze seines Vaters, als Knecht in Dienste. Hier widmete er sich mit so vielem Fleiß dem Feldbau und der Oekonomie, daß er das Muster eines fleißigen Arbeiters war. In müßigen Stunden unterrichtete er die Kinder seines Bauern mit dem besten Erfolge. Sein gutes Herz und seine Geschicklichkeit machten ihn zum Lieblinge des ganzen Dorfes. Ja, er wurde unter dem Namen des guten Hansen, auch seinem Vater

bekannt, mit welchem er oft unerkannt ſprach und mit Beifall belohnt wurde. Einſtmal war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beſchäftigt. Plötzlich hörte er von Ferne ein dumpfes Geräuſch. Er ſchlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu — und welch ein Anblick! — ſah ſeinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutſche geriſſen, den Poſtillon im Blute liegen, und bereits den Mordſtahl auf der Bruſt ſeines Vaters blinken. Kindlicher Enthuſiasmus entflammte jetzt unſern Karl. Er ſtürzte wüthend unter die Mörder hinein, und ſein Beil arbeitete mit einem ſo guten Erfolge, daß er drei Mörder erlegte und den vierten gefangen nahm. Er ſetzte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutſche, und fuhr mit ihm ſeinem Ritterſitze zu.

„Wer iſt mein Engel?“ ſagte der Vater, als er die Augen aufſchlug.

Kein Engel, erwiederte Hans, ſondern ein Menſch hat gethan, was er als Menſch ſeinen Brüdern ſchuldig iſt.

„Welcher Edelmuth unter einem Zwilch-Kittel! — Aber ſage mir Hans, haſt du die Mörder alle getödtet?“

Nein, gnädiger Herr, einer iſt noch am Leben.

„Laß ihn herkommen.“

Der entlarvte Mörder kommt, ſtürzt zu den Füßen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade, und ſpricht ſchluchzend: Ach, gnädiger Herr, nicht ich! Ein Anderer! — Ach — durft' ich hier ewig verſtummen! Ein Anderer!

„So donnere den verfluchten Andern heraus,“ ſprach der Edelmann. Wer iſt denn der Mitſchuldige dieſes Mordes?“

Ach, ich muß es ſagen. — Der Junker Wilhelm. Sie lebten ihm zu lang, und er wollte ſich auf dieſe

verfluchte Weiſe in den Beſitz ihres Vermögens ſetzen. Ja, gnädiger Herr, ihr Mörder iſt Wilhelm!

„Wilhelm?“ ſagte der Vater mit dumpfem Tone, ſchlug die Augen zu, und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie die Bildſäule des Entſetzens vor dem Bette ſeines Vaters ſtehen. Nach einigen Augenblicken dieſer ſchrecklichen Unempfindlichkeit, erhob der Vater die brechenden Augen, und ſchrie im Tone der Verzweiflung: Meinen Sohn mehr? Meinen Sohn mehr? Ha, jene ſcheußliche Furie, mit Schlangen umwunden, iſt mein Sohn — die Hölle nenne ſeinen Namen! Und jener Jüngling mit Roſenwangen und dem fühlenden Herzen iſt mein Sohn Karl, ein Opfer ſeiner Leidenſchaften — dem Elend preisgegeben — lebt vielleicht nicht mehr! — —“

Ja, er lebt noch! ſchrie Hans, deſſen Empfindungen alle Dämme durchbrachen. Er lebt noch, und krümmt ſich hier vor den Füßen des beſten Vaters. Ach, kennen ſie mich nicht! Meine Laſter haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu ſein! Aber kann Reue, können Thränen —

Hier ſprang der Vater aus ſeinem Bette, hob ſeinen Sohn von der Erde auf, ſchloß ihn in ſeine zitternden Arme, und beede verſtummten. Dies iſt die Pauſe der heftigſten Leidenſchaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftreten zu laſſen.

„Mein Sohn, mein Karl iſt alſo mein Schutzengel?“ ſagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirn des Sohnes herab. „Schlag deine Augen auf, Karl! Siehe deinen Vater Freudenthränen weinen.“ Aber Karl ſtammelte nichts; als: beſter Vater! und blieb an ſeinem Buſen liegen.

Nachdem der Sturm der Leidenſchaft vorüber war,

so erzählte Karl dem Vater seine Geschichte, und beede überließen sich alsdann der Freude, einander wiedergefunden zu haben.

„Du bist mein Erbe", sagte der Vater, „und Wilhelmen, diese Brut der Hölle, will ich heute noch dem Arme der Justiz überliefern."

Ach! Vater, sagte hierauf Karl, indem er sich aufs neue zu den Füßen des Vaters warf. Vergeben sie ihrem Sohne! Vergeben sie meinem Bruder!

„O welche Güte des Herzens!" rief der entzückte Vater aus. Deinem Verleumder, der, wie ich erst kürzlich in seinem Schreibpulte fand, deine Briefe vor mir verbarg, diesem Ungeheuer, der in sein eigenes Blut wühlte, kannst du vergeben? Nein, das ist zu viel! doch will ich den Bösewicht den Bissen seines Gewissens preisgeben. Er soll mir aus den Augen, und seinen Unterhalt deiner Güte zu danken haben.

Karl kündigte seinem Bruder dies Urtheil mit den sanftmüthigsten Ausdrücken an, und machte ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus. Wilhelm entfernte sich, ohne viel Reue zu äußern, und wohnet seit der Zeit in einer angesehenen Stadt, wo er und sein Hofmeister das Haupt einer Sekte sind, die man die Sekte der Zeloten heißt. Karl aber wohnet noch bey seinem Vater, und ist die Freude seines Lebens und die Wollust seiner künftigen Unterthanen.

Diese Geschichte, die aus den glaubwürdigsten Zeugnissen zusammengeflossen ist, beweist, daß es auch teutsche Pleßl und teutsche Jones gebe. Nur schade, daß die Anzahl der ersteren so groß unter uns ist, daß man die andern kaum bemerkt. Mann wird einmal der Philosoph auftreten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens

hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachspürt, jeden Winkelzug bemerkt, und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worin er das trügerische Inkarnat vom Antlitze des Heuchlers hinwegwischt, und gegen ihn die Rechte des offenen Herzens behauptet."

— Schon im Jahre 1777, wo Schiller's Genius überhaupt die Flügel kräftiger zu regen anfing, hatte er die dramatische Ausführung dieses Stoffs begonnen.*) Das Stück war aber damals nicht weit vorgerückt, und der Entschluß, sich einige Jahre ganz den medizinischen Studien hinzugeben, brachte eine große Lücke in dessen Vollendung. Jetzt machte sich Schiller mit frischem Muth, mit erhöhter Kraft an's Werk; der Plan war ihm nicht fremd geworden, er trug ihn ja in der Brust, wenn er an Krankenbetten wachte, und wenn er im Anatomirsaal den menschlichen Körper zergliederte. Immer lebendiger traten die Gestalten des Drama's vor ihn hin, und im Jahre 1780 schrieb er die tosende, wirbelnde Ideenfülle nieder, die er inzwischen aufgesammelt hatte.

Wir können aus der obigen Erzählung leicht ermessen, was Schiller im Stoffe fand, und was er aus seiner Innerlichkeit nahm. Der alte Graf und sein Sohn Karl waren vorhanden, und Wilhelm wurde nach Franz von Pazzi umgetauft. Amalia, das einzige weibliche Wesen des Stückes, ging ganz aus seiner Phantasie hervor, doch benutzte er wohl dabei die Zeichnung der Camilla Cafarelli, welche er einst für das Trauerspiel „Julian von Medici"

*) Petersen bei Hoffmeister und Minor, I. 77. — Uebrigens that Hoffmeister sehr unrecht, die Sage, daß Schiller eine Erzählung im schwäbischen Magazin zu den Räubern benutzt habe, nach den „bewährtesten Zeugnissen", für ungegründet zu erklären.

entworfen hatte. Schiller wußte ja vom Frauenherzen noch ſo wenig, das Charakterbild mußte deshalb ſkizzen- und ſchattenhaft genug ſein, um für Amalia wie für Camilla, für die Teutſche, wie für die Italienerin zu paſſen. Auch Hermann, der ſich, um ſeiner eigenen Rachſucht willen, zu Franzens Werkzeug hergiebt, war dort als Bernhard Vandini bereits aufgetreten, und den edlen Paſtor Moſer nahm Schiller aus den Erinnerungen ſeiner frühen, glücklichen Kindheit.

Die Grundzüge der Gemüthsart beider Brüder lagen im Stoff, doch der heuchleriſche, heimtückiſche Franz empfing als Mitgift noch eine furchtbare Ernte aus Schiller's pſychologiſchen und anatomiſchen Studien. Karl ſehen wir ſchon als einen leichtſinnigen, heißblütigen, innerlich guten Menſchen; wegen eines Duells muß er die Univerſität bei Nacht und Nebel verlaſſen; er ſchreibt dem Vater einen zärtlichen Brief, um durch aufrichtige Reue deſſen Vergebung zu erringen; Wilhelm aber unterſchlägt das Schreiben, und will den Alten tödten laſſen. Das iſt alles wie in den Räubern. Hoven's Idee war es geweſen, in dieſem Schauſpiel darzuſtellen, wie das Schickſal oft auf den ſchlimmſten Wegen zur Erreichung guter Zwecke hinführe. Schiller dagegen machte die Räuber zum Mittelpunkt, oder, wie er ſich ſelbſt ausdrückte: „zur Parole des Stückes.“ *)

Jean Jacques Rouſſeau hatte den einfachen Naturmenſchen mit dem überfeinerten Europäer zuſammengeſtellt; er hatte bewieſen, daß aus Eigenthum und Reichthum immerdar Ueppigkeit, Herrſchſucht und Willkür, die Quellen

*) Hoven's Biographie,. S. 56.

des tausendfältigen Elends, entsprungen. Mit innerstem Entsetzen vor dem gleißnerischen Getriebe der großen Welt, wo er jedes reine Naturgefühl zum Spotte werden sah, rief er seinen Brüdern zu: „Kommet in die Wälder und werdet Menschen!“ Plutarch hatte am liebsten erhabene Verbrecher zum Gegenstande seiner Schilderungen gewählt; der Räuber Roque im Don Quichote war, trotz des wilden Handwerks, das er führte, ein edler, ehrenwerther Mann, und auch Karl Moor sollte sich an die Spitze einer Räuberbande stellen. Nur so konnte Schiller die pressenden Qualen aushauchen und den ernsten, erhabenen Zorn, welche seine Seele zermalmten. Nur so war es möglich, dem Trauerspiel jenen sittlichen Kern zu geben, den es wirklich besitzt, und der so selten erkannt wird, weil er aus einer andern Masse besteht, als die alltägliche platte Moral der Schule darbietet. Der unvertilgbare Freiheitstrieb des Menschenherzens — die Sehnsucht nach einem höheren, edleren Recht, als es die kalten Worte eiserner Gesetzbücher verkünden — die glühenden Thränen um eine gestohlene Unschuldswelt — das sind die Pulsadern dieser gewaltigen Dichtung. Nicht etwa der würtembergische Raubgesell Friedrich Schwan, von dem damals häufig die Rede war, hat Karl Moor zum Räuber gemacht*), sondern Plutarch, Rousseau und die Kerkerpforten der Akademie.

Schiller arbeitete das Ganze nicht in streng geordneter Reihenfolge; es entstand, mitten unter der Beaufsichtigung, hier ein Monolog, dort eine Scene. Wohl lag der Grundplan vor seinem Geist, aber vieles wurde ergänzt, verändert oder verworfen, ehe das gigantische Werk sich

*) So berichtet Abel, der Hofmeister und Vielhoff, I. 78.

vollendete. Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in nächtiger Stille besonders angeregt war, oft für krank aus, um in dem Krankensaale die Vergünstigung einer Lampe zu genießen; er wollte wenigstens bei Nacht sich selbst leben, da der Tag es ihm nicht gestattete. In dieser Lage wurde das Schauspiel zum großen Theil niedergeschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber schnell unter den Tisch, und ein medizinisches Buch, auf dem sie gelegen hatten, erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft.*)

Eine solche Umgebung und Stimmung war ganz geeignet, den Ursprung mancher grellen, unförmig genialischen Scene zu begünstigen. Dazu gehörte auch folgende Situation: Als Franz Moor seinen Vater hat in den Thurm werfen lassen, und Amalia seine Liebesbewerbungen noch immer voll Abscheu zurückstößt, kommt in den Räubern (Akt III. Scene 1) die Stelle vor:

Franz. Noch weiß ich Mittel, die den Stolz eines einbildischen Starrkopfs so hübsch niederbeugen können — Kloster und Mauren!

Amalia. Brave! herrlich! und in Kloster und Mauren mit deinem Basilisken-Anblick auf ewig verschont, und Muße genug, an Karln zu denken, zu bangen. Willkommen mit deinem Kloster! auf auf mit deinen Mauren!

Nach dem ursprünglichen Entwurf hatte Franz das Mädchen dann wirklich in ein Kloster gesperrt. Karl Moor entdeckt es; er läßt das geweihte Asyl von seiner Bande

*) Christophine Reinwald, bei Caroline v. Wolzogen.

umzingeln und dringt mit Waffengewalt hinein. Die zitternden Nonnen beten voll Todesangſt zur Mutter Gottes, als Karl ſammt den Räubern in ihre Mitte tritt. Der Geliebte ſteht der Geliebten gegenüber, und fordert ſie als ſein Eigenthum zurück. Man will ſie ihm weigern, doch er droht, vom furchtbaren Zorne bewegt, bei dem geringſten Widerſtande die ganze Kirche auf Einen Wink in ein Bordell umzuſchaffen. Dieſer Auftritt ſoll gräßlich geweſen ſein, und Schiller ließ ſich nachmals durch die Kritik ſeiner Freunde bewegen, ihn auszutilgen.*) War nun, trotz aller Ueberwachung, auf die geſchilderte Weiſe eine neue Scene im Krankenzimmer erbeutet worden, dann deklamirte der Dichter ſie ſogleich friſch ſeinen Genoſſen, an welchem Orte des weitläuftigen Gebäudes er gerade mit ihnen zuſammentraf. Ein um ſo größerer Jubel begrüßte jede Stelle, je leidenſchaftlicher ſich darin die Indignation ausſprach, in der man ſich gegenſeitig beſtärkte. Auch ließ der Verfaſſer ſich zuweilen von den Freunden einzelne Auftritte verleſen, um deren Eindruck beſſer empfinden zu können.**) Manche Räubernamen, z. B. von Moor und Schweizer, ſind von Zöglingen der Akademie entlehnt, während andere als geiſtige Modelle zu den Charakteren benutzt wurden. Selbſt Spiegelberg's Plan, nach dem gelobten Lande auszuwandern, iſt eine Idee, womit ein Eleve, deſſen ſchlechte Geſinnung Schiller tief verachtete, oft zu prahlen pflegte.***)

Dieſe jungen Leute waren faſt ſämmtlich vom ſchwan-

*) Der Freimüthige 1805, Nr. 220.

**) Petersen.

***) Abel, bei Hoffmeiſter und Viehoff, I. 80.

kenloſeſten Freiheitsdrang erfüllt, und redeten in jener wilden Kraftſprache, welche wir bei Schiller's Räubern wiederfinden, nur daß er den Ausdruck ſeiner eignen energiſchen und reichen Jünglingsſeele darüber hauchte. So ſind die Räuber ein unvergängliches Denkmal geworden, worauf Schiller's Leben in der Akademie mit Lapidar- und Feuerſchrift geſchrieben ſteht.

Als die Räuber fertig waren, mußte Schiller an die Vollendung einer neuen Diſſertation denken. Auch diesmal ließ man ihm die Wahl des Stoffes, und er ſprach ſich darüber in folgenden Zeilen aus:

Themata zu einer Streitſchrift.

Ich kenne kein Thema aus der Medizin, das ſich nicht ganz auf Erfahrung gründete. Folgende Materien ſind aus dem philoſophiſchen und phyſiologiſchen Fach, und dieſes ganze Jahr der hauptſächlichſte Gegenſtand meines Studirens geweſen, daß ich etwas Erträgliches davon verſprechen kann.

I. Ueber den großen Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen.

II. Ueber die Freiheit und Moralität des Menſchen.

Die erſte läßt ſich ſehr phyſiologiſch abhandeln.

Eleve Schiller.

Das erſtgenannte Thema wurde als zuläſſig bezeichnet, aber weil man von Schiller wieder eine gewiſſe Ueberſchwenglichkeit in der Ausführung beſorgen mochte, ſo gab man ihm auf, daneben noch eine ſtreng mediziniſche Diſſertation: „Ueber den Unterſchied der entzündlichen und

Faulfieber" zu verfassen. Dieselbe mußte lateinisch geschrieben werden, und Schiller behandelte den uninteressanten Nachstoff ziemlich obenhin. Seine Arbeit selbst ist nicht mehr vorhanden, doch findet sich in den Akten der Akademie ein Gutachten der Professoren Meuß, Consbruch und Klein, vom 17. November 1780, worin die Schrift beurtheilt wird:

„Den Gnädigsten Herzoglichen Befehl in Unterthänigkeit zu befolgen, wollen wir hiermit unterthänigst melden, daß nach unserm unmasgeblichen Erachten die Streitschrift des Eleven Schiller: de differentia febrium inflammatoriarum et putridarum, auf das bevorstehende Examen nicht könne gedruckt werden, da der Verfasser, wie man überall bemerken kann, wenige Zeit auf die Verfertigung dieser Schrifft verwant, und deßwegen eine solche Veränderung damit vorgenommen werden mußte, welche einer durchgängigen Umarbeitung beynahe gleich käme, wozu aber die Zeit allbereits zu kurz wäre. Dieses nun wollten hiermit in tiefster Unterthänigkeit bezeugen."

Alle Sorgfalt, welche Schiller der ihm aufgenöthigten Probeschrift entzogen hatte, wendete er im reichsten Maße an seine Abhandlung: über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Diese hatte keinen andern Zweck, als zu beweisen, daß der menschliche Geist unter der Abhängigkeit des Körpers stehe, aber dieser einfache Satz wurde mit einem wahren Aufwand von Scharfsinn und Originalität entwickelt. Als rother Faden zieht sich durch das Ganze der leitende Gedanke hin: „der Körper ist der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit der erste Leiter zur Vollkommenheit." Die Lauraden, welche uns bald begegnen werden, sind eine poetische

Illuſtration dieſer Ueberzeugung, welche ſich dem Jüngling, obwohl er ſo gern in Idealen ſchwelgte, zwiſchen den engen Mauern der Akademie, am Krankenlager und Anatomirtiſch aufgedrängt hatte. Höchſt merkwürdig iſt es, wie Schiller, zum Beweiſe einzelner Paragraphen, ſeinen Lieblingsdichter Shakeſpeare citirt, indem er nun bereits den hohen Pſychologen und Phyſiologen erkannte; z. B. „Ich muß Leute um mich haben, die fett ſind", ſagt Cäſar, Leute mit runden Backen, und die des Nachts ſchlafen. Der Kaßius dort hat ein hageres, hungriges Geſicht; er denkt zu viel, dergleichen Leute ſind gefährlich."

Aber auch Schiller's eigenes Schauſpiel wurde angeführt; es dünkte ihn nicht zu ſchlecht, in ſolcher Nachbarſchaft zu ſtehen, denn er wußte ja, welch tiefe Geheimniſſe der Seelenkunde darin ausgeſtreut lagen. Nennen durfte er es hier freilich nicht, denn jedem Zögling war verboten „ohne gnädigſte Erlaubniß, bei ſonſt zu befahren habender ſcharfer Ahndung", irgend etwas drucken zu laſſen. Aber Schiller hatte ſeinen Freunden im Scherz verſprochen, gewiß eine Stelle aus den Räubern in die Diſſertation einzuſchalten*), deshalb citirte er ſie S. 26 als ein engliſches Stück: „Life of Moor. Tragedy by Krake. A. V. Sc. 1."**)

Schiller ſagte in der Abhandlung: „Der von Frevel ſchwer gedrükte Moor, der ſonſt ſpizfindig genug war, die Empfindungen der Menſchlichkeit durch Skeletiſirung der Begriffe in nichts aufzulöſen, ſpringt eben izt bleich, athemloß, den kalten Schweiß auf ſeiner Stirne, aus einem

*) Der Freimüthige 1805, Nr. 221.

**) Die Monatsſchrift Iris, Jahrg. 1805, nahm hieraus Veranlaſſung, die Räuber für eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen zu erklären.

ſchrecklichen Traum auf. Alle die Bilder zukünftiger Strafgerichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit eingeſaugt und als Mann obſcurirt hatte, haben den unumnebelten Verſtand unter dem Traum überrumpelt. Die Senſationen ſind allzuverworren, als daß der langſamere Gang der Vernunft ſie einholen und noch einmal zerfaſern könnte. Noch kämpfet ſie mit der Phantaſie, der Geiſt mit den Schrecken des Mechanismus. —

Moor. Nein, ich zittere nicht. Wars doch lediq ein Traum — die Todten ſtehen noch nicht auf — Wer ſagt, daß ich zittere und bleich bin?' Es iſt mir ja ſo leicht, ſo wohl.

Bedienter. Ihr ſeyd todesbleich, eure Stimme iſt bang und lallend.

Moor. Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader laſſen. Sage du nur, wenn der Prieſter kommt, ich habe das Fieber.

Bedienter. O, ihr ſeyd ernſtlich krank.

Moor. Ja freilich, freilich, das iſts alles; und Krankheit verſtöhret das Gehirn, und brütet tolle, wunderliche Träume — Träume bedeuten nichts — Pfui, pfui der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch und Träume bedeuten nichts. — Ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum — (Er ſinkt ohnmächtig nieder.)"

Dieſe Stelle ging, beim Druck der Räuber, mit ganz geringen Abänderungen darin über. Noch einmal wird das Stück citirt, wo es in der Diſſertation heißt: Zerrüttungen im Körper können auch das ganze Syſtem der moraliſchen Empfindungen in Unordnung bringen, und den ſchlimmſten Leidenſchaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüſte ruinirter Menſch wird leichter zu Extremis

gebracht werden können, als der, der seinen Körper gesund erhält. Diß ist eben ein abscheulicher Kunstgrif derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß den Menschen genau gekannt haben, wenn er sagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ — Spiegelberg äußert nämlich, Akt II. Scene 3, als er eine große Anzahl Räuberrekruten mitbringt: „Du führst ihn in Spiel-Kompagnien und bey liederlichen Menschern ein, verwickelst ihn in Schlägereyen, und schelmische Streiche, bis er an Saft und Kraft und Geld und Gewissen, und gutem Namen bankrut wird, denn incidenter muß ich dir sagen, du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst.“

Aber nicht allein die Räuber spielten eine Rolle in Schiller's medizinischer Abhandlung, sondern auch der Plan zu seinem folgenden Trauerspiel wurde darin angedeutet. Wenigstens heißt es S. 32:

„Doria hatte sich gewaltig geirret, wenn er den wollüstigen Fieske nicht fürchten zu dörffen glaubte.“

Die vollendete Dissertation wurde wieder dem Richterkleeblatt Reuß, Consbruch und Klein vorgelegt, welche am 16. November nachstehenden Urtheilsspruch darüber fällten:

„In unterthänigster Befolgung des Herzoglichen Gnädigsten Befehls, haben wir des Eleven Schiller's Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, genau durchgegangen, und darbey besonders auf diejenige Stellen gesehen, welche sowohl physiologischen als psychologischen Inhalts sind. Wir loben den Verfasser darüber, daß er ein so schwaches Thema mit vielem Genie behandelt, und nicht allein guthe Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat. Jedoch fanden wir einiges, worüber wir mit

dem Autor nicht gleicher Meinung seyn können. Gleich Anfangs (§. 1.) eifert er über die Partheylichkeit der Philosophen, wovon die mehrste den Körper als den Kerker des Geists vorstellen, andre hingegen alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbeßerung seines Körpers versammelen. In der Folge aber ist der Autor selbsten nicht unpartheyisch genug, und zu viel wider die erstere Meinung eingenommen.

§. 9. dünkt uns dieser Saz zu allgemein: „Geistige Lust hat jederzeit eine thierische Lust, geistiger Schmerz jederzeit thierische Unlust zur Begleiterin." — Was der Verfaßer §. 10 versichert, können wir ihm nicht so ganz glauben. Er sagt: „Also ist wenigstens die Möglichkeit anschauend deutlich, wie die Geschäffte des thierischen Lebens mit der Seele zusammenhängen." — §. 11. „Der Zustand der grösten Seelen-Lust ist zugleich der Zustand der grösten körperlichen Gesundheit." Dieses läßt sich gewiß nicht allgemein sagen. Wer offt mit Kranken umgeht, wird finden, daß nicht selten die Seele des Menschen in den traurigen Augenblicken, wann sich der Körper seiner Auflösung nähert, unaussprechliches Vergnügen und wahre Blicke in die seelige Ewigkeit empfindet.

Der große Haller wußte dieses Wonne-Gefühl des sterbenden Christen als einen starken Beweis vor die Unsterblichkeit der Seele zu benuzen. — §. 14. „Die erhöhteste Gesundheit des Körpers beschleunigt seine Auflösung so sehr als die hefftigste Krankheit." Dieses ist offenbar zu viel gesagt; dann obschon die vollkommenste Gesundheit großen Gefahren ausgesezt ist, so muß man doch bekennen, daß zum Exempel der Brand die Auflösung des Körpers ungleich schneller beschleunigt, als der vollkommenste Zustand seiner festen und flüßigen Theile.

Uebrigens können wir nicht unterlaßen, auch noch anzumerken, daß der Verfaßer manchmal zu viel von seiner Einbildungskrafft fortreißen läßt. Daher jene poetischen Ausdrücke, welche so offt den ruhigen Gang des philosophischen Styls unterbrechen. Wir wollen zum Beyspiel nur einige dergleichen Stellen anführen: §. 3. „Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur.“ *) — §. 7. „Der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meisel, die Schlacht lermt im Gesang ꝛc.“ **) — „Dann grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwürkenden Merkur. — Und am Ende des nehmlichen Paragraphen: „So hat uns die Pest einen Sydenham geboren“. ***) Bey allem diesem dünkt uns, daß, wann die nöthige Veränderungen vorgenommen werden, diese Probeschrifft des Drucks würdig seye.“

Auch Professer Abel, dessen Vorlesungen über Psychologie Schiller mit reger Theilnahme verfolgt hatte, mußte die Dissertation von seinem Standpunkt aus kritisiren, und er sagte bei dieser Gelegenheit: „Die Abhandlung des Eleven Schiller hat manche gute Stellen, aber zugleich auch viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung von Philosophen angenommene Säze; doch scheint sie mir nach vorgenommenen Veränderungen in jenen Säzen des Drucks nicht unfähig.“

*) Beim Druck (§. 9): „tönender Goldklang auf die Laute der Natur.“

**) Diese Stelle ist später fortgeblieben.

***) §. 11: „Da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtigwirkenden Merkur.“ — „Die Pest bildete unsere Hippokrate und Sydenhame.“

Nachdem alſo die Abhandlung gehörig cenſirt war, ging ſie in die Druckerei, eine Anerkennung, die nur ausgezeichnetern Probeſchriften zu Theil ward. Sie führte nun den vollſtändigen Titel: „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Eine Abhandlung welche in höchſter Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht, während den öffentlichen akademiſchen Prüfungen vertheidigen wird Johann Chriſtoph Friderich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militair-Akademie. Stuttgard, gedruckt bei Chriſtoph Friedrich Cotta, Hof- und Canzlei-Buchdrucker.“ 4to. 8 Seiten und 44 Seiten.

Dieſe Diſſertation, das erſte Werk Schiller's, welches in die Oeffentlichkeit kam, wurde von der Wiſſenſchaft nicht ganz überſehen. Die „gothaiſche gelehrte Zeitungen“ 1781, St. 15 und Beilage, lieferten eine Ueberſicht von zwölf Schriften, die aus der Militair-Akademie hervorgegangen waren, als rühmliche Zeugniſſe „von dem Fleiße und der Einſicht, ſowohl der Lehrer als der Zöglinge dieſer Anſtalt.“ Auch Schiller's Opus gehörte hierzu, und deſſen Inhalt wurde (S. 124 f.) in pragmatiſcher Kürze mitgetheilt. Schiller ſelbſt behielt in ſpätern Jahren nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe dafür; er bat 1790 ſeinen Vater, ihm die Probeſchrift zu ſenden, weil er ſie als einen Beleg für die Geſchichte ſeines Geiſtes beſitzen möchte. Auch in die Sammlung der proſaiſchen Schriften nahm Schiller dieſelbe nicht auf, weshalb man 1811 in Wien eine „neue unveränderte Ausgabe“ des Büchleins in Octavform erſcheinen ließ. Als ehrenvolle Erinnerung

für den Arzt und Dichter, gab Fr. Nasse's „Zeitschrift für psychische Aerzte. Leipzig 1820. Heft 2" einen Abdruck davon, der in der Neuen Berlinischen Monatsschrift 1821. Heft 12, wiederholt wurde. Da man inzwischen erkannt hatte, wie wichtig die Abhandlung sei, um Schiller's Entwicklungsgang zur klarern Anschauung zu bringen, so ist sie seit 1838 in die Cotta'sche Ausgabe seiner Werke aufgenommen worden.

Nur die Zueignung an den Herzog Karl, vom 30. November 1780, blieb dort hinweg, doch enthält sie einzelne Stellen, welche mindestens eine biographische Bedeutung haben. Schiller beginnt: „Ich sehe heute mit ausnehmendem Vergnügen den Wunsch erfüllet, **Euer Herzoglichen Durchlaucht** für die höchste Gnade und mehr als väterliche Führung, die ich schon acht Jahre in dieser ruhmvollen Stiftung zu geniessen das Glük habe, öffentlich auf das kindlichste danken zu dörffen. Die weisesten und vortreflichsten Anstalten, welche **Höchstdieselbe** zur Aufklärung unseres Verstandes und zu Verfeinerung unserer Empfindungen getroffen haben; die würdigen und Einsichtsvollen Lehrer, welche **Höchstdieselbe** mit dem durchdringenden Auge eines Menschenkenners aus der gemeinen Klasse der Gelehrten herausgeforscht, und zu den glüklichen Werkzeugen des grossen, unsterblichen Bildungsplans angeordnet haben; der unvergeßliche mündliche Unterricht eines Fürsten, der Seine Grösse darein sezt, ein Lehrer unter Seinen Schülern — ein Vater unter Seinen Söhnen zu wandeln; — Der Zusammenfluß aller dieser glücklichen Fügungen, in denen ich die Wege einer höhern Vorsicht bewundre, haben den Grund zu dem Glük meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine

eigene Beſtrebungen ſich mit den Abſichten des beſten Fürſten durchkreuzen."

Ueber den Inhalt ſeiner Schrift äußert Schiller: „Philoſophie und Arzneiwiſſenſchaft ſtehen unter ſich in der vollkommenſten Harmonie: Dieſe leihet jener von ihrem Reichthum und Licht; jene theilt dieſer ihr Intereſſe, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieſes Jahr mit beiden bekannter zu machen geſucht; dieſe wenigen Blätter ſeyen die Rechtfertigung meines Unternehmens; ſie ſeyen **dem Stifter** meines Glüks geheiligt. Aber die Nachſicht des Vaters beſchüze dieſen ſchwachen Verſuch vor den gerechten Forderungen des Fürſten."

Es ſcheint faſt, als wäre dem jungen Arzte die Vertheidigung ſeiner Diſſertation ganz erlaſſen worden, denn im Programm der Akademie für 1780, worin doch alle Einzelheiten der Prüfungszeit angeführt ſind, findet ſich nichts darüber. Statt deſſen trat er ſelbſt als Opponent gegen einen Profeſſor auf, welcher eine Disputation in lateiniſcher Sprache hielt.*) Bei dieſem Aktus machten Schiller's röthliche Haare, die gegen einander ſich neigenden Kniee, das ſchnelle Blinzeln ſeiner Augen, wenn er heftig opponirte, ſein häufiges Lächeln während des Sprechens, die ſchön geformte Naſe und der tiefe kühne Blick, unter einer ſehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtend, den unauslöſchlichſten Eindruck. Als der gelehrte Streit beendigt war, gingen die Zöglinge zum Abendeſſen in den

*) Nach Streicher's Erinnerungen (Flucht, S. 66) ſollte der Stoff ein mediziniſcher geweſen ſein, aber nach der „Beſchreibung des zehnten Jahrestags der Akademie", möchte er wohl Prof. Drück's philoſophiſche Streitſchrift: „De virtutibus vitiisque Homeri et Virgilii ex seculi indole aestimandis" damit verwechſelt haben.

Speiſesaal. Da trat der Herzog zu Schiller heran, lehnte ſeinen Arm auf deſſen Stuhl, und unterhielt ſich in dieſer Stellung ſehr lange und gnädig mit ihm. Der Jüngling aber behielt auch gegen den Fürſten daſſelbe Lächeln, daſſelbe Augenblinzeln, wie gegen den Profeſſor, dem er vor einer Stunde opponirt hatte.*)

Nach Abſchluß der Prüfungen, am 14. December 1780, wurde Schiller aus der Akademie entlaſſen und beim Grenadier-Regiment des Generals Augé als Medicus ohne Porte d'épeé angeſtellt. Mit dieſer Charge war eine monatliche Beſoldung von achtzehn Gulden Reichswährung, etwa zehn Thaler, verbunden. Schiller's Eltern fühlten ſich durch dieſen Ausgang bitter enttäuſcht, da ſie feſt auf des Herzogs Verſprechen bauten: er werde ihren Sohn, der ihm ſeinen Hang zur Theologie geopfert, durch eine ſehr gute Verſorgung entſchädigen. Den neuen Regimentsdoktor kränkte es dagegen ganz vorzüglich, daß man ihm die Degenquaſte entzogen hatte. Der Mangel dieſes Abzeichens erinnerte ihn ſtets an ſeine ſubordinirte Stellung, und andere Zöglinge, die ſchon ſeit zehn Jahren mit weit geringeren Kenntniſſen aus der Akademie entlaſſen waren, wurden nun ſeine Vorgeſetzten. Hierzu kam noch, daß er ohne ſpecielle Erlaubniß des Generals ſich nie von Stuttgart entfernen, nicht einmal ſeine Familie auf der nahen Solitüde beſuchen durfte. In den ſchönſten Jugendjahren hat er ihren Umgang entbehren müſſen, und jetzt, da er endlich frei zu werden hoffte, zwang man ihn, jeden kurzen Beſuch bei den lieben Angehörigen von der Laune eines alten, ſtrengen Chefs zu erbetteln.**)

*) Strecker, S. 66.

**) A. a. O. S. 32 f.

Schiller befand ſich alſo gewiß nicht in der allerfreudigſten Stimmung, als er, wie es üblich war, nach dem Schloſſe ging, um dem Herzog für die geneſſenen Wohlthaten zu danken und ihm dabei die Hand zu küſſen. Gleichzeitig ſchrieb Schiller's Vater einen Dankſagungsbrief an den Intendanten von Seeger, worauf dieſer am 3. Februar 1781 erwiederte: „er betrachte die geäußerte Verbindlichkeit als angenehme Aufforderung, ſeinem Herrn Sohne auch außerhalb der Akademie dieſelben Geſinnungen fortzuſetzen“.*)

Uebrigens war unſer Dichter, während des achtjährigen Aufenthalts in der Anſtalt, nicht blos geiſtig, ſondern auch körperlich tüchtig gewachſen; denn ſeine Entlaſſungs-Matrikel giebt an, daß er die ſeltene Größe von ſechs Fuß drei Zoll erreicht hatte. Mit Schiller's Geſichtszügen ging damals eine allmälige Wandlung vor, die ihnen ſehr zum Vortheil gereichte. Aus ſeinem Antlitz entſchwanden die vielen Leberflecke und Sommerſproſſen; der Teint wurde rein und klar. Seine bisher eingedrückte Naſe erhielt jene gebogene Form, die durch Dannecker's Büſte bekannt iſt, und Schiller pflegte in ſpätern Jahren ſcherzend zu erzählen, daß er ſelbſt deren Bildner geweſen ſei. Als er nämlich in der Akademie den Drang fühlte, ein berühmter Mann zu werden, habe er ſich auch die entſprechende Adlernaſe verſchaffen wollen. Deshalb habe er, beſonders wenn er leſend oder ſchreibend ſaß, ſich fortwährend daran gezupft, bis es ihm endlich gelungen, der Spitze eine kühnere Biegung nach unten zu geben.**)

Um uns das Bild des jungen Dichters aus dieſer

*) Schwab, Urkunden, S. 46.

**) So berichteten Dannecker, Minna Körner, Karoline v. Wolzogen und andere Befreundete Schiller's, nach ſeinen eigenen Worten.

Zeit zu vergegenwärtigen, giebt es keine treuere Schilderung, als die von Scharffenſtein, denn der geübte Zeichner verſtand es, die Erſcheinung ſeines Freundes mit plaſtiſchen Zügen feſtzuhalten: „Schiller war von langer, gerader Statur, lang geſpalten, langarmig, ſeine Bruſt war heraus und gewölbt, ſein Hals ſehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeſte Eleganz in ſeiner Tournüre. Seine Stirn war breit, die Naſe dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel hervorſpringend, ſehr gebogen, auf Papageienart, und ſpitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten ſich bei der Naſenwurzel mehr zuſammen. Dieſe Partie hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn die Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte ſehr viel Energie aus; das Kinn war ſtark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken beſät; die Augenlieder waren meiſtens inflammirt, das buſchige Haupthaar war roth, von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geiſtermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energiſches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller declamirte. Aber Schiller's Stimme war kreiſchend, unangenehm, er konnte ſie eben ſo wenig beherrſchen, als den Affekt ſeiner Geſichtszüge; dies hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauſpieler zu werden. Dannecker hat dieſen Kopf unverbeſſerlich aus Marmor gehauen.“)

*) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

Drittes Buch.

In Stuttgart.

Als die Thorflügel der Akademie hinter Schiller zufielen, war gewiß sein erster Weg nach der Solitüde, um die Lieben wiederzusehn, deren Nähe er so lange hatte entbehren müssen. Er fand die Familie durch ein neues Mitglied vermehrt, denn während seiner Abwesenheit (1777) war die Mutter, nach dreißigjähriger Ehe, noch mit einer Tochter niedergekommen, welche den Namen Nanette empfangen hatte. Das hübsche kleine Wesen machte unserm Schiller unendliche Freude; diese Schwester wurde sein erkorener Liebling, er nannte sie: „Nanne", und behielt auch, als sie schon erwachsen war, den gewohnten Schmeichelnamen bei.

Aber lange konnte und durfte er das Glück eines solchen Familienlebens nicht genießen, denn sein Amt rief ihn nach der Hauptstadt zurück. Bald darauf kam in der Akademie ein Trauerfall vor, durch den Schiller schmerzlich berührt wurde, und der ihm Anlaß zu einer schönen Dichtung gab. Johann Christian Weckerlin, der Sohn eines Apothekers aus Stuttgart, war mit dem Beginn des Jahres 1776 in die Akademie eingetreten. Er widmete sich ebenfalls der Medizin, und Schiller hatte den hoffnungsvollen Genossen lieb gewonnen. Als derselbe im Januar 1781 plötzlich starb, vereinten sich sämmtliche Mediziner, ihm einen Nachruf zu weihen, dessen Abfassung man dem geübten Dichter überließ, während von den

übrigen die Druckkosten getragen wurden. Der Trauergesang erschien in stattlicher Folioausgabe und lautete:

Elegie auf den frühzeitigen Tod
Johann Christian Weckerlins.

Von seinen Freunden.

Stuttgart, den 16ten Januar 1781.

Daselbst, mit Mäntlerischen Schriften.

„Ihn aber hält am ernsten Orte,
„Der Nichts zurücke läßt,
„Die Ewigkeit mit starken Armen fest."

Langes Stöhnen, wie vorm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem Mai der Jahre —
Weggepflückt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn — das Prahlen seiner Mutter,
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Mensch heißt, folge mir!

Prahlt, ihr Fichten, die ihr, hochveraltet,
Stürmen stehet und den Donner neckt?
Und ihr, Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr, Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?

Wenn der Wurm ſchon nagt in den Blüthen,
Wer iſt Thor, zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauern, wenn der Jüngling ſtirbt?

War er nicht ſo muthig, kraftgerüſtet,
War er nicht wie Lebens-Konterfei?
Friſch, wie Roß im Eiſenglanz ſich brüſtet,
Wie der Vogel in den Lüften frei?
Da er noch in unſern Reihen hüpfte,
Da er noch in unſre Arme ſprung,
Und ſein Herz an unſre Herzen knüpfte —
O der ſchneidenden Erinnerung! —
Da er uns — o ahnende Gefühle —
Hier auf eben dieſer Leichenflur,
Nur zu ſicher vor dem nahen Ziele,
Das Gelübd' der ewgen Treue ſchwur? — *)

O, ein Mißklang auf der großen Laute!
Weltregierer, ich begreif es nicht!
Hier — auf den er ſeinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbariſches Gericht!
So viel Sehnen, die im Grab erſchlaffen,
So viel Keime, die der Tod verweht,
Kräfte für die Ewigkeit erſchaffen,
Gaben für die Menſchheit ausgeſät —
O, in dieſes Meeres wildem Wetter,

*) Wahrſcheinlich 1780, beim Begräbniß des jüngern Heyen, ſ. o. S. 185.

Wo Verzweiflung Steu'r und Ruder iſt, *)
Bitte nur, geſchlagenſter der Väter,
Daß dir Alles, Alles, nur nicht Gott entwiſcht!

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Roſenkleide,
Und die Welt, die Welt war ihm ſo ſüß —
Und ſo freundlich, ſo bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und ſo golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als ſchon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich ſchon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd' und Himmel ſeinem Blick entſanken,
Floh er ängſtlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt iſt Sterbenden ſo ſüß!

Stumm und taub iſt's in dem engen Hauſe,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! ach, in ewig tiefer Pauſe
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Gluth empfindeſt du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Weſtwinds Flügel,
Sein Geliſpel höreſt du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalſen deine Braut wirſt du,

*) Wie ſehr Schiller noch in den Banden des ſchwäbiſchen Dialekts befangen war, geht daraus hervor, daß er ſogar „iſcht", ſtatt iſt, reimt.

Nur, wenn unsre Thränen stromweis rollten —
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Nöcheln auch der Menschen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Ueber dich der Pharisäer eifern,
Pfaffen brüllend dich der Hölle weihn.
Gauner durch Apostel-Masken schielen,
Und die Metze, die Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, so mit Menschen spielen,
Und so fort, bis hin zur Ewigkeit;

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihrem Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfützen drehn —
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem komisch-tragischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem, faulen, fleißigen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder, diesem bosheitsvollen Himmel
Schloß dein Auge sich auf Ewig zu.

O so klatschet! klatscht doch in die Hände,
Rufet doch ein frohes Plaudite!

Sterben iſt der langen Thorheit Ende,
In dem Grab verſcharrt man manches Weh.
Wer ſind denn die Burger unterm Monde?
Gaukler, theatraliſch ausſtaffirt,
Mit dem Tod in ungewißem Bunde,
Bis der Falſche ſie vom Schauplatz führt.
Wohl dem, der nach kurzgeſpielter Rolle
Seine Larve tauſchet mit Natur;
Und der Sprung, vom König bis zur Erdenſcholle,
Iſt ein leichter Kleiderwechſel nur.

Rabi' denn wohl, du Trauter unſrer Seele,
Eingewiegt von unſern Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle,
Schlummre ruhig bis auf Wiederſehn!
Bis auf dieſen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Poſaune klingt,
Und, nach aufgerißnen Todesriegeln,
Gottes Sturmwind dieſe Leichen in Bewegung ſchwingt —
Bis, befruchtet von Jehova's Hauche,
Gräber kreiſen — auf ſein mächtig Dräu'n,
In zerſchmelzender Planeten Rauche,
Ihren Raub die Grüfte wiederkäu'n.

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Ob es wahr ſey, was den Pilger freute?
Ob noch jenſeits ein Gedanke ſey?
Ob es Alles eitle Phantaſey? — —

Schon enthüllt ſind dir die Räthſel alle!
Wahrheit ſchlürft dein hocherzückter Geiſt,
Wahrheit, die in tauſendfachem Strahle
Von des großen Vaters Kelche fleußt. —

Zieht denn hin, ihr ſchwarzen, ſtummen Träger!
Tischt auch Den dem großen Würger auf!
Höret auf, gebeulergoßne Klager!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Menſch, der Gottes Rathſchluß prüfte?
Wo das Aug', den Abgrund durchzuſchaun?
Heilig, heilig, heilig biſt du Gott der Grüfte,
Wir verehren dich mit Grau'n!
Erde mag zurück in Erde ſtäuben,
Fliegt der Geiſt doch aus dem morſchen Haus!
Seine Aſche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.

Die vorſtehende Dichtung (zuerſt wieder mitgetheilt in den Nachträgen von Vaas, I. 173) iſt beſonders werthvoll als Dokument, wie die Anſchauungen „Gott“ und „Unſterblichkeit“ ſich, in allmäliger Wandlung, vor dem Geiſte Schiller's geſtalteten. Aus dem „Abend“ (1776) lacht uns ein ungetrübter Glaube mit frommen Kinderaugen an, das ganze Gedicht iſt ein Pſalm für den allmächtigen und allgegenwärtigen Gott. In der „Hymne an den Unendlichen“ und im „Eroberer“ (1777) erblicken wir den altbibliſchen Rachegott. Jehovah, umgeben von allen Schrecken der Donnerpoſaunen, des Weltgerichts und der Sündenwage. Mit eiſerner Gewißheit ruft der Dichter dem Tyrannen zu: „ja, du wirſt unſterblich ſein!“

und die Auferstehung der Todten, wie wir sie hier gedacht finden, knüpft sich an das starrste Dogma an. Seitdem sind drei Jahre vergangen. Schiller hat inzwischen philosophische und medizinische Studien getrieben, und diese haben einen entschiedenen Einfluß auf seine religiöse Anschauungsweise geübt. Da dichtet er (1780) die „Leichenphantasie" beim Tode des jüngeren Hoven. Der greise Vater steht am Grabe eines blühenden, reichbegabten Sohnes; nur der himmlische Gedanke des Wiedersehns flößt ihm Trost ins Herz. Aber der Sarg sinkt, die Erde schellert darüber hin, und fast tönt es wie ein greller Widerspruch: „Nimmer giebt das Grab zurück." Noch ein Jahr später schreibt Schiller das Trauerlied auf Weckerlin. Der Dichter sieht das Leben vom Blüthenschmelz, die Welt vom Unschuldsgewand entkleidet, und abgespannt sagt er: „Sterben ist der langen Thorheit Ende!" Wohl glaubt er ein Wiedersehn nach dem Tode, aber weder auf andern Planeten, wie die Philosophen spekuliren noch in elysischen Gefilden, von denen die Dichter schwärmen, noch in dem Paradies des Pöbels. Man hat, bei Vergleichung dieser Stellen, einen Doppelsinn in Bezug auf Schiller's Unsterblichkeitsglauben finden wollen, doch bedarf es nur einiger Kenntniß von seinem Bildungsgang, um denselben zu lösen. Durch den starr orthodoxen Special Jilling zu Ludwigsburg war ihm beim Religionsunterricht die Auferstehung des Fleisches gepredigt worden, eine Lehre, die Schiller's idealer Natur durchaus widerstreben mußte. Jetzt hatte er dies biblische Phantom abgeschüttelt, und darum sagt er: „Ewig schließt des Grabes Riegel, nimmer giebt das Grab zurück." Dagegen fühlte der Jüngling sich auf's innerlichste durch die poesiereiche Ueber-

zeugung gefesselt, daß die Seelen guter Menschen, die im Leben einander liebten, auch nach dem Tode untrennbar bleiben. So sind die Worte zu verstehen: „Erde mag zurück in Erde stäuben, fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus! Seine Asche mag der Sturmwind treiben, seine Liebe dauert ewig aus.“

Am 1. Februar 1781 schrieb Schiller seinem Freunde Hoven, mit Rücksicht auf den Grabgesang: „Bester Freund! Denk doch den Tausendsakraments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hunds.... mein Kerl schuld. Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Aeltern gut warst, so nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus schickten, so schrieb ich expreß Deinen Nahmen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2. 12 Kr. denn so viel beträgt der Antheil eines jeden der aufgeschrieben ist, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft.) *) Weil aber alle Medieiner, selbst Dr. Elwert**), ungefragt da-

*) Räuber Moor, am Schluß des vierten Akts. D. V.

**) Herzoglichen Leibmedicus und Schiller's Vorgesetzter. D. V.

zugezogen worden ſind, ſo nahm ich um ſo weniger Anſtand, in Deinem Nahmen zu consentiren. Die Fata meiner Carnesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn ſie ſind zum Todtlachen; ich ſpare ſie alſo bis auf Wiederſehen auf. Endlich! Ich fange an, in Activität zu kommen, und das kleine hundsvöttiſche Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es iſt ein Nahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Epheſus verbrannte. Gott ſey mir gnädig! — Sey ſo gut und ſchicke mit dem nächſten Betentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tauſend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schweſtern. Ich bin der Deinige Schiller.“ *)

Wir ſehen aus dieſem Schreiben, daß Schiller bereits nach wenigen Wochen ſeine erſte Wohnung mit einer anderen vertauſchte; er zog nämlich, vielleicht der Sparſamkeit halber, in ein kleines Parterrezimmer zum Lieutenant Franz Joſeph Kapff. Derſelbe ſtammte aus Baiern, war katholiſch und hatte ſeinen frühern Unterricht in Jeſuitenſchulen empfangen. Seit 1774 befand er ſich auf der Akademie, doch ſcheint Schiller dort anfangs nicht eben in nahen Verhältniſſen mit ihm gelebt zu haben, denn ſeine Charakteriſtik der Eleven berichtet: „Kapff mache den Mitbrüdern durch kindiſches Betragen und Unverſchämtheit Verdruß, auch verberge er ein nicht gar gutes Gemüth; ſich ſelbſt, mit Verachtung anderer, am meiſten zu lieben, mache den Hauptzug ſeines Charakters aus. Die guten Gaben, welche ihm zu Theil geworden, wende er nicht beſonders an, doch rede er großſprecheriſch

*) Hoven's Biographie, S. 376.

von ſeiner Neigung zum Soldatenſtande, und erzähle viel von den Heldenthaten, die er einſt ausführen würde.“ Später mußte Kapff ſich wohl zum Vortheil verändert haben; er nahm 1778 in den Liſten der Akademie den erſten Rang ſeiner Abtheilung ein, und erhielt eine ganze Fülle von Preiſen. Im Jahre 1779 wurde er als Lieutenant entlaſſen, war ein gewandter, geiſtvoller Jüngling, aber leichtſinnig und zum ſtürmiſchen Lebensgenuß hinneigend. Der Herzog ernannte ihn 1782 zum Vorgeſetzten einer Abtheilung auf der Karlsſchule, und übertrug ihm im folgenden Jahre das Lehramt der mathematiſchen Geographie und Algebra, doch behauptete ſich Kapff nicht lang in dieſer Stellung. Als er nachmals auf dem Asperg garniſonirte, gab Schubart eine durchaus nicht lockende Schilderung von ihm.*) Sein ungeregeltes Treiben, mit einem abenteuerlichen Sinn verbunden, brachte ihn dahin, bei dem würtembergiſchen Kap-Regiment einzutreten, um jenſeits des Weltmeers ſein Glück zu verſuchen; nie kehrte er zurück, er ſtarb auf oſtindiſchem Boden.

Das Haus, in welchem die beiden Commilitonen ihr Quartier aufgeſchlagen hatten, lag auf dem kleinen Graben, jetzt die Eberhardsſtraße, der damals die Begrenzung von Stuttgart nach der Stadtmauer hin bildete. Es gehörte dem Profeſſor Haug, deſſen eigentliches Wohnhaus ſich dicht daneben befand. Weil er aber ſeine Vorleſungen nicht mehr in der Akademie hielt, ſo fehlte es ihm an Raum; er kaufte deshalb noch das benachbarte Haus, und richtete ſich hier im zweiten Stock das Auditorium

*) „Kapff — hat die Kräz auſſen, aber nicht inwendig.“ (Schubart's Leben von Strauß, II. 217.)

ein. Man ſieht auf der halben Treppe noch die Thür, welche er durchbrechen ließ, um aus ſeinem Logis den Lehrſaal erreichen zu können, ohne die Straße zu berühren. Wahrſcheinlich hatte er den übrigen Theil des Gebäudes im Ganzen an die verwittwete Hauptmann Viſcher vermiethet, die dann ihrerſeits einzelne Zimmer davon abgab. Hier alſo wohnte Schiller mit Kapff; ſie waren beide heftig, aufbrauſend und nicht ſehr ordnungsliebend, doch um ſo beſſer kamen ſie miteinander aus, denn keiner ſtörte die Studentenwirthſchaft des andern.

Auch manchen andern Genoſſen, der die Akademie vor ihm verlaſſen, traf Schiller noch in Stuttgart. Peterſen war ſeit einem Jahre herzoglicher Unterbibliothekar, und Scharffenſtein ſeit zwei Jahren Lieutenant im Gablenziſchen Infanterie-Regiment, bei welchem auch Kapff ſtand. Jede Spaltung zwiſchen Schiller und Scharffenſtein war längſt beſeitigt. Die Beſchäftigungen oder Verirrungen ſeines neuen Standes hatten das Herz des wackern Jünglings leer gelaſſen, und eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach ſeinen ehemaligen Umgebungen, vorzüglich nach Schiller, erwachte in ihm. Der Gedanke, mit dem lieben Gefährten entzweit zu ſein, wurde ihm unerträglich; er ſchrieb an Schiller, dieſer antwortete in gleicher Stimmung, und alle Wolken ſchwanden, alles war rein vergeſſen. Inzwiſchen blieben ſie jedoch durch ihre Lage getrennt, und hatten beinahe keine Communikation mit einander.

Die Stunde, wo Schiller als Regimentsmedicus ſich auf der Parade präſentirte, war auch die Stunde ihres erſten Wiederſehens. Scharffenſtein zürnte dem Decorum, das ihn hinderte, den Langentbehrten zu umfaſſen. Aber wie komiſch ſah ſein Schiller aus. Eingepreßt in die

Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt, und namentlich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre, vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militairhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein langer, dicker Zopf gepflanzt war, und sein langer Hals saß in einer schmalen roßhaarenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war besonders merkwürdig: durch den, den weißen Kamaschen untergelegten, Filz waren seine Beine, wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so arg contrastirende Apparat, gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in ihren kleinen Kreisen.*) Was die erwähnten „kleinen Kreise" betrifft, so wurden sie, durch genialen Austausch und sprudelnden Humor, bald zu einem unentbehrlichen Bedürfniß für die befreundeten Jünglinge. Das Studentenleben mit seiner gemüthlichen Kneiperei war in der Akademie versäumt worden; der Drang danach machte sich geltend, und es mußte nachgeholt werden. So gerieth Schiller in ein burschikoses Dasein; wie Goethe's Schüler konnte er von sich sagen:

Ein starkes Bier, ein beißender Toback
Und eine Magd im Putz, das ist so mein Geschmack.

Statt des Bieres trank er freilich lieber Wein, wenn's die Kasse irgend zuließ; ohne gefüllte Tabacksdose gab es für ihn keine Existenz, denn er war bereits ein ge-

*) Scharffenstein, im Morgenblatt 1837, Nr. 57.

waltiger Schnupfer, und einem frischen Kellnermädchen die vollen Backen zu streichen, verschmähte er ebenfalls nicht. Im Winter wurde des Abends mit den Commilitonen eine Manille gespielt; im Sommer ging es zum „Ochsen" auf der Hauptstätterstraße, wo man eine lustige Kegelbahn fand. Schiller schob gut, und behielt für das Spiel mit den neun hölzernen Musen noch in spätern Jahren eine Passion. Es hat sich in Petersen's Papieren, von der Hand des würdigen Ochsenwirths, eine unquittirte „Nota über Hrn. D. Schiller und Hrn. Bibliotarius Petersinn" erhalten, welche darthut, daß der Herr Regimentsmedicus gewöhnlich ein halbes, oder wohl auch ein ganzes Maaß Wein zu vertilgen pflegte. Hierzu wurde Schinken und Salat gespeist, und wenn Bruder Hoven einmal aus dem Ludwigsburger Waisenhaus herüberkam, durfte er nicht über schlechte Bewirthung klagen. Die beste Würze dieser Gasthausfreuden war aber der Geist und Sinn, womit man sie aufnahm. Schiller trat eines Tages in die gewohnte Herberge, und als keiner von der Spielpartie sich einstellte, ließ er folgenden Zettel für die Säumigen zurück, den, wie Petersen sich ausdrückt, Sievers im Götz von Berlichingen geschrieben haben könnte:

„Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen,
„und kein Petersen, kein Reichenbach.*)
„Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille
„heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu

*) Karl Ludwig Reichenbach aus Stuttgart, ein Zögling der Akademie, und von dort 1779, zugleich mit Petersen, als herzoglicher Unterbibliothekar entlassen. — Das Billet stammt aus Petersen's Schiller-Papieren.

„Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies.
„Schiller."

In demselben Tone ging es auch, wenn die Genossen sich im kleinen Parterrezimmer, das der Dichter mit Kapff bewohnte, versammelten. Sie waren sammt und sonder arm, deshalb blieben ihre Abendmahlzeiten sehr frugal; es gab immer Knackwurst und Kartoffelsalat, den sie selbst bereiteten. Geniale Laune und brausende Jugendlust verliehen diesen Zusammenkünften ihren wahren Reiz, nur der Wein, den man nicht gern entbehrte, war ein schwieriger Artikel. Wie aber leuchtete Schiller's Antlitz voll Triumph, wenn er mit einigen Dreibätznern aus dem Erlös seiner publicistischen Wirksamkeit die Freunde durch Traubensaft erfreuen konnte. Dann gehörte ihnen die ganze Welt.*) Am meisten verehrte Petersen das edle Rebenblut. Er schrieb damals gerade ein stupend gelehrtes Buch: „Ueber die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke", und weil er diesen Stoff auch praktisch erfassen wollte, so brachte die Nationalneigung den wohlbestallten herzoglichen Unterbibliothekar nicht selten unter den Tisch. Die publicistischen Bestrebungen des Dichters, worauf so eben hingedeutet wurde, waren sehr harmloser Natur. Ihm genügten die pflichtschuldigen Besuche der Lazarethe und Paraden nicht, er fühlte einen heftigen Drang nach literarischer Thätigkeit. Zwar beschäftigte ihn damals bereits die Ueberarbeitung seiner Räuber und auch an lyrischen Begriffen mangelte es nicht; das waren jedoch nur Nachklänge aus jener Abgeschlossenheit in der Akademie, wo Schiller sich eine eigne Phantasiewelt konstruirt hatte.

*) Scharffenstein, im Morgenblatt 1837, Nr. 38.

weil ihm die wirkliche dort fremd geblieben war. Nun wollte er die neue Freiheit benutzen, um das vielgestaltige Leben rasch nach allen Seiten hin zu erforschen, und deshalb übernahm er gern die Redaction eines politischen Wochenblättchens, welches unter dem Titel: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen", Dienstags und Freitags bei dem Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien. Diese Zeitschrift war bisher in tiefes Dunkel eingehüllt. Petersen sprach davon schon 1805 im Berliner Freimüthigen, und nannte sie kurzweg: die Mäntlerische Zeitung, welche aber niemand kannte; dann erzählt er in seinem Nachlaß, Schiller habe 1781, gleich Lessing, Gerstenberg und Franklin, ein Unterhaltungsblatt: „der Merkur" herausgegeben.*) Vielleicht vermischte er des Dichters spätere Betheiligung an Wieland's Merkur damit. Im Jahre 1849 wurden, auf meine dringende Bitte, Nachforschungen in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart gehalten, und dort fand sich ein vergessenes Exemplar des Blattes.

Eine Charakterisirung der kleinen Gazette bietet Schwierigkeiten dar, denn die politischen Berichte sind augenscheinlich aus andern Zeitungen zusammengetragen, leitende Artikel waren damals noch nicht im Gebrauch. Anfangs erscheint das Ganze außerordentlich matt, der Styl ist beinahe kindisch, und erst vom Monat März an liefern die „vermischten Neuigkeiten" einzelne interessantere Aufsätze: Uebrigens nahm Schiller in einer höchst bedeutenden Zeit die Feder des Publicisten zur Hand. Merkwürdige Monarchen saßen auf den Thronen: Friedrich II., Joseph II.,

*) Hoffmeister und Petersen, I. 114.

Katharina II. und Ludwig XVI. Scheinbar lag eine friedliche Stille, welche um den Krater schwebt, ehe seine Ausbrüche beginnen. Weither dröhnte bereits der Waffenklang des amerikanischen Freiheitskrieges, und Schiller's Zeitung persiflirte die unwahrscheinlichen Siegesberichte der Engländer. Auch sie vereinte ihre Stimme mit allen übrigen, Frankreichs treffliche Finanzverwaltung zu preisen; sie kann nicht genug rühmen, wie zufrieden und glücklich das Volk dort sei. Friedrich den Großen nennt das Blatt stets voll Verehrung, und erzählt einige hübsche Züge aus seinem Leben. Ganz außerordentlich wird Kaiser Joseph emporgehoben. Die „Nachrichten" begleiten ihn auf seinen Reisen, glühen von Bewunderung für den freisinnigen Fürsten, und bringen manche interessante Anekdote über ihn bei. Zuweilen aber verfallen die politischen Referate in einen durchaus mythischen Ton, und Nr. 88, vom 2. November, berichtet kurzweg: „Eine große Monarchin im Süden soll gestorben sein."

Die Rubrik „Gelehrte Sachen" erscheint nur sparsam, doch fehlt es an einzelnen medizinischen Notizen nicht. Auch über den Wunderarzt Cagliostro finden sich zwei längere Artikel. Von den entlegenen Küsten der Literaturwelt bringt die Zeitung sehr selten Botschaft, und wenn es geschieht, so scheint sie aus andern Blättern entnommen. Lessing's Tod wird gemeldet, und wir lesen einen schwärmerisch frommen Brief von „Deutschlands Lieblingsdichter", dem Grafen Christian Stolberg. Derselbe will dadurch den Amtmann zu Eichstädt trösten, dessen Sohn einen jüngern Bruder des Grafen im Duell getödtet hat. Merkwürdig ist es, daß die Räuber, welche doch 1781 erschienen, in den „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen"

weder angekündigt noch erwähnt werden, wie denn überhaupt Schiller's Name nicht darin vorkommt. Auf der letzten Seite der letzten Nummer des Jahrgangs 1781 steht die Mittheilung: „In Madrid starb der berühmte Dichter Ramon Ehignez in seinem 121. Jahre — ein lebhaftes Genie kann also auch alt werden.“ Dieser Zusatz ist ganz in Schiller's damaligem Geschmack.*)

Wenn es nun auch sonst im Dunkeln bleiben wird, wie weit unser Dichter als Autor bei der Zeitung betheiligt war, so können wir doch für eine Ode sein Eigenthumsrecht in Anspruch nehmen. Herzog Karl hatte eine größere Reise gemacht, und bei dessen Heimkehr sang ihm Schiller krumkvolle Grüße entgegen. Petersen ließ die Strophen drei bis fünf im Freimüthigen 1803, Nr. 221, abdrucken**), doch bezeichnet er das Ganze als ein „verloren gegangenes Gedicht“. Es findet sich in Nr. 19 der Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen, vom 6. März 1781, und lautet dort:

Ode
auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten.

Dein Fürst ist da! — Laß rund herum erschallen
Des frohen Jubels lauten Silberton!
Komm Würtemberg mit deinen Bürgern allen
Laut dankend vor des Wiedergebers Thron.

*) Einzelnes Bemerkenswerthe aus der Zeitschrift habe ich mitgetheilt in den Blättern f. lit. Unterhaltung 1850, Nr. 30, 127 u. 128.

**) Hoffmeister's Nachlese I 2.

Der Fürst ist da! — Sagt Thäler es den Hügeln,
Ruf's Erde, ruf's zu dem Olymp empor!
Zurückgeführt auf Cherubinen-Flügeln,
Zieht Er itzt ein in unser Freudenthor.

Er kommt zurück, bringt Glück für seine Kinder
Von Völkern mit, die Er gesegnet sah.
Der Frühling fliegt voran, Sein herrlicher Verkünder,
Jauchzt Bürger, jauchzt! — CARL und der Lenz ist da!

Sag' Ausland, schielst du nicht mit neidschen Blicken
Auf Würtembergs glückseel'ge Hütten her?
Trügst ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher — Er?

Sprecht Nachbarn, sprecht! Ihr habt Ihn selbst gesehen,
Wer tadelt noch der Würtemberger Stolz?
Er ist gerecht — ihr müßt es selbst gestehen!
Wir haben Ihn — und spotten eures Gold's!

Wenn man diesen Versen auch keinen poetischen Werth beimessen kann, so ist es doch von eigenthümlichem Interesse, daraus die stürmische Verehrung zu erkennen, mit der Schiller den Herzog Karl begrüßte, und zwar zur selben Zeit, als er die Räuber vollendete. Ebenein zog ihm die feurige Huldigung noch Kämpfe mit dem Stuttgarter Censor zu, der die Ausdrücke zu stark, den Patriotismus zu ausschließend fand, und nicht dulden wollte, daß die Fürsten andrer Länder so in den Schatten gestellt würden.*)

*) Freimüthige 1805, Nr. 221. — Petersen's handschriftliche Angabe (Hofmeister u. Vischer, I. 115): „Der Censor habe das Gedicht nicht durchgehen lassen", erledigt sich durch dessen Abdruck.

Dieſer literariſche Zehmrichter verweigerte überhaupt zuweilen aus den grillenhafteſten Bedenklichkeiten die Druckbewilligung, weshalb Schiller einmal zu ihm ins Haus ging, und ihn, heftig aufgebracht, zur Rede ſtellte. Der Streit endigte damit, daß dem erhitzten Autor die Thür gewieſen und ihm gedroht wurde, man würde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er ſich nicht entferne.*) Was nun Schiller's Amt und die Ausübung der Medizin betrifft, ſo machten ihm beide wenig Sorgen, obwohl ſein Wirkungskreis eigentlich ein ganz bedeutender war. Das Regiment Augé, etwa zweihundert und vierzig Mann ſtark, ſtand unter ſeiner Obhut, und der größte Theil dieſer Grenadiere war ſo hinfällig, daß ſie recht gut für Invaliden gelten konnten. Seitdem der Herzog ſeine Vorliebe für's Militair aufgegeben hatte, ſahen die Soldaten miſerabel aus. Alle jüngern und kräftigern waren entlaſſen worden, nur die ausgedienten hatte man aus Mitleid behalten, und ſie ſchlichen nun, in geflickten Uniformen, als wahre Jammerbilder durch die Straßen von Stuttgart. Schiller fühlte ſich verletzt, weil man ihn ohne Porte d'Epee, mit untergeordnetem Rang, angeſtellt hatte; er ſah darin eine beſchämende Zurückſetzung gegen andre Akademiker, welche längſt Offiziere waren, und ſolche Stimmung eignete ſich nicht, ſeinen Eifer zu erhöhen. Außerdem ſagte ihm die praktiſche Medizin ſehr wenig zu; er trug ſich mit dem Plan, künftig das Katheder zu beſteigen, und Phyſiologie oder andre theoretiſche Zweige der Heilkunde vorzutragen.

Aber auch für dieſen Zweck ſah man ihn kaum eine

*) Tabarin.

ernſthafte Anſtalt treffen, denn während der ganzen medizinischen Laufbahn in Stuttgart kaufte er nur ein einziges unbedeutendes Buch, das ſich auf ſeine Fachwiſſenſchaft bezog, nämlich den „Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781.“ *)

Dennoch hatte Schiller einen friſchen Blick in die Natur des Menſchen und in die Arzneikunſt gethan. So ging er einmal, bei der Behandlung mehrerer Typhus-Kranken, unter'm Kopfſchütteln der alt-ſyſtematiſchen Aerzte, ganz ſeinen eigenen Weg, und rettete den Patienten das Leben.“ **) Aber er mochte auch in der Medizin gern Kraftſtücke liefern, und beſonders gehörten ſtarke Brechmittel zu den Hauptmedicamenten, die er ſeinen Grenadieren verordnete. Der Herzog hatte zwar den ausdrücklichen Befehl erlaſſen, daß er ſich in allen bedenklichen Fällen an ſeinen Vorgeſetzten, den Leibmedicus Dr. Elvert wenden ſolle, daran kehrte ſich indeß unſer junger Aeskulap nicht viel. Elvert war ein Verwandter Schiller's und wußte deſſen Talente wohl zu ſchätzen, trotzdem ſah er bald, wie nothwendig es ſei, ihm jene herzogliche Beſtimmung wiederholt einzuſchärfen. Da ſich nun Schiller hierzu niemals bequemen wollte, ſo rief dies im Anfang manches erregte, wenn auch nicht erbitterte Rencontre zwiſchen beiden hervor. Elvert, ein praktiſcher Mann, mochte den Hitzkopf nicht gerade demüthigen, aber auch ſeine Pflicht nicht verſäumen, und er fand alſo eine ſchonende Auskunft. An alle Militairärzte, die ihm untergeordnet waren, erging ohne Ausnahme die Weiſung,

*) Peterſen bei Hoffmeiſter und Vicboff, I. 92.

**) Reinwald im N. literar. Anzeiger 1807, Nr. 26.

ihm jedes Recept vorzulegen, ehe es angewendet wurde, und er milderte dann, wo es ihm nöthig schien, die allzuheftigen Kraftmittel des poetischen Heilkünstlers.*) Uebrigens war sich Schiller seiner Mängel als Mediziner vollkommen bewußt, und spöttelte bei Gelegenheit selbst darüber. „Der Verfasser der Räuber", sagte er, „er soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinne seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben."**)

Von einer Privatpraxis in der Stadt war unter solchen Verhältnissen natürlich kaum die Rede, und außerdem hatte den armen Schiller sein burschikoses Aufathmen nach langer Gefangenschaft in Verruf gebracht. Die Welt verlangt Scheinheiligkeit und vergiebt gern, was unter deren Deckmantel ausgeführt wird. Eine Natur wie die Schiller'sche konnte sich aber unmöglich dazu verstehen, solcher Jämmerlichkeit zu willfahren; er sprang rücksichtslos über die Schranken eines heuchlerischen Herkommens fort, und mußte dafür büßen. Man rechnete es ihm schon als Verbrechen an, daß er mit Kapff zusammen wohnte, der freilich nicht im Geruch besonderer Tugendhaftigkeit stand, und ein paar Extravaganzen reichten hin, unsern Schiller für den ausschweifendsten Menschen zu erklären. Auch Abel sein ehemaliger Lehrer, erfuhr dies Gerücht,

*) Petenien.

**) Wurtembergisches Repertorium, 1. 164. — Emetica sind Brechmittel.

und es schmerzte ihn tief. Er hielt indeß genaue Nachfrage bei denjenigen Akademikern, mit denen Schiller noch in dauerndem Umgang geblieben war, und sie versicherten, daß demselben großes Unrecht geschehe. Der zutrauensvolle, des Weins ungewohnte Jüngling habe etwa zwei oder drei Male, in lustiger Gesellschaft, welche ihn aufmunterte und sogar täuschte, über seine Kräfte getrunken. Namentlich sei dies bei einem Gastmahl vorgekommen, das General Augé den Offizieren seines Regiments gab; auch Schiller war dazu geladen, und trank so viel, daß man ihn nach Hause tragen mußte. Seitdem galt er in Stuttgart für einen notorischen Trunkenbold.*)

Inzwischen fühlte sich Schiller erdrückt vom öden Kreislauf seiner Berufsgeschäfte. Einen Tag wie den andern die Lazarethe zu besuchen und gleich einem Automaten auf der Wachparade zu erscheinen, um seinem General den Rapport vorzuleiern — das ertrug er nicht länger ohne eine geistige Erfrischung. Da nahm er denn das Manuscript der Räuber hervor, und fing an, sein vulkanisches Produkt zu überarbeiten. Während dieser Beschäftigung, die sein ganzes Wesen elektrisch durchzuckte, sagte er oft zu Scharffenstein: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß.“**) Schiller's Freunde wußten von dem Unternehmen, und wenn er mit Abel und Petersen spazieren ging, bildeten die Mängel des Stückes gewöhnlich den ununterbrochenen Stoff ihres Gespräches. Mit großem Scharfsinn spürte er selbst diesen Mängeln nach, verläugnete dabei jede Autoreneitelkeit,

*) Abel, bei Hoffmeister und Viehoff, I. 98.

**) Morgenblatt 1837, Nr. 57.

und nahm ohne Unwillen den Tadel der Gefährten hin. Aber wie bereit er auch war, ihre Ausstellungen anzuhören, so legte er doch bei der Arbeit wenig Werth darauf.*)

Endlich lag das Stück vollendet vor ihm; es sollte und mußte nun in die Welt hinaus. Drei Motive gaben ihm Anlaß zu dem festen Entschluß. Einmal bedurfte er des Geldes, das er für sein Werk zu empfangen hoffte; dann wollte er die Urtheile des Publikums erfahren, um danach sein Schicksal als dramatischer Dichter abmessen zu können, und drittens hatte er noch immer den Plan, einen medizinischen Lehrstuhl zu erreichen, weshalb er sich frei machen wollte von allen Zerstreuungen der Poesie, welche ihm auf diesem Wege nur Hemmnisse werden mußten. In Stuttgart fand sich aber kein Verleger, der an das Trauerspiel die Druckkosten wagen, oder gar etwas dafür honoriren mochte, deshalb wendete sich Schiller nach außen hin. Petersen befand sich damals auf der Reise; er scheint seine Brüder in Darmstadt und Speyer besucht zu haben, welche beide als Schriftsteller bekannt waren. Da er durch Mannheim kam, wo eine besondere Theilnahme für dramatische Dichtkunst herrschte, so beauftragte ihn Schiller in folgendem Briefe**), bei den dortigen Buchhändlern wegen der Räuber anzuklopfen:

„Daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du wie ich hoffe Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich Dich jetzt schriftlich noch-

*) Abel, bei Hoffmeister und Vieboff I. 100.

**) Schiller's Werke in Einem Bande, S. 1301, wo aber die Nachschrift weggeblieben ist.

mals an das erinnern was Du von Hoven ſchon, nach allen Künſten des überredenden Kanzlers, gehört haben wirſt. Der erſte und wichtigſte Grund, warum ich die Herausgabe wünſche, iſt jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht anſteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen ſeiner Verſe einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum ſollt' ich für mein Trauerſpiel, das durch den neuen Zuſatz 12—14 Bogen engegedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben ſo viel — nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfällt — iſt Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem intereſſirten Wege ertappen wollte (ich kenne Dich ja), ſondern das haſt Du treu und redlich verdient, und kannſt es brauchen.

Der zweite Grund iſt, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günſtigen Augen anſehen, dem unbeſtochenen Richter, dem Publikum preis zu geben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches Alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und verſüßen, und mir die Grillen zerſtreuen ſoll. Ich möchte natürlich auch wiſſen, was ich für ein Schickſal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz echt iſt, iſt dieſer: Ich habe einmal in der Welt keine andere Ausſicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich ſuche mein Glück und meine Beſchäftigung in einem Amte, wo ich meine Phyſiologie und Philoſophie durchſtudiren und nützen kann, und wenn ich etwas dreiſter ſchreibe, ſo iſt es in dieſem Fache. Schriften aus dem Felde der Poeſie,

Tragödie u. ſ. w. werden meinem Plane, Profeſſor der Phyſiologie und Medizin zu werden, eher hinderlich ſein. Darum ſuche ich ſie hier ſchon wegzuräumen.

Schreibe mir alſo, liebſter Freund, ob und wie Du geſonnen biſt. Daß es herauskomme, iſt nicht zu beſorgen; meinerſeits ſoll die genaueſte Vorſicht beobachtet werden. Und geſchieht es, — ſo iſt es immer Zeit, daß Du Deiner Brüder einen als Autor davon ausſtreuen kannſt — daß Du Dich ſelbſt nennſt, will ich Dir nicht zumuthen, auch wäre es zu ſchmeichelhaft von meinem Produkte gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapff haben's wirklich ſehr nöthig. Betreib es ja. Vier bis fünf Gulden kannſt Du doch immer dafür erhalten. —

P. S. Höre Kerl! wenn's reüßirt. Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf ſchänken laßen."

Man ſieht, Schiller wagte von Haus aus nicht, den Mantel der Anonymität zu lüften, weil er üble Folgen für ſich befürchten mußte, wenn er als Autor der Räuber bekannt würde. Uebrigens hat er den Burgunder zu früh getrunken, denn Peterſen's Sendung ſchlug fehl, und es blieb keine andre Wahl, als das Stück in Stuttgart auf eigene Gefahr herauszugeben. Es ging alſo an den Accord mit einem ſubalternen Buchdrucker, welcher, dem Ding nicht recht trauend, baares Geld zu ſehen verlangte. Schiller's Kaſſe reichte hierzu nicht aus; er mußte die erforderliche Summe borgen, und ein Freund leiſtete Bürgſchaft dafür.*) Um zu verſuchen, ob er nicht einigen Erſatz für die Koſten erlangen könne, und um das Werk in weitere Kreiſe zu verbreiten, ſchickte Schiller die einzelnen

*) Scharffenſtein und Peterſen.

Aushängebogen an den Buchhändler und Hofkammerrath Schwan in Mannheim, den sein Ruf als Beförderer der schönen Wissenschaften, hauptsächlich des Drama's bezeichnete. Derselbe nahm diesen Beweis von Hochschätzung auch sehr freundlich auf; gern ließ er dem jugendlichen Dichter seine Gönnerschaft angedeihen, und sendete ihm die Druckbogen, mit handschriftlichen Bemerkungen versehen, wieder zurück. „Das Ihnen durch den Postwagen übersandte, durchschossene Exemplar der Räuber" — schrieb er dabei an Schiller unterm 11. August — „werden Sie erhalten haben. Ich bitte Sie nochmals, es für nichts als Anmerkungen anzusehen." *)

Ob Schiller nur durch die ausgesprochenen Ansichten des Herrn Schwan darauf hingewiesen wurde, oder ob er selbst erschrack, wie grell manche Stelle sich gedruckt ausnahm — genug, in den letzten Bogen änderte er einiges, und die schon fertig aus der Presse hervorgegangene Vorrede wurde ganz unterdrückt. **)

An ihre Stelle trat das gemilderte Vorwort, welches uns aus Schiller's Werken bekannt ist. Hier suchte der Verfasser die Unförmigkeiten seiner Tragödie, sowohl die dramatischen als die sittlichen zu rechtfertigen, während der ursprüngliche Entwurf rundheraus erklärte: dieselbe sei gar kein Bühnenstück. Das war auch wohl der Hauptgrund, weshalb Schiller den letzteren beseitigte, denn durch Schwan sah er den Räubern bereits die Theaterlampen als helle Hoffnungssterne erglänzen. Für uns muß es lehrreich sein, jenen ersten Guß der Vorrede zu kennen, darum möge sie ohne Auslassungen hier folgen:

*) Briefe an Dalberg. Karlsruhe u. Baden 1819. S. 13.

**) Streicher, Schiller's Flucht, S. 29.

„Es mag beym erſten in die Handnehmen auffallen, daß dieſes Schauſpiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplaz bekommen wird. Wenn nun dieſes ein unentbehrliches Requiſitum zu einem Drama ſeyn ſoll, ſo hat freilich das meinige einen groſſen Fehler mehr.

Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieſer Forderung ſo ſchlechtweg unterwerffen ſoll. Sophokles und Menander mögen ſich wohl die ſinnliche Darſtellung zum Haupt-Augenmerk gemacht haben, denn es iſt zu vermuthen, daß dieſe ſinnliche Vorbildung erſt auf die Idee des Dramas geführt habe: in der Folge aber fand ſichs, daß ſchon allein die dramatiſche Methode, auch ohne Hinſicht auf theatraliſche Verkörperung, vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poeſie einen vorzüglichen Werth habe. Da ſie uns ihre Welt gleichſam gegenwärtig ſtellt, und uns die Leidenſchafften und geheimſten Bewegungen des Herzens in eigenen Aeuſſerungen der Perſonen ſchildert, ſo wird ſie auch gegen die beſchreibende Dichtkunſt um ſo mächtiger würken, als die lebendige Anſchauung kräfftiger iſt, denn die hiſtoriſche Erkenntniß. Wenn der unbändige Grimm in dem entſezlichen Ausbruch: Er hat keine Kinder: aus Macduff redet, iſt diß nicht wahrer und Herzzerſchneidender als wenn der alte Diego ſeinen Sakſpiegel herauslangt und ſich aus offenem Theater begucket.

o Rage! o Desespoir!

Wirklich iſt dieſes große Vorrecht der Dramatiſchen Manier, die Seele gleichſam bey ihren verſtohlenſten Operationen zu ertappen, für den Franzoſen durchaus verloren. Seine Menſchen ſind, (wo nicht gar Hiſtoriographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbſts) doch ſelten

mehr, als eißkalte Zuſchauer ihrer Wuth, oder altkluge Profeſſore ihrer Leidenſchafft.

Wahr alſo iſt es, daß der ächte Genius des Dramas, welchen Shakeſpear, wie Proſpero ſeinen Ariel, in ſeiner Gewalt mag gehabt haben, daß ſage ich, der wahre Geiſt des Schauſpiels tiefer in die Seele gräbt, ſchärffer ins Herz ſchneidet, und lebendiger belehrt, als Roman und Epopoee, und daß es der ſinnlichen Vorſpiegelung gar nicht einmal bedarf, uns dieſe Gattung von Poeſie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geſchichte Dramatiſch abhandeln, ohne darum ein Drama ſchreiben zu wollen. Das heißt: Ich ſchreibe einen dramatiſchen Roman und kein theatraliſches Drama. Im erſten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Geſezen der Kunſt, nicht aber den beſonderen des Theatraliſchen Geſchmacks unterwerffen.

Nun auf die Sache ſelbſt zu kommen, ſo muß ich bekennen, daß nicht ſowohl die körperliche Ausdehnung meines Schauſpiels, als vielmehr ſein Inhalt, ihm Siz und Stimm auf dem Schauplaze abſprechen. Die Oekonomie deſſelben machte es nothwendig, daß mancher Karakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unſerer Sitten empört. (Ich wünſchte zur Ehre der Menſchheit, daß ich hier nichts denn Karrikaturen geliefert hätte, muß aber geſtehen, je fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, je ärmer wird mein Karrikaturen-Regiſter.) Noch mehr — Dieſe unmoraliſchen Karaktere mußten von gewiſſen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geiſts gewinnen, was ſie von Seiten des Herzens verlieren. Jeder dramatiſche Schriftſteller iſt zu dieſer Freiheit berechtigt, ja ſogar genöthigt, wenn er anders der getreue Kopiſt der wirklichen Welt ſeyn ſoll.

Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen.

Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Mißethäter, Ungeheuer mit Majestät; Geister, die das abscheuliche Laster reizet, um der Grösse willen, die ihm anhänget, um der Krafft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seines Gleichen ist; die auf den Weg zur höchsten Vollkommenheit die Unvollkommensten werden, die Unglückseligsten auf dem Wege zum höchsten Glück, wie sie es wähnen. Mit einem Wort, man wird sich auch für meine Jago's interessiren, man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben. Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauren. Aber eben darum möchte ich selbst nicht gerathen haben, dieses mein Trauerspiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zusammenhang des Ganzen befassen, und die Absicht des Dichters errathen, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen (worunter ich s. v. v. nicht die Mistpantscher allein, sondern auch, und noch viel mehr manchen Federhut und manchen Tressenrok und manchen weissen Kragen zu zählen Ursache habe,) der Pöbel, will ich sagen, würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schätzen, oder wohl gar eine Apologie des Lasters darinn finden, und seine eigene Kurzsichtigkeit den armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich alles nur nicht Gerechtigkeit, wiederfahren läßt.

Es iſt das ewige Da capo mit Abdera und Demokrit, und unſere guten Hippokrate müßten ganze Plantagen Nießwurz erſchöpfen, wenn ſie dieſem Unweſen durch einen heilſamen Kräutertrank abhelffen wollten. Noch ſo viele Freunde der Wahrheit und Tugend mögen zuſammenſtehen ihren Mitbürgern auf offener Bühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf Pöbel zu ſeyn, und wenn Sonne und Mond ſich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid, die Narren bleiben immer ſich ſelbſt gleich, wie die Tugend. Mort de ma vie, ſagt Herr Eiſenfreſſer, das heiß ich einen Sprung! Fy — Fy flüſtert die Mamſell, die Coeffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodiſch — Sacre Dieu, ſagt der Friſeur, welche göttliche Symphonie! da fuhren die Deutſche Hunde dagegen! — Sternhagelbataillon, den Kerl hätteſt du ſehen ſollen das roſenfarbene Mädel hinter die ſpaniſche Wand ſchmeiſſen, ſagt der Kutſcher zum Laquaien, der ſich vor Frieren und Langeweile in die Komödie eingeſchlichen hatte — Sie fiel recht artig, ſagt die gnädige Tante, recht guſtös, sur mon honneur (und ſpreitet ihren damaſtenen Schlamp weit aus) — was koſtet Sie dieſe Eventaille mein Kind? — Und auch mit viel Expression viel submission — Fahr zu Kutſcher! —

Nun gehe man hin und frage! — Sie haben die Emilia geſpielt. —

Diß könnte mich allenfalls ſchon entſchuldigen, daß mirs gar nicht darum zu thun war, für die Bühne zu ſchreiben. Nicht aber das Auditorium allein, auch ſelbſt das Theater ſchrökte mich ab. Wehe genug würde es mir thun, wenn ich ſo manche lebendige Leidenſchafft mit allen Vieren zerſtampfen, ſo manchen großen und edlen

Zug erbärmlich maßakriren, und meines Räubers Majeſtät in der Stellung eines Stallknechts müßte erzwingen ſehen. Ich würde mich übrigens glücklich ſchätzen, wenn mein Schauſpiel die Aufmerkſamkeit eines deutſchen Aeſcins verdiente. —

Schließlich will ich nicht bergen, daß ich der Meinung bin, der Applauſus des Zuſchauers ſey nicht immer der Maaßſtab für den Werth eines Dramas. Der Zuſchauer vom gewaltigem Licht der Sinnlichkeit geblendet, überſieht offt eben ſowohl die feinſten Schönheiten, als die untergeſtoſſenen Flecken, die ſich nur dem Auge des bedachtſamen Leſers entblößen. Vielleicht iſt das gröſte Meiſterſtück des brittiſchen Aeſchylus nicht am meiſten beklatſcht worden, vielleicht muß er in ſeiner rohen ſcythiſchen Pracht denen à la mode (verſchönerten oder verhunzten?) Kopien von Gotter, Weiſſe und Stephanie weichen.

So viel von meiner Verſündigung gegen den Schauplaz — Eine Rechtfertigung über die Oekonomie meines Schauſpiels ſelbſt würde wohl keine Vorrede erſchöpfen. Ich überlaſſe ſie daher ihrem eigenen Schikſal, weit entfernt, meine Richter mit zierlichen Worten zu beſtechen, wenn ich ihre Strenge zu befürchten fände, oder auf Schönheiten aufmerkſam zu machen, wenn ich irgend welche darinn gefunden hätte.“ *)

*) Ein gedrucktes Exemplar dieſes frühesten Vorworts fand ſich im Petersen'ſchen Nachlaß, und wurde von Hoffmeiſter (Nachl. IV. S. 86 u. f.) zuerſt bekannt gemacht. Ein Exemplar von der erſten Ausgabe der Räuber mit dieſer erſten Vorrede, beſizt der Buchhändler Herr Albert Cohn in Berlin, (welches früher Eduard v. Bülow gehörte) wonach der vorſtehende — genau nach dem Originale mitgetheilte Abdruck, genommen iſt. D. H.

— Inzwiſchen war der Druck des Buches vollendet, und die erſten Exemplare machten dem Dichter unbeſchreibliche Freude. Das Papier dieſer ſelbſtbezahlten Edition war feſt und gut, der Druck ſplendid und ziemlich korrekt. Sie enthielt 222 Octavſeiten, während die zweite Auflage nur 208 Seiten zählt. Der Titel lautet kurzweg: „Die Räuber. Ein Schauſpiel. Frankfurt und Leipzig 1781“. Man hatte über eine Vignette deliberirt, welche unentgeltlich zu radiren ein Akademiſt aus der Kupferſtecherklaſſe ſich erbot. Allein es war nicht der bekannte Löwe, ſondern den erſten Druck ſchmückten zwei Vignetten, Scenen aus dem Stücke darſtellend. Die Zeichnung auf dem Titelblatt, in Medaillonform, vergegenwärtigt eine Stelle aus dem vierten Akt. Im Walde bei der Kerkerpforte liegt der alte Moor am Boden, von Hermann gehalten; daneben ſteht der Karl, der die Räuber aus dem Schlafe donnert. Das Bildchen bekundet den damaligen franzöſiſchen Geſchmack; alle Figuren tragen ein ideales Koſtüm, ihre Arme und Beine ſind nackt. Der Räuberhauptmann erſcheint in einer viereckigen Mütze, einem Schultergewand, in weiten Pumphoſen bis zum Knie und römiſcher Fußbekleidung. Sein Vater iſt nicht „ausgemergelt wie ein Gerippe“; er gleicht eher einem ſchlummernden Jüngling, und in der Ferne ſieht man zwei ganz kleine Räuber nahen. Weit kräftiger und lebendiger iſt die zweite Vignette radirt, welche ſich am Schluß des Buches findet. Sie gehört zum Römerliede und zeigt uns Charon's Nachen. Cäſar ſteht darin, und Brutus will eben einſteigen; der Hintergrund iſt eine wilde Felſengegend. Beide Radirungen tragen die Unterſchrift: N. sculp. Aug. V.

Es war im Hochſommer 1781, als das Trauerſpiel

erſchien. Unmöglich iſt es, den Eindruck zu ſchildern, den dieſe Erſtgeburt eines Zöglings der Akademie, eines Lieblings vom Herzog Karl in dem ſtillen, philiſtröſen Stuttgart hervorbrachte. Mit geiſtlichen und idylliſchen Dichtungen hatte man dort bisher den Geiſt genährt, höchſtens geſtattete man ſich einen Modevoman, deſſen lüſteren Schilderungen ſich unter dem Schleier der Moral zu verſtecken wußten. Bürger und Wieland, glaubte man, hätten ſich bis an die äußerſten Grenzen gewagt; Shakeſpeare war für die meiſten eine unbekannte Größe, und Götz von Berlichingen verwarf man als ein ausſchweifendes Produkt. Da ſchleuderte Schiller, deſſen Name nicht lang ein Geheimniß blieb, den Pechkranz in die fromme Stadt; die ganze Jugend von Stuttgart wurde dadurch in Flammen geſetzt, und ſie enthielt ſich nicht, ihre Begeiſterung für die Räuber unverholen und lebhaft auszuſprechen. Geiſt- und talentreiche Jünglinge drängten ſich voll Enthuſiasmus zu Schiller heran, und er machte bei dieſer Gelegenheit eine Bekanntſchaft, die ihm in der Folge höchſt wichtig werden ſollte. Von den Räubern entflammt, ließ Andreas Streicher, ein junger Tonkünſtler, ſich dem bewunderten Dichter vorſtellen; er wurde außerordentlich überraſcht durch Schiller's ganzes Weſen, wovon er ſich ein völlig verkehrtes Bild entworfen hatte. Das ſeelenvollſte, anſpruchloſeſte Gefühl lächelte dem Kommenden freundlich entgegen; die ſchmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit einnehmender Beſcheidenheit erwiedert. Im Geſpräche nicht ein Wort, welches das zarteſte Gefühl hätte beleidigen können. Die Anſichten über alles, beſonders über Muſik und Dichtkunſt, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchſten

Grade natürlich. Die Aeußerungen über die Werke Anderer ſehr treffend, aber dennoch voll Schonung. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiſte nach ein reifer Mann, mußte man ſeinem Maßſtabe beiſtimmen, den er an alles legte, und vor dem vieles, was bisher ſo groß ſchien, in's Kleine zuſammenſchrumpfte, und manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde.

Schiller's anfänglich blaſſes Ausſehn, das in Verfolg des Geſprächs in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunſtlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben ſo vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Geſellſchaft abſtach, als ſeine Ausſprüche über ihre Reden erhaben waren. Eine beſondere Kunſt lag jedoch in der Art, wie er die verſchiedenen Materien aneinander zu knüpfen, ſie ſo zu reihen wußte, daß eine aus der andern ſich zu entwickeln ſchien, und dies trug wohl am meiſten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr einer übergroßen Eile beſchuldigte. Dieſe ſo reizende und anziehende Perſönlichkeit, welche nirgend etwas Scharfes oder Abſtoßendes blicken ließ — Geſpräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, welche jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verſchönerten — Geſinnungen, welche nur die reinſte Güte, ohne alle Schwäche verriethen — das alles mußte wohl die ganze Seele eines jungen Künſtlers gewinnen, der mit lebhafter Empfänglichkeit begabt war, und ſeiner Bewunderung für den Dichter noch die wärmſte Anhänglichkeit für den Menſchen beigeſellen.*) Streicher war 1761 zu Stuttgart geboren, und zählte alſo zwei

*) Streicher, S. 67.

Jahre weniger als Schiller. Dieſer fand indeß Gefallen an dem neuen Bekannten, und lud ihn ein, recht oft zu ihm zu kommen, welche Erlaubniß Streicher denn auch eifrig benutzte. Selten verging ein Tag, ohne daß er den Dichter ſah, und es bildete ſich ein rückhaltloſes Vertrauen zwiſchen beiden.

Noch ein anderer lieber Freund wurde, durch Schiller's poetiſche Schöpfungen zu ihm geführt; es war Conz, ſein früherer Jugendgeſpiele aus Lorch. Derſelbe hatte in den niedern Klöſtern, dann im Stift Tübingen Theologie ſtudirt, und auch von ihm waren ſchon einzelne Gedichte veröffentlicht worden. Conz fühlte ſich zu dem reiferen, kühnſtrebenden Dichter mächtig hingezogen, er beſuchte ihn in den Ferien von Tübingen aus, und Schiller empfing den Schüchternen mit großem Wohlwollen. Dieſer hatte, wie es ſcheint, den geiſtlichen Bildungsgang nicht ſonderlich belebend gefunden, denn er ſtellte ſehr bedenklich die Frage: Was würde Schiller's Genius für eine Richtung genommen haben, wenn er als vierzehnjähriger Knabe in die Kutte gehüllt und der mönchiſchen Zucht unterworfen worden wäre, welche damals in den Kloſterſchulen noch herrſchte; überhaupt, wenn er die neunjährige Laufbahn eines württembergiſchen Seminariſten hätte durchwandern müſſen?*)

Schiller ſelbſt fühlte ſich, im Vergleich zu ſolchem Schickſal mit der Wendung des ſeinigen ausgeſöhnt. „Ich bin nun fertig, ausgerüſtet für die Welt!“ ſagte er, und fügte hinzu: „Was wäre ich jetzt? — Ein tübingiſches Magiſterchen!“ Dieſe Worte wurden übrigens

*) Morgenblatt 1807, Nr. 201.

mit ſo viel Gutmüthigkeit hingeworfen, daß ſie für Conz durchaus nichts Verletzendes haben konnten. Schiller ermunterte ihn, der Poeſie treu zu bleiben, und ſchrieb ihm aus einem ſeiner Lieblingsautoren, dem Salluſt, die anregende Stelle in's Stammbuch: „Animi imperio, corporis servitio magis utimur. Quo mihi rectius esse videtur, ingenii, quam virium opibus gloriam quaerere; et quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere.“ Oft verweilte Conz in jenem kleinen Zimmer, wo der Dichter mit Kapff gemeinſam hauſ'te. Schiller traf den tübinger Freund einmal auf der Straße und nahm ihn mit nach Haus. Aber man fand bald die Thür verſchloſſen, denn Kapff war ausgegangen, und Schiller ſelbſt hatte vergeſſen, ſeinen Schlüſſel einzuſtecken. Da ergriff ihn die Ungeduld, und um nicht erſt vom Hausbeſitzer den Schlüſſel zu holen, ſprengte er die Thür durch einen einzigen Fußtritt. In dem Stübchen bemerkte Conz gewöhnlich nur wenig Bücher, doch ſah er auf Schiller's Schreibtiſch den Karlsruher Nachdruck von Klopſtock's Oden. Beim Oeffnen des Buches fand er, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Gedichte mit derben Tintenzügen über Kreuz durchſtrichen war. Lächelnd fragte er, was das zu bedeuten habe, und Schiller erwiederte: „Dieſe gefallen mir nicht!“ Als Conz nun genauer aufblätterte, freute er ſich, ſeine liebſten Oden: der Züricher See, an Gidli, an Fanny, Wingolf, an Ebert ꝛc. verſchont zu ſehen. Das Verdammungsurtheil hatte vorzüglich ſolche getroffen, in denen die Reflexion und eine grammatiſch-wiſſenſchaftliche Tendenz die wahrhaft lyriſche Begeiſterung überwog. Voll Theilnahme gedachte Conz des Gedichts:

„Der Eroberer“, das Schiller vier Jahre zuvor im ſchwäbiſchen Magazin hatte drucken laſſen, aber dieſer ſagte ablehnend: „O damals war ich noch ein Sclave von Klopſtock!“ *)

Zur Zeit dieſes freundlichen Verkehrs mit Schiller, dichtete Conz ein vaterländiſches Trauerſpiel: „Conſtantin von Schwaben (Tübingen, 1782)“; ſpäter hat er ſich beſonders als geſchmackvoller Ueberſetzer des Aeſchylos und Anakreon bekannt gemacht. Er war aber nur in der literariſchen Welt zu Hauſe, in der wirklichen blieb er ein Fremdling. Weil er glaubte, alle Menſchen müßten gut und kindlich ſein, wie er, ſo verging ſelten ein Tag, der ihn nicht in dieſer Ueberzeugung recht bitter getäuſcht hätte. Zehn Jahre nach Schiller's Entfernung von der Heimath, traf er wieder mit dem braven Landsmann zuſammen; Conz ſtarb, als Profeſſor in Tübingen, am 20. Juni 1827.

Während Schiller von einem Kreiſe regſamer Freunde umgeben war, mangelte ihm zwar noch der Umgang mit gebildeten Frauen, doch ganz entbehren ſollte er auch dieſen nicht. Auf der Akademie befanden ſich zwei Brüder von Wolzogen, die Söhne eines verſtorbenen Gutsbeſitzers in Franken. Sie gehörten zu einer andern Lehrabtheilung als Schiller, auch waren ſie jünger als er, deshalb gab es, trotz des nahen Zuſammenlebens, wenig Berührungspunkte für die akademiſchen Genoſſen. Aber Wilhelm von Wolzogen faßte, ſobald ihm die Dichtungen ſeines ehemaligen Mitzöglings bekannt wurden, eine herzliche Zuneigung für dieſen. Er nahm ſeitdem innigen Antheil an

*) Zeitung f. d. elegante Welt 1823. Nr. 3 u. 4.

Schiller, und empfahl ihn seiner Mutter, einer Frau von seltener Herzensgüte, welche kein Opfer scheute, wenn es das Glück ihrer Freunde galt. Mit vier Söhnen und einer Tochter hatte der Gatte sie, in beschränkten Vermögensumständen, zurückgelassen. Da bei der Erbtheilung das Familiengut Bauerbach nebst der Herrschaftswohnung einem Bruder des Verstorbenen zugefallen war, so kaufte sich Frau von Wolzogen*) dort ein kleines Haus, in welchem sie gewöhnlich lebte. Hülfreich und wohlthätig zu sein, war ihre Natur. Ihr lebendiges Herz und ein angeborener Sinn für alles Gute und Schöne machten ihren Umgang anmuthig und wünschenswerth, und erwarben ihr überall Freunde. Die Gräfin Franziska von Hohenheim interessirte sich lebhaft für sie und für das Schicksal ihrer Söhne. Häufige Reisen nach Stuttgart erhielten das Verhältniß, und verflochten sie in mancherlei Verbindungen. Schiller schloß sich mit wahrhaft kindlicher Liebe an sie an, er machte sie auch bald mit seiner Familie bekannt, und ein treuliches Band umschlang die guten Menschen.**)

Zu diesem Kreise gesellte sich, durch Schiller's Vermittlung, die Wittwe des im Jahre 1779 verstorbenen Hauptmanns und Regimentsquartiermeisters Vischer. Der Dichter wohnte zur Miethe bei ihr, und es entstand ein Verhältniß zwischen ihnen, welches in seiner seltsamen Mischung aus Freundschaft und liebevoller Neigung, von

*) Henriette Marschalk von Ostheim, geb. den 18. Juni 1744, war vermählt mit dem Freiherrn v. Wolzogen, Legationsrath und Herr zu Bauerbach; sie starb am 7. August 1788.

**) Caroline von Wolzogen.

vielen nicht begriffen, und deshalb vollkommen mißdeutet wurde. Luise Dorothea Vischer, geborene Andrä aus Stuttgart, war eine magere Blondine mit blauen, schwimmenden Augen. Man konnte sie durchaus nicht schön nennen, auch war sie acht Jahre älter als Schiller*), doch besaß sie, vielleicht eben für jüngere Männer, etwas Anziehendes und Pikantes. Weder durch Geist, noch durch Talente zeichnete sie sich besonders aus; dagegen wurde ihre Herzensgüte allgemein gerühmt. Sie war musikalisch, und obgleich nur in sehr geringem Grade, so reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltirten Zustand hervorzurufen, der sich in seiner Dichtung „Laura am Klavier" kundgiebt. Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter; diese klammerten sich voll Liebe an den Jüngling, dessen Gemüth sich so gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er Abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen.**)

Auf solche Weise entwickelte sich ein traulicher Verkehr zwischen Schiller und seiner Nachbarin. Er bedurfte des weiblichen Umgangs, und wie hätte er eine Frau zurückstoßen können, die ihm mit tausend Gefälligkeiten entgegenkam. Willig übertrug er sogar die Vorzüge ihres Gemüths auf ihre äußere Erscheinung, und idealisirte sich, was andere unschön fanden. So lebten denn beide gar bald in einem Freundschaftsbündniß, welches möglicher

*) Sie wurde geboren am 24. August 1751.

**) Diese Mittheilungen empfing ich zum großen Theil durch Schiller's Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, welche sie nach den Erzählungen der Tante Reinwald gab, „der die alten Zeiten noch wie gestern und heute vorüberwebten."

Weise auch einen sinnlichen Anflug haben mochte, ohne jedoch irgend die Grenzen der guten Sitte zu überschreiten. Dergleichen Beziehungen werden vom großen Haufen fast immer falsch beurtheilt, weil er sie nur nach dem gemeinen Maßstabe seines eigenen Werthes abmessen kann. Selbst Petersen hat in seinen handschriftlichen Notizen über Schiller solche ungegründete Gerüchte ausgebeutet*), doch mag er wohl erst daran geglaubt haben, als die Frau Fischer sich in späterer Zeit wirklich sittenlose Dinge zu Schulden kommen ließ. Abel versichert dagegen, es sei zwischen Schiller und seiner freilich überschätzten Laura nichts vorgefallen, was Tadel verdient hätte.

Um dieses Zeugniß zu bestätigen, braucht man nur die unmittelbaren Nachrichten über das Verhältniß, welche uns aufbewahrt sind, an einander zu reihen. Wir finden Schiller und die Hauptmann Fischer zuvörderst oft in Gesellschaft der Frau von Wolzogen; eine so edle, achtungswerthe Frau würde sich aber sicher von ihnen entfernt haben, hätte irgend ein Makel auf ihrem Umgang geruht. Sie reiste guten Muthes im Frühjahr 1782 nach Mannheim, als sich Schiller dorthin begab, um einer Vorstellung der Räuber beizuwohnen. Am 24. Mai meldete er dem Herrn von Dalberg, das ungeduldige Verlangen, sein Schauspiel noch einmal zu sehen, veranlasse ihn, nach Mannheim zu kommen; „einige Freunde und Damen" würden ihn begleiten. Den nächsten Morgen schrieb Schiller an Hoven: „Frau von Wolzogen, Frau

*) Vergl. Schiller's Leben von Schwab, S. 80. Der Verfasser machte mir die Mittheilung, daß die dort erwähnten „ungedruckten Nachrichten" von Petersen herrührten.

Hauptmann Vischerin und ich machen zusammen eine Reisegesellschaft aus. Willst Du Partie mitmachen, so bist Du von uns allen freundlich eingeladen."

Schiller athmete die Freuden dieser wahren Lustfahrt mit vollen Zügen ein, doch bei der Heimkehr konnten die beiden Damen nicht verschweigen, daß sie eine Aufführung der Räuber zu Mannheim erlebt hätten, und zwar in Schiller's Gesellschaft. Unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es bald Stuttgart, endlich auch der Herzog, und unser Dichter mußte mit langem Arrest für den kurzen Ausflug büßen. Während dieser Gefangenschaft erwachte in Schiller der Plan einer Flucht, und nachdem dieselbe vollbracht war, schrieb er (6. November) an die geliebte Schwester Christophine: „Wenn Du die Wolzogen sprichst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch der Vischerin empfiehl mich." Bald darauf, den 19. November, richtete Schiller aus Mannheim einen Brief an seine Eltern. Er war eben im Begriff, von Tagersheim nach Bauerbach überzusiedeln, und da er auf Immer weggehen wollte, so konnte er die Sehnsucht nicht besiegen, seine Lieben noch einmal wiederzusehen. Deshalb bat er die Mama mit Christophinen, ihm in Bretten ein Rendezvous zu geben, wobei er den Wunsch aussprach: sie möchten die Vischerin und die Wolzogen auch mitnehmen, weil er jene doch wohl zum letzten Male sprechen würde. Damals muß also ihr Ruf noch völlig unbescholten gewesen sein; wie hätte er sonst, dem strengen Vater und der religiösen Mutter gegenüber, die Bitte wagen dürfen, ihm die Frau Vischer, in Begleitung seiner Schwester, selbst zuzuführen.

Schiller kam nun nach Bauerbach, er lebte zwischen

Bergen und Fichtenwäldern vergraben; nur den nächsten Freunden entdeckte er seinen Aufenthalt. Auch der Wittwe Vischer schrieb er von dort, und sie war unbesonnen genug, die Zeilen des Flüchtigen an fremde Leute mitzutheilen, wodurch sein Versteck ein öffentliches Geheimniß wurde. Tief kränkte ihn dieser Vertrauensbruch, doch wollte er den begangenen Fehler möglichst wieder gut zu machen suchen. Deshalb sendete Schiller im Januar 1783 einen Brief an Frau von Wolzogen, welcher anscheinend aus Hannover kam und die Bestimmung hatte, in Stuttgart gezeigt zu werden, um von seiner Spur abzulenken. Darin heißt es: „Von der Frau Vischer*) habe ich etwas gehört, was mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor einigen Wochen einen etwas übereilten Brief, den niemand zu Gesicht hätte bekommen sollen. Sie communicirte ihn einem gewissen Offizier; sie hätte mir lieber ich weiß nicht was thun können. — Eine solche Indiskretion (das ist der gelindeste Name) thut weh, und ich dachte besser von ihr. Wie muß man sich oft in seinen liebsten Personen betrügen!“ —

Aus diesen Worten Schiller's spricht verletzte Freundschaft, aber kein Hauch einer zärtlichen Neigung. Wäre der erwähnte Brief ein Liebesbrief gewesen, dann würde die Wittwe Vischer denselben auch wohl schwerlich einem Offizier gezeigt haben. Seitdem schien das Band, welches den Dichter an die schwatzhafte Frau gekettet, für

*) Zwar hat Caroline v. Wolzogen beim Abdruck des Schreibens den Namen ausfallen lassen, aber die Frau Baronin von Gleichen, jetzt im Besitz jenen Briefes, bestätigte mir, daß das Original die Wittwe Vischer nennt.

immer zerrissen, aber noch war sie bei seinen Eltern wohl gelitten, und besuchte die wackern Leute auf der Solitude. Schiller's Schwester Christophine, ein Muster weiblicher Sitte bemühte sich, den Bruder mit ihr auszusöhnen, und schrieb ihm deshalb am 9. September 1783: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischerin wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder; es ist nicht recht, daß Du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnahme nach Dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie Dir doch viele Freundschaft erwiesen."

Bei Schiller's leichtversöhnlichem Herzen bedurfte es nicht mehr und am 1. November 1783, als er bereits dauernd in Mannheim lebte, meldete er der Frau von Wolzogen: „Von meinen Eltern erwarte ich täglich Briefe, auch von Frau Vischerin*), der ich durch einen Landsmann von Ludwigsburg, der mich hier besuchte, ein Meßgeschenk nebst meiner Silhouette geschickt habe." Schon damals liebte Schiller die Tochter der Wolzogen, und später warb er förmlich um Charlottens Hand. Würde er nun wohl derselben Frau, welche er sich zur Schwiegermutter wünschte, dergleichen Dinge so unbefangen erzählt haben, wenn ihr die Hauptmann Vischer nicht als eine ehrbare Person und sein Verhältniß zu dieser als ein rein freundschaftliches bekannt gewesen wäre? — Ich denke, wer alle mitgetheilten Einzelheiten aufmerksam vergleicht, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß eine Liebschaft zwischen Schiller und seiner Hausgenossin niemals bestanden hat.

*) Auch hier hat Carol. v. Wolzogen den Namen ausgelassen.

Schiller ſah die Wittwe Viſcher nicht mehr wieder, doch nun ließ ſie ſich vom Leichtſinn hinreißen, und verliebte ſich in einen jungen Adligen aus Wien, der auf der Karlsſchule Jurisprudenz ſtudirte. Sie ging mit ihm durch; beide nahmen ihren Weg nach der Schweiz, doch ſchon in Tuttlingen wurden ſie aufgefangen. Schiller's Vater war es, der dem Sohne dies Ereigniß brieflich meldete, und er fügte hinzu: „Wo ſie in der Hoffnung iſt, das wird bald verſichert, bald verneint.“ Ihre ſpätern Lebensjahre brachte die Viſcher in Tübingen zu, wo ſie mit ihrer Schweſter, einer verwittweten Decan Weber, eingezogen lebte. Hier wurde ihr die Chatoulle entwendet, welche Schiller's Briefe an ſie enthielt.*) Vom Schickſal der intereſſanten Papiere iſt weiter nie etwas bekannt geworden, und es bleibt uns alſo wenigſtens eine entfernte Hoffnung, die verſchwundenen Blätter noch einmal an's Licht kommen zu ſehen. Luiſe Dorothea Viſcher ſtarb zu Tübingen am 21. April 1816, faſt fünf und ſechzig Jahre alt.

Mit einigen gebildeten jungen Mädchen kam Schiller, während des Stuttgarter Aufenthalts, durch ſeine Schweſter Chriſtophine in Berührung. Hauptſächlich war die Letztere innig befreundet mit der begabten Künſtlerin Ludovike Reichenbach, welche bei ihrem Oheim, dem herzoglichen Leibmedikus, erzogen wurde. Sie ſtand in demſelben Alter, wie Schiller, und da ſie nicht nur das ſeltenſte Talent zur Malerei, ſondern auch in jeder anderen Weiſe ausgezeichnete Eigenſchaften beſaß, ſo gehörte

*) Gefällige Mittheilung des Herrn Prof. Viſcher in Tübingen, welcher indeß kein Verwandter der Hauptmann Viſcher ist.

ſie wohl zu den Erſcheinungen, welche ſeine Ehrfurcht vor einer hohen, reinen Weiblichkeit begründeten. Sie verlebte manche traulich ſchöne Stunde im Schiller'ſchen Familienkreis, wo des Dichters Mutter ſie ihren Liebling zu nennen pflegte. Ludovike hatte ſich mit dem Lieutenant Simanowiz verlobt, und wurde deſſen Gattin. Stets blieb ſie in freundlicher Beziehung zu Chriſtophine und Schiller, den ſie aus der Ferne mit den Bildern ſeiner Eltern beſchenkte. Als er nach Jahren die Heimath wiederſah, war ihm der Umgang mit Ludovike Simanowiz beſonders werth; ſie malte damals ihn nebſt ſeiner Gattin, und dies ſind unſtreitig die beſten Portraits, die wir von beiden beſitzen.*)

Wir haben geſehen, daß Schiller an friſchem ermunterndem Verkehr keinen Mangel litt. Talentvolle ſtrebſame Jünglinge umgaben ihn, freundliche Gönnerinnen äußerten Theilnahme für ſeine poetiſchen Leiſtungen. Hierzu kam noch das liebe Elternhaus, und es herrſchte jetzt ein heiter gemüthliches Regen in deſſen Räumen. Chriſtophine, die vertraute Geſpielin ſeiner Kindheit, wurde nun auch in Schiller's dichteriſche Träume und Entwürfe eingeweiht, ehe ſie für das Ohr eines Andern reif ſchienen. War ſie doch ſelbſt mit künſtleriſch ſchaffendem Sinn begabt; ihr Talent zum Zeichnen und Malen hatte ſich, namentlich durch Ludoviken's Unterſtützung, bedeutend gehoben. Die herrliche Baum- und Blumenfülle in den Schloßgärten der Solitüde dienten ihr als Studienblätter, denn ſie liebte die Natur über alles, und wußte ſie bald recht anſprechend nachzubilden.

*) Vergl. Ludovike, ein Lebensbild. 2. Ausg. Stuttgart 1850, S. 11, 31 u. f.

Jedes neue Gedicht wurde der verſchwiegenen Schweſter vorgelegt, ja ſie übernahm ſogar das Amt eines Sekretairs für Schiller, und lieferte ihm ſeine wild hingeworfenen, vielfach durchſtrichenen Poeſien in ſaubern Abſchriften zurück. Was einen dramatiſchen Charakter hatte, wurde durch ihre Beihülfe zur Darſtellung gebracht, und die Geſchwiſter führten mit einander Scenen aus der lyriſchen Operette „Semele“ auf. Schiller zog denn auch zuweilen in Begleitung ſeiner Freunde Peterſen, Scharffenſtein und Streicher nach der Solitüde, oder Hoven kam vom nahen Ludwigsburg als Gaſt herüber. An ſolche Luſtfahrten zurückdenkend, ſagt Scharffenſtein: „Nie habe ich ein beſſeres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schiller's war. Wie oft ſind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten. Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und ſeine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten.“ *)

Schiller ſtrebte indeß fortdauernd, auch im Auslande bekannt zu werden, und ſeinen literariſchen Wirkungskreis zu erweitern. Er ſchrieb an Wieland, und war ganz glücklich, als er von dem verehrten Manne eine Antwort erhielt, welche nicht nur das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leiſtungen Schiller's würdigte, ſondern überhaupt ſehr geiſtvoll und ſchmeichelhaft war. Unter anderm ſagte der berühmte Dichter zu ſeinem erſt aufſproſſenden Genoſſen: „er hätte mit den Räubern nicht anfangen, ſondern endigen ſollen.“ Für die jungen Freunde Schiller's bildete es ein wahres Feſt, dieſen

*) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

Brief zu lesen, deſſen ſchöne, reine Schrift, deſſen fließende Schreibart zu bewundern, und ſich über den Inhalt zu unterhalten. Mit Stolz heben ſie hervor, daß der Sänger des Muſarion auch ein Schwabe ſei, und daß dieſer Schwabe der feinſten Welt die Sprache der Grazien verkündige.*)

*) Zweifler, S. 32 u. 173.

Seite 256 Zeile 6 iſt Konradin für Konſtantin zu leſen

Schiller's Jugendjahre.

Schiller's Jugendjahre

von

Eduard Boas.

Herausgegeben

von

Wendelin von Maltzahn.

Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Drittes Buch.

(Fortſetzung.)

Trotz aller Lobeserhebungen fanden ſich aber anfangs nur wenige Käufer zu den Räubern, und Schiller ſah den ſtarken Vorrath ſeines Buches mit komiſch bedenklichen Augen an. Je mehr das literariſche Meteor zu zünden anfing, deſto geſuchter wurde Schiller's enge Wohnung, und einige reiſende Beleſprits, zum Beiſpiel Franz Michael Leuchſenring, kamen in ſchöner Equipage vor das Quartier angefahren. Der Genannte war Schöngeiſt, Literat, Pädagog, von allen etwas, aber im Ganzen beinahe nichts. Für Berühmtheiten hatte er ein wahres Spürtalent; aalglatt und weihrauchſtreuend umgab er ſie, erbat ſich Handſchriften, Briefe von ihnen, und dieſe wirklich intereſſante Sammlung mußte ihm dann anderswo wieder den Zutritt bahnen. Wie ſchmeichelhaft ein ſolcher Beſuch nachher auch erſchien, ſo war er für Schiller doch während des erſten Augenblicks nicht ſehr erbaulich, denn man befand ſich gerade im tiefen Negligee, das auf Eleganz durchaus keine Anſprüche machen konnte. Das enge Zimmer roch furchtbar nach Taback; ein großer Tiſch und zwei Bänke bildeten deſſen Meublement, wozu noch die beſchränkte Garderobe kam, welche mit angeſtrichenen Hoſen ꝛc. an der Wand hing. Außerdem lagerten in dem einen Winkel ganze Ballen „Räuber“; in dem andern ein Haufe Kartoffeln, leere Teller, Beutelllen und

dergleichen, als buntes Quodlibet. Eine ſchüchterne, ſtillſchweigende Revue dieſer Gegenſtände ging jedesmal dem Geſpräch voran. Daneben machte der Aufwärter, den ſich Schiller aus den zweihundert vierzig Grenadieren des Regiments Auge ausgeſucht hatte — der Fourierſchütz Krenenbitter — eine höchſt ſeltſame, groteske Figur.*) Er richtete allerhand Confuſion an, unſer Dichter ärgerte ſich oft über ihn, und nannte ihn „der Hundsfott, mein Kerl", aber trennen mochte er ſich dennoch nicht von ihm.

Die Räuber gaben auch Veranlaſſung, daß Schiller mit dem Kommandanten der Feſtung Hohenaſperg in freundliche Berührung kam. Philipp Friedrich Rieger, geboren am 1. October 1722, war der Sohn eines namhaften würtembergiſchen Theologen; er widmete ſich dem Kriegerſtand, avancirte früh zum Chriſten, und ſchaltete ſowohl in der Armee als in der Verwaltung von Würtemberg faſt unumſchränkt. Da wurde er, auf Anſtiften des Miniſters Montmartin, in den Verdacht gebracht, einen geheimen Briefwechſel mit der preußiſchen Regierung unterhalten zu haben. Herzog Karl ließ ihn, aller Ehren und Würden beraubt, nach der Veſte Hohentwiel abführen, wo er viele Jahre lang, ohne Stuhl, Tiſch und Bett in einem unterirdiſchen Loche lag. Er bekam kein Menſchenantlitz zu ſehen, ſpärliche Koſt wurde ihm von oben herab zugewunden, und niemand ſagte ihm, weshalb er eingekerkert ſei. Nun bemächtigte ſich ſeines Geiſtes eine aſketiſche Schwärmerei, die ihn auch nicht wieder verließ, als nach zehn Jahren ſeine Gefangen-

*) Scharffenſtein und Petersen.

ſchaft in Verbannung umgewandelt wurde. Rieger trat hierauf in fremde Dienſte, zeichnete ſich auf den Schlachtfeldern aus, und der Herzog berief ihn endlich in die Heimath zurück, wo er ihn zum Kommandanten des Asperg ernannte.

Der Ort Asperg liegt eine Stunde von Ludwigsburg, und unmittelbar daneben erhebt ſich das Terrain zu einer, nach allen Seiten freien, wallartigen Erhöhung. Auf derſelben ragt die Veſte Hohenasperg, das weite, fruchtbare Thal beherrſchend. Mauern und Baſtionen umgeben ein großes Gebäude, welches theils zur Kaſerne, theils zum Staatsgefängniß dient, und die Abhänge des Hügels ſind mit Rebenpflanzungen überdeckt.

Dort oben ſaß ſeit 1777 der unglückliche Dichter Schubart, ohne Anklage und Urtheilsſpruch, gefangen. Rieger war nicht blos ein Wächter von militairiſcher, ſondern zugleich von pietiſtiſcher Strenge. Bezeigte Schubart ſich bußfertig und demüthig, dann wurde er milder behandelt; ſchien er aber einmal in der Kirche nicht eifrig oder gegen Rieger nicht unterwürfig genug, ſo warf dieſer Zorn und Ungnade auf ihn, erſchwerte ſeine Lage und folterte ihn mit ſchrecklichen Reden. Aber der Kommandant hatte auch Anwandlungen einer gewiſſen Weichmüthigkeit. Während Schubart's ſtrengſter Abſperrung gab er ihm die angekommenen Briefe zu leſen, tröſtete deſſen Gattin, und ließ dem Gefangenen leibliche Erquickungen reichen. Beſonders geſchah dies, wenn Schubart ſein Dichtertalent im Namen des Herrn Generals, oder zu deſſem Lobe anwendete; denn Rieger war ein Freund der Poeſie. Er richtete ſogar theatraliſche Vorſtellungen auf dem Asperg ein, bei welchen theils Gefangene, theil-

Soldaten mitwirkten. Schubart hatte die Direktion der eigentlichen Bühne übernommen, und es wurden stets einige Generationen von Ludwigsburg dazu eingeladen.

Hoven, der junge Waisenhausarzt, hatte oft von diesem Theater gehört, und als er einst Krankenbesuche im Dorfe Asperg machte, erfuhr er, daß oben, zur Geburtstagsfeier Rieger's, Komödie gespielt würde. Ohne Schwierigkeit ließ man ihn ein, und er kam nahe beim General zu sitzen, der keine weitere Notiz von ihm nahm. Der Vorhang ging auf, es trat ein Prologus heraus und sprach ein Festgedicht von Schubart, dessen Anrede „Edler Rieger!" lautete. Schon jetzt klatschte der General Beifall, er rief Da capo! und die Worte: „Edler Rieger!" wurden wiederholt. Bei jeder Stelle, worin Schmeicheleien für ihn vorkamen, erneuerte der Kommandant seinen Applaus, und die Zuschauer stimmten aus Höflichkeit ein. Hoven fand die Sache höchst komisch und klatschte so ungeheuer, daß Rieger aufmerksam wurde. Er erkundigte sich nach dem Namen des kunstsinnigen jungen Mannes, und sah ihn sehr freundlich an, weshalb sich Hoven leise davonschlich, um nur nicht angeredet zu werden.

Das half ihm aber nichts. Gleich am andern Morgen erhielt er einen Brief des Generals, worin er sich bedankte, daß ein Mann von so feinem Geschmack sein Theater eines Besuchs gewürdigt habe, und worin er denselben einlud, nun auch ihn selbst zu besuchen. Hoven konnte diese Aufforderung nicht wohl ablehnen; Rieger empfing ihn sehr artig, und bat ihn, recht oft wiederzukommen, auch seine Freunde mitzubringen. Besonders wünschte er den Verfasser der Räuber kennen zu lernen, und da er wußte, daß Schiller sich öfters bei Hoven in

Ludwigsburg aufhielt, so mußte dieser fest versprechen, ihn das nächste Mal nach dem Asperg zu führen. Schiller willigte gern, der Einladung Folge zu leisten, denn er verehrte Schubart's poetische Gaben. Schon in der Akademie hatten einige kraftvolle Oden desselben, namentlich „die Fürstengruft", einen großen Eindruck auf ihn hervorgebracht*) und er dichtete damals ein ähnliches Stück (s. o. S. 148). Wie freudig mußte er also die Gelegenheit ergreifen, welche sich ihm darbot, einem Freiheitssänger die Hand zu drücken, der hinter Kerkermauern arm und einsam saß.

Damit Schiller's Besuch recht unterhaltend werde, forderte Rieger seinen Gefangenen auf, eine Recension der Räuber zu schreiben. Schubart kannte den poesiereichen Landsmann noch nicht persönlich, doch schätzte er dessen Talent sehr hoch, und schrieb vom Asperg: „Außer Schiller wüßt' ich kaum Einen jungen deutschen Mann, dem heilige Genienfunken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar emporsteigen." Er war bereits mit der Kritik fertig, als Schiller zu Hoven kam, und sich beide nach der Festung begaben. Der General, höchst erfreut über den Besuch des Dichters, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und führte die Freunde dann zu Schubart. Verabredetermaßen wurde Schiller dem letztern unter dem Namen eines Doktor Fischer vorgestellt, wodurch man vielleicht auf sein Verhältniß zu der Hauptmann Fischer anspielen wollte. Sobald die ersten Begrüßungen vorüber waren, lenkte Rieger das Gespräch auf die Räuber. Der angebliche Doktor Fischer sagte, er kenne den Verfasser genau, und

*) Schaffenstein, im Morgenblatt 1837, Nr. 58.

wünschte wohl, Schubart's Urtheil über dessen Stück zu hören. Da fiel der General ihm plötzlich in's Wort, indem er sich zu Schubart wendete:

„Sie haben ja eine Recension der Räuber verfaßt. Wollen Sie nicht so gefällig sein, dieselbe dem Herrn Doktor vorzulesen?“

Schubart holte sein Manuscript und las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser des Trauerspiels vor ihm stehe. Am Schluß der Recension hatte Schubart den Wunsch ausgesprochen, den großen Dichter von Angesicht kennen zu lernen; da klopfte Rieger ihm auf die Schulter und sagte:

„Ihr Wunsch ist erfüllt! Hier steht er vor Ihnen!“

Ist es möglich? rief Schubart frohlockend. Das ist also der Verfasser der Räuber?

Mit diesen Worten fiel er Schiller'n um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen. Rieger war außerordentlich erfreut über das Gelingen der Ueberraschung, die er dem armen Schubart bereitet hatte. Schiller und Hoven verließen in bester Stimmung die Festung, und gedachten noch oft der merkwürdigen Scene.*)

Während all solcher lebhaften Erfolge, benahm sich die eigentliche Kritik, den Räubern gegenüber, sehr karg und schweigsam. Es erschienen nur zwei öffentliche Beurtheilungen des Stückes: in der Erfurter gelehrten Zeitung und in der allgemeinen deutschen Bibliothek von Friedrich Nicolai. Die Recension der letztgenannten Zeitschrift rührte vom Freiherrn v. Knigge her, da sie mit dessen Chiffre G. unterzeichnet war.**) Einem Autor, der über den Um-

*) Hoven's Biographie, S. 114.

**) S. Parthey's, Mitarbeiter an der allgem. deutschen Bibliothek. Berlin 1842.

gang mit Menſchen ſchrieb, konnte der Umgang mit Räubern natürlich nicht zuſagen, und danach war denn auch ſein Urtheil abgefaßt. Es lautete: „Ein erſchreckliches Gemälde des bejammernswürdigſten menſchlichen Elends, der tiefſten Verirrung, des ſchrecklichſten Laſters — Menſchen dargeſtellt, die voll Kraft zu beſſern Dingen geboren, hinabgeſunken, nicht mehr an Würde der Menſchheit zu glauben, durch eine Reihe von Verführungen, ach! und von unglücklichen Schickſalen dahin geſtoßen werden, tollkühn und verzweifelnd dem Abgrunde entgegen zu eilen. So erſchütternd dies Gemälde iſt, Schlag auf Schlag, Abſcheulichkeit auf Abſcheulichkeit; ſo wenig es zu wünſchen ſein mag, daß man ſein Herz an den Anblick dieſer gräßlichen Scenen gewöhne; ſo untauglich dies Stück vielleicht zu einer Vorſtellung auf dem Theater iſt; ſo wohl (wir müſſen es geſtehen) iſt es gezeichnet, ſo ſtark ausgemalt; ſo lebhaft iſt das Colorit, ſo äußerſt fein auch hin und wieder ausgearbeitet und nüancirt. Gewiß iſt der Verfaſſer kein gemeiner Kopf. — Aber wer würde das aus der langweiligen ſchleppenden Vorrede ahnen? Die Charaktere der Räuber ſind, unſerm Gefühle nach, meiſterhaft bearbeitet. Franz hingegen (das wollen wir zur Ehre der Menſchheit hoffen, iſt ein Geſchöpf, wie es deren nie gegeben hat. So ganz von Grund aus verderbt, vergiftet, ohne daß man weiß woher, in dem Schooße des beſten Vaters erzogen, ohne je etwas gelitten, ohne je etwas erfahren zu haben, welches das Feuer einer wilden Leidenſchaft anzünden könnte; blos aus dem einzigen Gefühle, daß er allein Herr ſein will, ein ſo eingefleiſchter Teufel! — Nein, das iſt unmöglich!“ *)

*) Allgemeine deutſche Bibliothek, Bd. 49 S. 127.

Im pfälzischen Museum 1783, S. 282, heißt es von der verstehenden Recension: „Sie ist ein schöner Machtspruch, ohne Beweise, ohne Belehrung, ohne Erklärung.“ Ganz anders war die umfassende Kritik geschrieben, welche die Erfurtische gelehrte Zeitung brachte. Mit freudigem Erstaunen begrüßt sie das merkwürdige meteorartige Stück, aber daneben weiß sie sich ihre volle Unparteilichkeit und Gründlichkeit zu bewahren. Der Aufsatz erschien bereits im 35. Stück, das am 24. Juli 1781 ausgegeben wurde, und ist um so wichtiger, weil Schiller dessen Andeutungen, als er sein Werk für die Bühne umarbeitete, sorgsam erwogen und benutzt hat. Derselbe beginnt:

„Die Räuber. Ein Schauspiel. — Eine Erscheinung, die sich unter der unübersehbaren Menge ähnlicher Sächelchen gar sehr auszeichnet, und wahrscheinlich noch fortdauern wird, wenn jene schon in ihr Nichts wieder zurückgegangen sind, noch ehe sie anfingen recht zu leben. Ich glaube, daß sie um deßwillen unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Volle blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und Wortführung, rascher Ideengang, kühne fortreißende Phantasie, einige hingeworfene, nicht genug überdachte Ausdrücke, poetische Deklamationen, und eine Neigung, nicht gern einen glänzenden Gedanken zu unterdrücken, sondern alles zu sagen, was gesagt werden kann — alles das charakterisirt den Verfasser als einen jungen Mann, der bei einem raschen Kreislauf des Bluts und einer fortreißenden Einbildungskraft, ein warmes Herz voll Gefühl und Drang für die gute Sache hat. Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser. Aber eben diese große Hoffnung berechtigt uns auch zu größeren Forderungen, als die Alltags-

feſt für unſere gewöhnlichen Kraftmänner und ſüßen Geiſterchen. In der Vorrede ſagt der Verfaſſer, daß er ſein Werk nicht als Schauſpiel nach den Regeln des Ariſtoteles und Batteux, ſondern als dramatiſirende Geſchichte beurtheilt wiſſen will. Das muß freilich von einem jedem Meiſter abhängen, welche Form er ſeinem Werke geben will, und nach ſeinem Endzweck müſſen wir ihn beurtheilen, aber von einem guten Meiſter können wir doch wohl erwarten, daß er für ſein Werk die möglichſt vollkommenſte Form wählt."

Der Recenſent eifert gegen die beliebte Manier, Ariſtoteles und deſſen Lehren mißachtend bei Seite zu werfen; er meint, man dürfe nur noch eine kurze Zeit ſo weitergehen, um alles niederzureißen, was die beſten Köpfe ſeit Jahrhunderten erbaut haben, und um mit Sturm und Drang mit Sing und Sang in das Zeitalter der Gothen zurückzukehren. Dann fährt er fort: „Jedoch zu dieſen wüthenden Kraftgenies gehört unſer Verfaſſer noch nicht, und ich hoffe, daß er ſich mit dem Ariſtoteles noch ausſöhnen, und uns Meiſterſtücke der Kunſt liefern wird, die mit Shakeſpear's, ſo oft ſchon nachgeäfften, aber bis jetzt noch unerreichten Schönheiten prangen, ohne durch ſeine Ausſchweifungen verunſtaltet zu werden."

„Ein Auszug von dem Stück läßt ſich nicht geben, ohne es zu verunſtalten, zu entkräften. Man leſe ſelbſt, und es wird die Mühe reichlich belohnen. Die Charaktere ſind größtentheils meiſterhaft geſchildert, kühn angelegt und treu ausgeführt, vorzüglich Karl Moor's Charakter, der ein wahres Meiſterſtück iſt. Franzens kurze Erzählung in der erſten Scene läßt uns mit Einem Blick

die Geſchichte der Kindheit der ungleichen Brüder überſehen, und aus den verſchiedenen Anlagen begreifen, daß jeder unter ſolchen Umſtänden das werden mußte, was er wurde. Franz der ſchleichende, heuchleriſche Böſewicht, und Karl der ſeltene, große Mann, der unter andern Verbindungen die Bewunderung der Völker geweſen wäre, den man aber jetzt, als Mörder und Räuber, indem man ſeine Schandthaten haßt und verabſcheut, noch bewundern, bedauern und lieben muß. Bis an das Ende bleibt er ſich gleich, gleich groß, gleich liebens- und verabſcheuungswürdig. Keine ſeiner außerordentlichen Handlungen kömmt ganz unerwartet oder iſt unbegreiflich. Alles iſt ſo angelegt, ſo zwiſchen Urſache und Wirkung verbunden, daß es nicht anders kommen konnte. Das gilt auch von Franzens Handlungen. Deſſen Charakter iſt nicht ſo ſchwer, weil er nicht ſo zuſammengeſetzt iſt. Er iſt blos abſcheulich, bleibt ſich aber auch immer gleich. Ob es aber — was der Verfaſſer auch in ſeiner Vorrede, mit ſehr viel Zuverſicht zu ſich ſelbſt, vom Pöbel und von Abderiten ſagen mag — ob es ein ſo gänzliches Ungeheuer in der Natur giebt, das iſt eine andere Frage. Er eifert ja ſelbſt wider die Aufſtellung der Ideale, und ich möchte mir doch zeigen laſſen, welcher unter den alten oder neuen Dichtern es gewagt hätte, ein ſo vollkommenes Ideal eines menſchlichen Ungeheuers aufzuſtellen. Man legt ſchon lange Richardſon ſeinen Lovelace zur Laſt, und Lovelace iſt doch gewiß ein Heiliger gegen Franzen. War es nicht möglich, daß der Verfaſſer ihm alle zur Charakteriſtik des Stücks nöthigen Hauptzüge ließ, und doch einige andere Züge hineinwebte, die ihn der wirklichen Menſchennatur, die nie ſo ganz, ſo durchaus, ſo ununter-

brechen bös ist, näher gebracht hätten? Uebrigens bleibt auch dieser Charakter bis an das Ende sich treu. Auch seine Verzweiflung und Gewissensangst gehören nothwendig dazu, denn seine niedrig boshafte Seele war zu klein, um auch in der Bosheit heldenmäßig zu verharren."

„Was wir von Amalien sehen, ist gut, ist sehr schön, aber mir dünkt, wir sehen zu wenig von ihr. Eine solche Hauptperson sollte mehr ausgezeichnet, mehr in das hellste Licht gestellt, von mehreren Seiten gezeigt sein, und das hätte leicht geschehen können, wenn einige ganz überflüssige Nebenpersonen weggeblieben wären. Dazu gehören die meisten der Räuber. Wozu die ganze Rotte? Zu nichts, als das ganze Stück hier und da langweilig zu machen, und einige sehr widrige Scenen aufzuführen. Schweizer und Spiegelberg konnten bleiben; dieser, um die Maschine in Bewegung zu setzen, wozu Moor für sich unfähig war; und jener, um ein würdiger Vertrauter Moor's und ein Werkzeug seiner edlen Rache zu sein. Der alte Moor ist ein guter, zärtlicher Vater, aber ein schwacher Mann, und als dieser spielt er seine Rolle ganz gut. Aber in Hermann's Charakter kann ich mich nicht finden. Er ist boshaft und rachgierig genug, um sich von Franzen zum Werkzeug der abscheulichsten Schandthaten brauchen zu lassen, und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlassung, der gutherzige Retter des Leidenden. Zum ersten ist hinlänglicher Grund und Veranlassung da; zum letzten nicht. Der alte Daniel ist ganz überflüssig, denn zu Franzens Vertrauten schickte er sich durchaus nicht. Wie war es möglich, daß ein so listiger Bösewicht, wie Franz, einem alten, einfältigen, frommen Mann so

bedenkliche Aufträge geben konnte?*) Das iſt offenbar Widerſpruch. Warum wählte er nicht auch hierzu den Hermann? Hermann hatte ihm blutige Rache gelobt; jetzt war es Zeit, davon Gebrauch zu machen. Das war natürlich, und der Leſer wurde einiger langweiligen Scenen zwiſchen Daniel und Franz, und Daniel und Karl überhoben."

Es werden nun einzelne Längen des Stückes gerügt, namentlich Spiegelberg's widrige Erzählungen, und außerdem ein zuweilen geſuchter, abenteuerlicher Witz, nebſt Ausdrücken „welche jedes zärtliche Ohr beleidigen." Dagegen ſagt der Recenſent: „Moor's Verzweiflung am Schluß der 2. Scene des I. Akts: Menſchen — Menſchen! falſche, heuchleriſche Krokodilbrut! Ihre Augen ſind Waſſer! Ihre Herzen ſind Erz! ꝛc. iſt vortrefflich, fürchterlich ſchön. Shakeſpeare läßt ſeinen Lear nicht rührender, nicht fürchterlicher raſen. Die erſte Scene des zweiten Akts iſt herrlich, und Franzens Ueberredung Hermann's ein Meiſterſtück der Kunſt." Auch Moor's Reue über das Unglück der durch ihn angezündeten Stadt, und ſeine Worte in der zweiten Scene des dritten Akts: Seht, es iſt alles hinausgezogen, ſich im Strahl des Frühlings zu ſonnen ꝛc. erhalten großes Lob.

„Roſinsky's Anwerbung iſt Epiſode, die mit dem Stück in gar keiner Verbindung ſteht, aber um Karl's willen mir ſo reizend, daß ich ganze Bände dafür hingebe. Die Scene von Moor's Zuſammenkunft mit Amalien iſt hinreißend ſchön. Das Räuberlied in der fünften Scene des vierten Akts und ein Theil ihrer Unterhal-

*) Seinen Bruder Karl zu ermorden, Akt IV. Scene 3.

tung hätte wohl wegbleiben können. Aber der darauf folgende Monolog Moor's: „Glaubt ihr, ich werde zittern? Geister meiner Erwürgten, ich werde nicht zittern! ꝛc. iſt ſicher ſo ſchön, wo nicht ſchöner noch, als Hamlet's berühmter Monolog von Sein und Nichtſein. Doch ich müßte beinahe das ganze Stück ausſchreiben, wenn ich alle vortrefflichen Stellen anmerken wollte. Die Scene, wo Moor ſeinen Vater entdeckt, und Rache ſchwört, iſt furchterlich. Im fünften Akt gefällt mir bei Franzens Verzweiflung ſein Traum nicht, denn ich glaube kein Drama, ſondern einige Capitel aus der Offenbarung Johannis zu leſen; völlig derſelbe Ton. Paſtor Moſer iſt auch eine überflüſſige Perſon, denn ſein Beſuch bewirkt nichts. Er bringt nicht die mindeſte Veränderung hervor: was ſoll er alſo? Seine Unterhaltung ſelbſt giebt uns keinen ſonderlichen Begriff von ihm, da er weder den Menſchenkenner, noch den Menſchenfreund, noch den Philoſophen, ſondern den im gewöhnlichen Alltagston donnernden Geſetzprediger macht. Amaliens Ermordung ſcheint mir zu ruhig vollzogen zu werden, und das Ende der ganzen Scene ſollte wohl überhaupt mehr zuſammengedrängt und kürzer abgebrochen werden, um den Leſer nicht vor dem Ende ſchon erkalten zu laſſen."

„Ich bin weitläuftig geweſen, aber ich glaube, eine ſo ſeltene Erſcheinung, im dramatiſchen Fach verdient es. Ein Verfaſſer, deſſen erſtes Produkt*) ſich ſchon ſo ſehr

*) Hiernach ſcheint der Recenſent, der ſich — e. unterzeichnet hat, über die Perſon des Dichters nicht im Dunkeln geweſen zu ſein. In der Erfurtiſchen gelehrten Zeitung vom 22. Oct. 1781 findet ſich die Notiz: das Schauſpiel die Räuber habe „den Regimentsdoktor Schiller zu Stuttgart" zum Verfaſſer.

auszeichnet, muß, wenn er aufmerksam auf sich ist und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benutzt, mit Riesenschritten zur Vollkommenheit fortschreiten, und das Publikum zu großen Erwartungen berechtigen. Nur wünschte ich noch, daß er, bei dem Studio Shakespeare's, weniger den Götz, als Lessing's Werke studiren möchte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporen bedarf."

Während Schiller einen so wohlmeinenden und doch ernsthaften Kritiker fand, machten die Räuber allmälig glänzende Fortschritte. Der Hofkammerrath Schwan in Mannheim war, als er die ersten sieben Aushängebogen des Stücks von Schiller erhalten, damit voll Enthusiasmus zum Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg gelaufen, und hatte sie ihm „brühwarm" vorgelesen. Dalberg war ein vielseitig gebildeter, erfahrener und thätiger Mann. Als Geheimrath und Vicepräsident der Hofkammer, gewann er noch Muße, sich der Wissenschaften und Künste lebhaft anzunehmen. So lange die deutsche Gesellschaft in Mannheim blühte, führte er deren Vorsitz, und mit ganz besonderer Liebe pflegte er das dortige Theater, ja er schrieb selbst mehrere Stücke für dasselbe. Im Sommer 1778 übersiedelte der pfalz baierische Hof von Mannheim nach München. Die Hofschauspieler, das Ballet und die Musik mußten ihm folgen. Aber der Kurfürst setzte eine jährliche Summe aus, damit die Mannheimer Bühne auch ferner Unterstützung habe, und befahl, eine neue Gesellschaft dorthin zu berufen. Dies Geschäft übertrug er an Dalberg, welcher einstweilen die Seyler'sche Truppe aus Mainz kommen ließ, die bis zum August 1779 dort Vorstellungen gab. Im Herbst wurde

dann das neue Mannheimer Nationaltheater eröffnet, deſſen Mitglieder aus verſchiedenen Geſellſchaften erwählt worden waren. Iffland, Beck, Beil und andere berühmte Künſtler befanden ſich darunter; der Freiherr v. Dalberg leitete das Ganze als oberſter Dirigent.

Feiner Geſchmack, vollendete Bühnenkenntniß und reger Eifer für die Sache können ihm nicht beſtritten werden, aber dabei war er herrſchſüchtig im hohen Grade, und Widerſpruch verletzte ihn. Zwar bildete er aus den geiſtvollſten Schauſpielern einen Theaterausſchuß, in deſſen Sitzungen nicht nur Straffachen und Bühnenangelegenheiten verhandelt wurden, ſondern wo die Mitglieder auch neue Dramen zur Begutachtung empfingen. Außerdem ſtellte Dalberg ihnen Preisfragen, welche ſich auf das Theater, auf die darſtellende Kunſt und auf's Publikum bezogen; wer in einem Jahre die meiſten und vorzüglichen Beantwortungen lieferte, erhielt eine Medaille zum Lohn. Dieſer Ausſchuß war jedoch kein Parlament, höchſtens ein Senat, denn Dalberg verlieh ihm nur eine berathende Stimme, und wenn das Urtheil nicht nach ſeinem Geſchmack ausfiel, ſo that er, was ihm behagte. Dennoch wirkte die Einrichtung anregend und belebend auf die Schauſpieler; ſie fühlten ſich zum Nachdenken über ihren Beruf gedrängt, und da alles ſchriftlich in's Protokoll niedergelegt wurde, nahmen ſie bei Löſung der Fragen ihre beſten Kräfte zuſammen.

Dies waren die Verhältniſſe der Mannheimer Nationalbühne, als Dalberg Schiller's Räuber zu Geſicht bekam. Dem ſcharfſinnigen Manne konnte der Werth des Stückes und das ſeltene Genie des Dichters nicht entgehen. Er ſchrieb dem Letztern einen ſchmeichelhaften Brief, und er

munterte ihn, das Werk bühnengerecht zu machen; die Mannheimer Theaterdirection sei bereit, das Trauerspiel dann aufführen zu lassen und die neue Bearbeitung selbst in Verlag zu nehmen. Hierauf antwortete Schiller, der an Horen und Petersen so unschickliche Zettel schrieb, mit diplomatischer Höflichkeit und Bescheidenheit: er habe schon seit mehrern Jahren das Glück, Seine Excellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und der Glanz des Mannheimer Theaters habe schon damals seine Aufmerksamkeit gefesselt. Auch sei es ihm, seit er den dramatischen Genius in sich fühle, ein Lieblingsgedanke gewesen, sich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, niederzulassen. Jetzt, von dem Vorschlag Dalberg's mit angenehmen Aussichten erfüllt, rege sich der Wunsch doppelt in ihm, das dortige Theater gründlich zu studiren, um daraus einen Gewinn zu schöpfen, den ihm die Stuttgarter Bühne, welche noch ganz im Zustand der Minderjährigkeit sei, unmöglich bieten könne. Leider werde er durch ökonomische Verhältnisse verhindert, solche Reisen zu unternehmen, obgleich er noch einige fruchtbare Ideen für das Mannheimer Theater habe, und sie Seiner Excellenz gern communiciren möchte.

Nach dieser Zeit empfing Schiller am 11. August, einen herzlichen Brief von Schwan, worin ihm dieser gute Rathschläge gab. Er solle sich mit niemand, als unmittelbar mit Dalberg einlassen; derselbe sei gewiß ein braver, rechtschaffener Herr, doch seiner Umgebung dürfe man nicht trauen. Schwan hatte das Stück im Monat Juli auch beim Reichshofrath v. Berberich*)

*) Geboren zu Frankfurt am Main, den 1. Januar 1784.

in deſſen Landhauſe zu Tiefurt, vorgeleſen, und die ganze Geſellſchaft wünſchte, daſſelbe aufgeführt zu ſehen. Verberich war Intendant der fürſtlich Turn- und Taxiſchen Bühne in Regensburg, deren Direktor Scherf ſich alſo an's Werk machte, das Trauerſpiel theatraliſch einzurichten. Als ihm Schwan jedoch mittheilte, Schiller werde wohl ſelbſt eine veränderte Ausgabe für dieſen Zweck liefern, da ließ Scherf ſeine Arbeit einſtweilen ruhen, um zu erwarten, wie weit er von der Meinung des Verfaſſers entfernt geblieben.

Am 17. Auguſt meldete Schiller dem Freiherrn von Dalberg: er habe nun ernſthaft über die Bühneneinrichtung des Stückes nachgedacht, und hoffe, die ganze Ueberarbeitung in vierzehn Tagen zu vollenden. So raſch ging es aber doch nicht, denn mancherlei Zwiſchenfälle hinderten den Dichter, das mühſam, anſtrengende Werk der Theatraliſirung ungeſtört fortzuſetzen. Es brach im Regiment Augé eine Nervepidemie aus, und Schiller durfte das Lager kaum verlaſſen. Außerdem hatte er ſich die Sache anfangs leichter vorgeſtellt, als ſie wirklich war. Bald mußte er Fehlern abhelfen, die tief in den Grundlagen des Stückes wurzelten; bald ſollte er den Grenzen der Bühne, dem Eigenſinn und Unverſtand des Publikums wohlgelungene Züge aufopfern. Oft gab eine Veränderung einzelner Farbenſtriche dem ganzen Charakter, deſſen Handlungen und den daraus entſpringenden Folgen eine andere Richtung. So war es z. B. bei Hermann. Schiller hatte ja, während er die Räuber dichtete, nicht entfernt an das Theater und deſſen Forderungen gedacht. Daher kam es, daß Franz als „raſenmirender Böſewicht“ angelegt wurde, was den Leſer wohl befriedigen kann, was aber den Zu-

ſchauer, der keine Philoſophie, ſondern Handlung verlangt, ermüden und verdrießen mußte.

Schiller war alſo genöthigt, dieſen Grundriß umzuwerfen, ohne die Oekonomie des Trauerſpiels zu erſchüttern. Er hatte manche Scenen vollſtändig neu zu ſchaffen, und als dieſe endlich fertig vor ihm lagen, ſprach er offen aus: ſie ſchienen ihm das ganze Stück werth. Dazu gehörten Hermann's Gegenintriguen, welche Franzen's Plan untergraben, und die Scene zwiſchen beiden, welche im erſten Entwurf ſehr unglücklich vergeſſen war. Hierauf hatte ihn beſonders der Erfurter Recenſent aufmerkſam gemacht, obwohl derſelbe den Ausgang jener Unterhandlung anders erwartete. Hermann's Zuſammentreffen mit Amalien im Garten wurde um einen Akt zurückgeſetzt *), und Schiller's Freunde meinten: er hätte dazu keinen beſſern Akt und keine beſſere Zeit wählen können, als einige Augenblicke vor Karls Scene mit dem Mädchen. Auch Franz war nun der Menſchheit etwas näher gerückt, aber freilich auf ſeltſamen Wegen. Einen Auftritt, wie ſeine Verurtheilung im fünften Akt hatte man bisher noch auf keinem Schauplatz erlebt, eben ſo wenig, wie Amalien's Hinopferung durch ihren Geliebten. Die Kataſtrophe des Stückes ſchien übrigens dem Verfaſſer deſſen Krone zu ſein. Moor ſpielt ſeine Rolle ganz aus, und Schiller war überzeugt, daß man ihn nicht in dem Moment vergeſſen würde, wo der Vorhang des Theaters fiel.

Kaum hatte der Dichter die Felſenlaſt von ſeiner Bruſt gewälzt, ſo ſchickte er das fertige Manuſcript an

*) Zruber Akt III. Sc. 2., dann Akt IV., erſter Auftritt.

Petersen, und schrieb ihm dabei am 21. September: „Ich erwarte von Dir keine schaale und superficielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, sondern eine eigentliche Zergliederung, nach dramatischer Behandlung, Verwickelung, Entwickelung, Charakteren, Dialog, Interesse u. s. f., und ich habe Dir deswegen auch das Stück communicirt, damit ich Deine Anmerkungen nutzen könne. Darum hoff ich, wirst Du thörichte Schmeicheleien bei Seite legen. Längstens bis Samstag mußt Du mir's wieder zurückschicken, und da ich weiß, daß Du nicht occupirt bist, so hoffe ich das von Dir fordern zu können. — Wenn die Recension unter sechs Bogen ist, so muß ich schon das Maul krümmen. Aber je größer sie ist, desto begieriger bin ich, und desto vergnügter machst Du mich, Deinen herzlichen Freund." *)

Am 6. October konnte Schiller das Manuscript an Dalberg absenden, das er mit den Worten begleitete: „Hier erscheint endlich der verlorene Sohn, oder die umgeschmolzenen Räuber. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes, und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen, ein neues Stück, ja selbst ein Musterstück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit noch einmal unterziehen." Hierauf ging Schiller an eine Darlegung der umgeformten Theile wozu er schriftliche, mündliche und gedruckte Recensionen benutzt hatte. Man habe mehr von ihm gefor-

*) Schiller's Werke in Einem Bande, S. 1301, setzen diesen Brief vor den oben (S. 242) mitgetheilten. Alle Biographen folgten diesem Irrthum, obwohl man schon aus dem Datum vom 21. September sehen kann, daß derselbe sich auf die Prüfungsbearbeitung bezieht, während der erste Brief dem ursprünglichen Entwurf der Räuber galt.

dert, äußerte er, als irgend zu leisten war, denn nur der Verfasser eines Dramas fühle bei solchen Verbesserungen das Unübersteigliche der Hindernisse. Im Ganzen war er mit dem Erfolg seiner Bemühungen zufrieden, und erklärte, dem Theater müsse die Macht zustehen, wenn das Stück zu umfangreich sein sollte, Einzelnes abzukürzen, wodurch der allgemeine Eindruck nicht gefährdet würde. Aber dawider protestirte er höflich, daß beim Druck irgend etwas wegbliebe, denn nichts hatte er ohne Grund im Manuscripte stehen lassen, und so weit ging seine Nachgiebigkeit gegen die Bühne keineswegs, daß er Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Schauspieler verstümmeln lassen wollte.

Wir werden uns nun zuvörderst mit den Abweichungen der neuen Bearbeitung vertraut machen müssen, da sie ein gutes Stück Schiller'scher Jugendpoesie enthält. Außerdem beruhte ja der ganze Bühnenerfolg des Stückes auf dieser Umschmelzung, und man vermißt sie nur ungern in Schiller's Werken.

Nachdem Franz Moor, im Beginn des zweiten Aktes, den Hermann zur Vollführung seiner furchtbaren Pläne angeworben hat, bleibt er bei dessen Abgang auf der Bühne zurück, und hält folgenden Monolog:

Franz (ihm nachrufend.) Was du thust, das thust du dir — (Folgt ihm mit den Augen bis an's Ende der Bühne, und bricht dann in ein weinerlich Lachen aus.) Ganz Eifer! ganz Wille! Wie bereitwillig der übertölpelte Thor jetzt über die Linien des braven Mannes hinwegvoltigirt, ein Gut zu erhaschen, dessen Unmöglichkeit ausfindig zu machen, nichts weiter braucht, als nur nicht wahnwitzig zu sein. — — (Aergerlich.) Nein, es ist un-

verzeihlich! dieser hier ist selbst ein Schurke, und doch traut er dem ehrlichen Gesicht eines andern. Sorglos lebt er hin, einen redlichen Mann zu betrügen, und wird es nachher in Ewigkeit nicht vergeben, daß man ihn hat betrügen können. — Ist das der gepriesene Unterkauf der Schöpfung? So vergieb mir, mütterliche Natur, daß ich mit dir um sein Ebenbild zankte, und hilf mir auch gutigst noch von dem wenigen Ueberrest. — Meine Achtung hast du verloren, Mensch, und mit dieser auch das einzige erhebende Bewußtsein, daß sich jemandes Busen an dir verständigen könne. (Er geht ab.)

Sämmtliche Gesänge fehlen in der Theaterbearbeitung; der Pater, welcher die Räuber bewegen will, ihren Hauptmann auszuliefern, ist in eine Magistratsperson verwandelt, und der Pfarrer Moser kommt nicht darin vor.

Nachdem Karl im vierten Akte mit Amalia die Familienbilder betrachtet hat, hält er einen größern und bedeutendern Monolog, als der frühere war:

K. Moor (allein.) Sie liebt mich, sie liebt mich! Verrätherisch rollten die Thränen von ihren Wangen! Sie liebt mich. — Ist das der Ort, wo ich an ihrem Halse in Wonne schwamm? Sind das die väterlichen Säle? — Die goldenen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden. — Hier solltest du wandeln, dereinst ein großer — stattlicher — gepriesener Mann — hier dem Tugendleben in Amalien aufblühenden Andern zum zweitenmale leben — hier der Abgott deines Volks. — Aber der böse Feind schmellte dazu! (Heftig.) Warum bin ich hieher gekommen? daß mir's gehe wie dem Gefangenen, den der klirrende Eisenring aus Träumen der Freiheit aufjagt? Nein! Ich geh' in mein Elend zurück.

— Der Gefangene hat das Licht vergessen, aber der Traum der Freiheit fuhr über ihn, wie ein Blitz in die Nacht, der sie finsterer zurücklässt. — Lebe wohl, theures Vaterhaus! Einst sahst du den Knaben Karl — und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe. — Jetzt sahst du den Mann — und er war in Verzweiflung. (Er kehrt schnell nach dem äußersten Ende der Bühne, wo er plötzlich stille steht, mit Wehmuth.) Sie nimmer sehen? — Kein Lebewohl mehr — keinen Kuß auf ihre süßen Lippen? — Nein! Leben muß ich sie noch — umarmen muß ich sie — es soll mich zermalmen! — Den Giftrunk dieser Wollust muß ich noch in mich schlürfen, und dann fort — so weit mich ein Segel führt, und — Verzweiflung! (Er geht ab.)

In der Mitte des vierten Aktes folgt die oben erwähnte neue Scene zwischen Franz Moor und Hermann, welche durchaus psychologisch gedacht und sehr dramatisch ausgeführt ist:

Franz. Ha! Willkommen mein Kurpfuscher, meiner Kunste rüstiges Werkzeug!

Hermann (kurz und störrig.) Ihr ließt mich holen, Graf.

Franz. Daß du das Siegel drückest auf dein Meisterstück —

Hermann (in den Bart.) Wirklich?

Franz. Den letzten Pinselstrich an's Gemälde.

Hermann. Potz!

Franz (stutzt.) Soll ich etwa den Wagen vorfahren lassen? Wollen wir's auf der Spazierfahrt in's Reine bringen?

Hermann (trotzig.) Ohne Umstände, wenn's euch

gefällig ist. — Zu dem, was wir heute miteinander ins Reine bringen werden, mag wohl dieser Quadratschuh Raumes hinreichen. Allenfalls könnt' ich ein paar Worte herausschicken, eurer Lunge für die Zukunft zu schonen.

Franz (zurückgezogen.) Hm! — und was wäre dieses?

Hermann (höhnisch.) „Du sollst Amalien haben — haben von meiner Hand. —"

Franz (erstaunt.) Hermann!

Hermann (wie oben, immer den Rücken gegen Franz kehrend.) „Amalia ist ein Spiel meines Willens — da kannst du leicht denken — kurz! alles geht nach Wunsch —" (Bricht in ein wüthendes Lachen aus — darauf trotzig zu Franz.) Was habt ihr mir zu sagen, Graf Moor?

Franz (ausweichend.) Nichts hier — ich schickte nach Hermann.

Hermann. Ohne Zeitverlust! — Warum ward ich hieher gezwungen? — Wieder der Narr zu sein, wie vor dem, und dem Diebe beim Einbrechen die Leiter zu halten? Mich zu eurem Bärenhäuter zu verdingen um einen Schilling? Oder war es nicht so?

Franz (besonnen.) Ja recht! — Daß wir die Hauptsache nicht verplaudern — mein Diener wird dir schon gesteckt haben — ich wollte dich nur über die Aussteuer hören.

Hermann. Ich glaube, ihr foppt mich — oder schlimmer — schlimmer sag' ich, wenn's nicht gefoppt ist. — Moor, nehmt euch in Acht — macht mich nicht rasend Moor. Wir sind allein; hab' ich doch ohnehin noch einen ehrlichen Namen mit euch wett zu spielen. Trauet dem Teufel nicht, den ihr selbst warbet.

Franz (mit Ehre.) Gilt diese Begegniß deinem gnädigen gebietenden Herrn? — Zittre, Sklave!

Hermann (mit Spott.) Doch wohl nicht gar vor eurer Ungnade? — Eure Ungnade dem, der mit sich selbst grollt? Pfui, Meer! Schon verabscheu' ich den Schurken in euch; macht nicht, daß ich auch noch den Becken belache. Ich kann Gräber sprengen, und Tote auferstehen heißen — wer ist nun Sklave?

Franz (sehr geschmeidig.) Freund! sei vernünftig und nicht treulos.

Hermann. Schweigt! Hier ist der Fluch die beste Vernunft, und Aberwitz hieß hier die Treue. Treue! Wem? Treue dem ewigen Lügner? — O meine Zähne werden klappern um diese Treue, wenn eine kleine Treue von Untreue damals mich zum Heiligen gemacht hatte — Doch! Geduld! Die Rache ist pfiffig.

Franz. Ah gut! recht gut, daß ich mich erinnere. Du hast neulich einen Beutel mit hundert Goldgulden in diesem Zimmer verloren. Fast wäre das vergessen worden. Nimm zurück, Kamerad, was dein ist. (Drängt ihm den Beutel auf.)

Hermann (wirft ihm solchen verächtlich vor die Füße.) Den Fluch über die Judasiets Münze! Es ist das Handgeld der Hölle. — Schon einmal dachtet ihr meine Armuth zur Kupplerin meines Herzens zu machen, aber gefehlt, Graf, unendlich gefehlt. — Jener Beutel voll Gold kommt mir trefflich zu statten — gewisse Leute zu verkösten.

Franz (erschrocken.) Hermann! Hermann! Laß mich gewisse Dinge nicht träumen von dir — wenn du mehr thätest, als du solltest — du wärst entsetzlich, Hermann!

Hermann (frohlockend.) Wär' ich? Wär' ich wirklich? Nun denn, zur Nachricht, Graf! (Bedeutend.) Ich mäste eure Schande, und futtere euer Gericht. Einst will

ich's euch auftiſchen zum Schmaus, und die Völker der Erde zur Tafel laden. (Höhniſch.) Ihr verſteht mich doch, mein feuerfarner, gnädiger, gebietender Herr?

Franz (ſpringt auf, außer Faſſung.) Ha! Teufel! falſche Spieler! (Die Faust wider die Stirn.) Und mein Glück zu knüpfen an den Launen eines Schwindelkerls! — das war dumm! (Wirft ſich ſtracklos in einen Seſſel.)

Hermann. Nein, Graf! (indem er ihn auf die Achſel klopfte.) Ausgelernt haben wir noch nicht. — Bei Gott! Du mußt erſt hören, was der Verlierer wagt. — Feuer in's Pulvermagazin, ſagt der Kaper, und hinauf in die Luft — Freund und Feind!

Franz (geht ſchnell nach der Wand und greift nach einer Piſtole.) Hier heißt es Verrätherei: Entſchloſſenheit —

Hermann (zieht eben ſo ſchnell ein Terzerol aus der Taſche, und ſchlägt an.) Gebt euch keine Mühe. Auf den Fall verſieht man ſich bei euch.

Franz (läßt die Piſtole fallen und wirft ſich ſinnlos in einen Seſſel). Doch nur ſo lang keinen Mund, bis — ich mich näher bedacht habe!

Hermann. Bis ihr ein Dutzend Meuter gedungen, mir die Zunge zu lähmen auf lange? Nicht wahr? Aber — (ihm in's Ohr:) das Geheimniß liegt im Papiere, und meine Erben — brechen es auf. (Ab.)

Franz (aufgeſtanden.) Franz! Franz! Was war das? — Wo blieb dein Muth, dein ſonſt ſo fertiger Witz? — Weh! Weh! auch meine Kreaturen verrathen mich. — Die Pfeiler meines Glücks fangen an mürbe zu werden, und herein bricht wüthend der Feind! — Wohl! es gilt einen raſchen Entſchluß! — Wie? wenn ich ſelbſt hinginge — ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? —

Ein verwundeter Mann iſt ein Knabe. — Friſch! ich will's wagen! (Er geht ſtarken Schritts nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in ſchreckhafter Erſchlaffung ſtehen.) Was ſeh' ich? Was ſchleicht dort? — Geſichter, wie ich noch keine ſah — wie groß ſie die Augen rollen! wie ſie die Zähne gegen mich blecken! (Er ſchüttelt ſich ſchaudernd.) — Muth hab' ich gewiß — Muth wie Einer — Wenn mich ein Spiegel verriethe? Oder mein Schatten? Oder der Wind meiner mörderiſchen Bewegung? — Hu! Hu! Schrecken rieſelt in meinen Locken — durch meine Knochen Zermalmung. (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Feig bin ich nicht — allzuweichherzig bin ich — ja, ſo iſt's! Es ſind die Zuckungen der ſterbenden Tugend — ich bewundere ſie. Ein Ungeheuer mußt' ich ſein, wollt' ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder — Nein! Nein! das ſei ferne! — Dieſe Reliquien der Menſchheit in mir will ich in Ehren halten — ich will nicht tödten. Du haſt geſiegt, Natur — auch ich fühle noch etwas, das der Liebe gleicht. — Er lebe! (Ab.)

Dieſer Meineleg, der jetzt beinahe vergeſſen ſcheint, weil er nur in der Theaterausgabe ſteht, war einſt durch Iffland's und Fleck's meiſterhaften Vortrag in ganz Deutſchland bekannt und berühmt. Iffland commentirte ihn in ſeinem „Almanach für's Theater auf 1809", und ließ ſich ebendaſelbſt abbilden, wie er die grauenerregenden Worte ſpricht: „Wer ſchleicht hinter mir? So heißt es nämlich in der gedruckten Ausgabe, während das Manuſcript dafür die Lesart giebt: „Was ſeh' ich? Was ſchleicht dort?"

Nun folgt Amalia's Selbſtgeſpräch im Garten, und

Hermann erſcheint, um ihr zu verkünden, daß der Oheim und der Geliebte, die ſie betrauert, noch am Leben ſind (ſ. o. S. 20) Hermann entfernt ſich, und Karl Moor kommt durch den Vorgang.

Amalia (die wie verſteinert geſtanden, fährt halb raſend auf.) Karl lebt! (Sie will ihm nachſtürzen, und ſtößt — auf den Räuber.)

K. Moor. Wohin ſo ſtürmiſch, mein Fräulein?

Amalia. Mord unter mir, Erde! — Tiefer!

K. Moor. Ich komm', um Abſchied zu nehmen — doch! Himmel! — Auf welcher Wallung muß ich euch begegnen.

Amalia. Geht, Graf — bleibt — o, wir Glücklichen! Wäret ihr nur jetzt nicht gekommen! Wäret ihr nie gekommen!

K. Moor. Glücklich wäret ihr dann geweſen? — Lebt wohl! (Dreht ſich plötzlich, um zu gehen.)

Amalia (hält ihn auf.) Um Gotteswillen! Bleibt, — das war nicht meine Meinung. (Die Hände ringend.) Gott! und warum war ſie das nicht? — Graf, was that euch das Mädchen, das ihr zur Verbrecherin macht? Was that euch die Liebe, die ihr zerſtört?

K. Moor. Ihr ermordet mich, Fräulein.

Amalia. Mein Herz war ſo rein, ehe meine Augen euch ſahen — o, daß ſie verblindeten dieſe Augen, die mein Herz verunreinet haben.

K. Moor. Mir — mir dieſen Fluch, mein Engel! Eure Augen ſind unſchuldig, wie euer Herz —

Amalia. Ganz ſeine Blicke! — Graf, ich bitt euch — kehret dieſe Blicke von mir, die mein Innerſtes empören. Ihn — ihn ſelbſt heuchelt ſie mir in dieſen

Blicken vor, Phantaſie die Verrätherin. — Geht, kommt in Krokodilgeſtalt wieder, und mir iſt beſſer.

A. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe.) Du lügſt, Mädchen!

Amalia (zärtlicher.) Und ſollteſt du falſch ſein, Graf! Solltest du kurzweilen mit meinem ſchwachen weiblichen Herzen? Doch! wie kann Falſchheit in einem Auge wohnen, das ſeinen Augen aus dem Spiegel gleicht — Ach! und verwünſcht, wenn es ſo wäre! Glücklich, wenn ich dich haſſen mußte! — Wehe mir, wenn ich dich nicht lieben könnte!

A. Moor (preßt ihre Hand wüthend an den Mund.)

Amalia. Deine Küſſe brennen wie Feuer.

A. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geht! noch iſt's Zeit! — Rech! Stark iſt die Liebe des Mannes — leuchte mir vor mit deinem Muth. — Mann mit der ſtarken Seele!

A. Moor. Dein Zittern entnervet die Starken. Ich wurzle hier (ſein Geſicht an ihren Buſen verbergend.) und hier will ich ſterben.

Amalia (ſehr zerſtört.) Weg — laß mich — was haſt du gemacht, Mann? (Sie kämpft ohnmächtig gegen ſeine Beſturmung.) Gottloſes Feuer ſchleicht in meinen Adern — (Zärtlich und unter Thränen:) Und mußteſt du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu ſtürzen, die dem Tode trotzte? (Sie drückt ihn feſter an die Bruſt.) Gott vergebe dir's Jüngling!

A. Moor (an ihrem Halſe.) Wenn das die Trennung der Seele vom Körper iſt, ſo iſt das Sterben das Meiſterſtück des Lebens.

Amalia (in Wehmuth ſchwärmend.) Hier, wo du

jetzt stehest, stand er tausendmal, und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergaß. — Hier durchhuschte sein Auge die um ihn prangende Natur! [Er schien den großen, belebenden Blick zu empfinden, und sich unter dem Wohlgefallen ihres Künstlers zu verschönen. — Hier hielt er mit himmlischer Musik die Nachtigallen gefangen — hier an diesem Busch pflückte er Rosen, und pflückte die Rosen für mich — hier, hier lag er an meinem Halse — brannte sein Mund auf dem meinen — (A. Moor, seiner nicht mehr mächtig, berührt ihren Mund, und ihre Küsse begegnen sich. Moor hängt stürmisch an ihren Lippen, sie sinkt halb ohnmächtig auf das Kanapee.)] *)
Strafe mich, Karl! mein Eid ist gebrochen!

A. Moor. Irgend eine Hölle muß auf mich lauern! Ich bin so glücklich!

Amalia (hat ihren Ring erblickt, und fährt ungestüm auf.) Was? du noch am Finger der Verbrecherin? Solltest du Zeuge sein, wie Amalia ihrer Eide spottet? — (Sie reißt den Ring vom Finger, und giebt ihn dem Räuber.) Nimm ihn —. nimm ihn — und mit ihm mein Heiligstes — mein Alles — meinen Karl! (Sie stürzt in den Serpa zurück.)

A. Moor (erblaßt.) Du dort oben! war das deine Meinung? — Das ist eben der Ring, den ich ihr selber gab zum Pfande meiner Liebe — Fahr in die Hölle, Liebe! Ich hab' meinen Ring wieder.

Amalia (erschrocken.) Gott! was ist dir? Wild rollen deine Augen — bleich wie Schnee deine Lippen! Wehe mir! Rauscht sie so schnell dahin die Wonne des Verbrechens?

*) Die eingeklammerte Stelle fehlt im Theatermanuscript.

R. Moor. Nichts! nichts! (Starr in die Höhe:) Noch bin ich ein Mann! (Er zieht seinen Ring herab, und steckt ihn Amalien an den Finger.) Nimm auch diesen — diesen — und mit ihm mein Heiligstes, mein Alles — meine Amalia!

Amalia (aufgesprungen.) Deine Amalia?

R. Moor (mit Wehmuth.) O, sie war ein so liebes Mädchen, und treu wie ein Engel. Einen Demantring gab sie mir beim Abschied — einen Brillantring ließ ich ihr zurück zum Zeichen des Bundes. Sie hörte, ich sei gestorben, und blieb treu dem Gestorbenen. Sie hörte wieder, ich lebe, und wird treulos dem Lebendigen. Ich fliege in ihre Arme — meine Wollust war wie der Unsterblichen — fühle den Donnerschlag, der mein Herz traf, Amalia! — Meine Brillanten giebt sie mir wieder. Ich geb' ihr den Demant.

Amalia (starrt verwundernd in den Boden.) Seltsam! furchterlich seltsam!

R. Moor. Wohl furchterlich und seltsam! Gutes Kind, viel — sehr viel hat der Mensch noch zu lernen, eh' er das Wesen über ihm auslernt, das seiner Eide lacht, und weint über seine Plane — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen!

Amalia. Unglücklich — weil sie dich von sich stieß.

R. Moor. Unglücklich — weil sie mich zwiefach umarmt.

Amalia (mit sanftem Schmerz.) O, dann gewiß unglücklich! Das liebe Mädchen! Sie sei meine Schwester! — Aber noch giebt es eine bessere Welt —

R. Moor. Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt. Ewigkeit ist ihr Name. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen!

Amalia (etwas leichtfertig.) Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

R. Moor. Alle — wenn ſie wähnen, einen Engel zu umhalſen, und — einen Todtſchläger in den Armen finden. — Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen!

Amalia (im Ausbruch der ſchmerzlichſten Empfindung.) Ich beweine ſie.

R. Moor (nimmt ihre Hand, und hält ihr den Ring vor die Augen.) Weine über dich ſelber! (Er ſtürzt hinaus.)

Amalia (hat ihren Ring erkannt.) Karl! Karl! O Himmel und Erde! (Ihm nach, fällt ohnmächtig hin.)

Hier endet im Manuſcript die vierte Handlung. Jene Nachtſcenen beim Gefängniß des alten Moor, wo Karl den Vater wiederfindet, und wo er Schweizer beauftragt, ſeinen Bruder Franz herbeizuſchaffen, bilden die fünfte. Was dann im Moor'ſchen Schloſſe vorgeht, die Scenen zwiſchen Franz und Daniel, bis zum Eindringen der Räuber, machen den Inhalt der ſechsten Handlung aus. Statt daß Franz, nach dem erſten Entwurf, ſich mit ſeiner goldnen Hutſchnur erdroſſelt, ſpringt er in die Flammen des brennenden Schloſſes, und Schweizer ſammt den Räubern folgen ihm, um ihn lebendig zu ergreifen.

Nun beginnt im Walde, wo der alte Moor unerkannt ſeufzet und ſinnt, die ſiebente Handlung, und mit ihr die bedeutendſte Umformung des Stückes, welche ſich an Karl's Worte: „Ich dacht' es ſei Vaters Muß!“ anſchließt:

Man hört ein verwirrtes Getöſe, und erblickt den Schein von Fackeln.

R. Moor (ſpringt auf.) Horch! Die Rache ruft!

Zu kommen! (Er wirft einen vollen Blick auf den Alten, und ſchaut grimmiger auf.) Flamme mich in tigriſche Mordſucht, leidendes Lamm; dir will ich ein Opfer bringen, daß die ſchauenden Sterne über mir ſollen dunkel werden, und in Todesſchauer erſtarren ſoll die Natur.

Fackeln ſichtbarer. Der Lärm hörbarer. Wiederholte Piſtolenſchuſſe.

T. a. Moor. Weh, weh! Weß iſt das wilde Getöſe? — Sind's die Handlanger meines Sohnes? Wollen ſie mich vom Thurme ſchleppen zum Blocke?

R. Moor (auf der andern Seite. Die Hände gefaltet, mit Inbrunſt). Höre die Andacht des Mordbrenners, Richter im Himmel! — Mach' ihn unſterblich — raff ihn nicht weg beim erſten Streich! Mach' jeden Herzſtoß zu einem Labſal — jeden Schwertſtoß zu einem Erquicktrunk!

T. a. Moor. Weh! was murmelſt du, Fremdling? — Fürchterlich! fürchterlich!

R. Moor. Ich bete.

Wilde Muſik der Kommenden.

T. a. Moor. O! auch meines Franzen gedenke in deinem Gebet.

R. Moor (mit verbiſſenem Raſen.) Ich gedenke!

T. a. Moor. Aber iſt das der Ton eines Beters? — Hör' auf — hör' auf! Mir ſchaudert vor deiner Andacht.

Schweizer voran. Ein Zug der Räuber. Franz von Moor in der Mitte, Ketten ſchleifend. Grimm, Roſinsky, Hermann.

Schweizer. Triumph, Hauptmann! — Hier iſt der Bube! Meine Ehre iſt gelöſt.

Grimm. Gerissen aus den Flammen seines Schlosses — seine Vasallen geflohen —

Kosinsky. Sein Schloß hinter ihm in Asche — versunken sein Namens Gedächtniß.

Es erfolgt eine grauenvolle Pause auf dem Schauplatz.

M. Moor (tritt langsam hervor. Zu Franz, mit dumpfer, gelassener Stimme:) Kennst du mich?

Franz (steht, den Blick in den Boden gewurzelt; keine Antwort.)

M. Moor (wie oben, indem er ihn zu seinem Vater führt). Kennst du diesen?

Franz (taumelt durchdonnert zurück.) Zermalmt mich, Donner des Himmels! Mein Vater!

L. a. Moor (wendet sich bebend ab.) Weh — Gott vergebe dir — ich vergesse —

M. Moor (fürchterlich streng.) Und mein Fluch hänge sich tausendfundig an diese Bitte, und lähme ihren Flug zum Erhörer! — Kennst du diesen Thurm?

Franz (heftig zu Hermann.) Was, Ungeheuer? Bis zu diesem Thurm verfolgte dein Familienhaß meinen Vater?

Hermann. Brave! Brave! So ist doch kein Teufel so liederlich, seinen Vasallen in der letzten Lüge zu verlassen.

M. Moor. Genug. Diesen Alten führt tiefer in den Wald. Zu dem, was ich jetzt thun werde, bedarf ich keiner Vatertränen.

Sie führen den Alten, der wie betäubt ist, vom Schauplatz ab.

M. Moor. Näher, Banditen! (Sie formiren einen halben Kreis um die beiden, und hängen schauernd über

ihren Flinten.) Nun keinen Laut weiter — ſo wahr ich Vergebung der Sünden hoffe! dem Erſten, der nur die Zunge rührt, eh' ich's befehle, kracht dieſe gezogene Piſtole. — Stille!

Franz (zu Hermann, im Ausbruch der äußerſten Wuth.) Ha, Schandbube! daß ich nicht all mein Gift in dieſem Schaum auf dein Angeſicht geifern kann! — O, es iſt bitter! (Weinend in die Ketten beißend.)

M. Moor (in majeſtätiſcher Stellung). Ein Bevollmächtigter des Weltgerichts, ſteh' ich da — einen Rechtshandel will ich ſchlichten, den kein Meiner ſchlichtet — Sünder ſitzen zu Gerichte — ich der größeſte obenan! Dolche ſeien die Looſe — wer neben dieſem nicht rein ſteht wie ein Heiliger, trete ab vom Gerichte und zerbreche ſeinen Dolch. Laßt fallen! (Die Räuber werfen alle ihre Dolche unzerbrochen auf die Erde. Zu Franz:) Sei ſtolz! du haſt heute Miſſethäter zu Engeln gemacht! — Noch einen Dolch vermißt ihr? (Er zieht den ſeinigen. Pauſe.) Seine Mutter war auch meine Mutter — (Zu Schweizer und Roſinsky:) Richtet ihr! — (Er zerbricht ſeinen Dolch.)

Franz (ſpringt Karln in die Arme). Rette mich von den Klauen der Mordbrenner! Rette mich, Bruder!

M. Moor (ſehr ernſt.) Du haſt mich zu ihrem Fürſten gemacht! — (Franz ſtürzt erſchrocken zurück.) Wirſt du mich noch bitten? (Tritt edel zu ihm und mit Schmerz.) Sohn meines Vaters, du haſt mir meinen Himmel geſtohlen; dieſe Sünde ſei von dir genommen. Ich vergebe dir, Bruder! — (Er umarmt ihn.) Fahr' in die Hölle, Rabenſohn! (Eilt ab.)

Schweizer. Bin ich doch grau geworden in Auf-

tritten des Jammers, und ſoll nun zum Bettler verarmen an dieſem? — Frevelte er nicht an dieſem Thurme? Richten wir nicht an dieſem Thurme? Dort verfaul' er lebendig. — Hinunter mit ihm!

Alle Räuber (beiſtimmend, mit Getöſe auf Franz zu ſtürmend.) Hinunter! hinunter! (Franz wird zum Thurme geſchleppt und hinabgeſtoßen. Die Räuber gehen zurück.)

K. Moor (kommt nachdenkend zurück.) Es iſt vollbracht! Lenker der Dinge, habe Dank! Es iſt vollendet! (Er verweilt über einen großen Gedanken.) Wenn dieſer Thurm wäre das Ziel geweſen, zu dem du mich führteſt auf blutvollen Wegen? — Wenn ich darum das Haupt der Sünder bin worden? Ewige Vorſicht! hier ſchaudre ich — und bete an! — Wohl, ich vertraue dir, und mach Feierabend am Ziele — in ſeiner ſchönſten Schlacht fällt der Sieger ſo ſchön — in dieſem Abendroth will ich erlöſchen! Laßt mir den Vater kommen! (Einige Räuber bringen den alten Moor geführt.)

D. a. Moor. Wohin wollt ihr mit mir? Wo iſt mein Sohn?

K. Moor (mit Würde und Gelaſſenheit ihm entgegen.) Planet und Sandkorn haben ihren gemeſſenen Platz in der Schöpfung — auch dem Sohn hat den ſeinen. Sei ruhig, und ſetz' dich nieder.

D. a. Moor (bricht in Thränen aus). Kein Kind mehr? Kein Kind mehr?

K. Moor. Sei ruhig, und ſetz' dich nieder.

D. a. Moor. O, der gutherzigen Barbaren! Aus dem Thurm reißen ſie einen ſterbenden Greiſen, ihn zu grüßen: deine Kinder ſind geſchlachtet! O, ich bitte euch, vollendet eure Barmherzigkeit, und ſtoßt mich wieder hinunter!

R. Moor (ergreift seine Hand mit Heftigkeit und hält sie mit Wärme gen Himmel.) Lästre nicht, alter Mann! Lästre den Gott nicht, vor dem ich heute freudig bete. Schlimmere, als du bist, haben ihn heute von Angesicht zu Angesicht gesehen.

D. a. Moor (scharf.) Und würgen gelernt!

R. Moor. Sechzigjähriger! kein solch Wort mehr. (Sanfter und mit Schmerz.) Wenn seine Gottheit selbst die Sünder erwärmt, sollen die Heiligen sie zurückstoßen? Und wo würdest du Worte finden, ihm Abbitte zu thun, wenn er dir heute einen Sohn getauft hätte?

D. a. Moor (bitter.) Tauft man heute mit Blut?

R. Moor (stutzend.) Wie sagst du? Redet denn auch Verzweiflung die Wahrheit? — Ja, alter Mann, auch mit Blut kann die Vorsicht taufen — mit Blut hat sie dir heute getauft — ihre Wege sind seltsam und fürchterlich — aber Freudenthränen am Ziele.

D. a. Moor. Wo werd' ich sie weinen?

R. Moor (der ihm in die Arme stürzt.) Am Herzen deines Karls! (Große Pause.)

D. a. Moor (aufstehend, über ihn). Nimm mein Leben zum Dankopfer, o Himmel! Auch ich kann noch glücklich sein — ich verzweifelte an deinem Strahle, und bin nun ein Greis worden in Wollust. — (Im Ausbruch der höchsten Freude.) Mein Karl lebt!

R. Moor. Dein Karl lebt! — Dir vorausgeschickt zum Retter, zum Richter! — (Auf den Thurm zeigend.) So lohnte dir dein begünstigter Sohn! — (Er drückt ihn mit Wärme an die Brust.) So rächet sich dein verlorener Sohn! (Etliche Räuber kommen zurück.)

Grimm. Volk im Wald! Stimmen!

R. Moor (fährt auf.) Ruft die Andern! — (Mit ſich ſelber.) Es iſt Zeit mein Herz — den Wolluſtbecher vom Mund, eh' er vergiftet.

D. a. Moor. Sind dieſe Männer deine Freunde? Faſt fürchte ich ihre Blicke.

R. Moor. Alles, mein Vater! — dieſes frage mich nicht.

Amalia mit fliegenden Haaren. Die ganze Bande folgt ihr, und ſammelt ſich im Hintergrunde.

Amalia. Die Todten, ſchreit man, ſeien auferſtanden auf ſeine Stimme — mein Oheim lebendig — aus dieſem Thurme — Karl! — Oheim, wo find' ich ſie?

R. Moor (zurückbebend.) Wer bringt dies Bild vor meine Augen?

D. a. Moor (faßt ſich zitternd auf.) Amalia! Meine Nichte! Amalia!

Amalia (ſtürzt dem Alten in die Arme.) Dich wieder, mein Vater! Und meinen Karl, und — Alles!

D. a. Moor. Mein Karl lebt — du — ich — lebt Alles! Alles! Mein Karl lebt!

R. Moor (raſend zu der Bande.) Brecht auf, Brüder! Der Erzfeind hat mich verrathen.

Amalia (entſpringt dem Vater und eilt auf den Räuber zu, und umſchlingt ihn entzückt.) Ich hab' ihn! O ihr Sterne — ich hab' ihn!

R. Moor. Reißt ſie von meinem Halſe! Tödtet ſie! tödtet ihn! mich! alles! Die ganze Welt gehe zu Grunde!

Amalia. Bräutigam! Bräutigam! Du raſeſt! Ha! vor Entzückung! Warum bin ich auch ſo fühllos? mitten im Wonnewirbel ſo kalt?

D. a. Moor. Kommt Kinder! Deine Hand, Karl!

— deine, Amalia! — o ich hoffte nie, daß mir vor dem Grabe die Wolluſt würde! — Ich will ſie zuſammenfügen auf ewig.

Amalia. Ewig ſein! Ewig! Ewig mein! O ihr Mächte des Himmels! entlaſtet mich dieſer tödlichen Wolluſt, daß ich nicht unter dem Centner vergehe!

M. Moor (losgeriſſen von Amalia.) Weg! Weg! Unglückſeligſte der Bräute! — Schau ſelbſt! frage ſelbſt! höre! — Unglückſeligſter der Väter, laß mich immer, ewig davonrennen!

Amalia. Wohin? Was? Liebe! Ewigkeit! Wonne! Unendlichkeit! Und du flieheſt?

D. a. Moor. Mein Sohn flieht? Mein Sohn flieht?

M. Moor. Zu ſpät! Vergebens! — Dein Fluch, Vater! — frage mich nichts mehr — ich bin — ich habe — dein Fluch — dein vermeinter Fluch — (Gefaßter.) So vergeb' denn, Amalia! Stirb, Vater! ſtirb durch mich zum zweitenmal! Dieſe deine Retter ſind Räuber und Mörder! Dein Sohn iſt — ihr Hauptmann!

D. a. Moor. Gott, meine Kinder! (Er ſtirbt.)

[Von hier an verläuft die Scene faſt ganz nach der urſprünglichen Faſſung, bis zu der Stelle, wo Amalia die Räuber bittet, ſie zu tödten, und in die Worte ausbricht: „Euer Meiſter iſt ein feigherziger Prahler.“ Als nun wirklich einige von der Bande auf ſie zielen, tritt der Hauptmann dazwiſchen:]

M. Moor (außer Faſſung.) Zurück, Harpyen! Wag' es Einer, in mein Heiligthum zu brechen! Sie iſt mein! — (Indem er Amalia mit ſtarken Armen umfaßt.) Und nun ziehe an ihr der Himmel, die Hölle an

mir — die Liebe über den Eiden! (Er hebt sie hoch auf, und schwingt sie in dieser Gruppe umherschroden gegen die ganze Bande.) Was die Natur an einander schmiedet — wer wird es scheiden?

Grimm, Razmann (schlagen an.) Wir!

K. Moor (bitter lachend.) Ohnmächtige! (Er läßt Amalia halb entseelt auf den Stein nieder.) Blick' auf, meine Verlobte! Priesterſegen wird uns nicht vereinen, aber ich weiß etwas beſſeres. — Schaut dieſe Schönheit, ihr Männer — (zärtlich traurig.) ſchmelzt ſie Banditen nicht? — Schaut mich an, Banditen, jung bin ich, und liebe — hier werd' ich geliebt — angebetet. Bis an's Thor des Paradieſes bin ich gekommen — (Weich und bittend.) ſollten mich meine Brüder zurückſchleudern?

Die Räuber (ſtimmen ein Gelächter an.)

K. Moor (entſchloſſen.) Genug! Bis hieher, Natur! Jetzt fängt der Mann an! — Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (Ihnen entgegen, mit unbeſchreiblicher Hoheit.) euer Hauptmann! — Mit dem Schwert wollt ihr mit eurem Hauptmann rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme.) Streckt die Gewehre! Euer Herr ſpricht mit euch!

Die Räuber (werfen erſchrocken ihre Waffen zur Erde!)

K. Moor. Seht, nun ſeid ihr nichts mehr, als Kinder, und ich bin frei. Frei muß Moor ſein, wenn er groß ſein will. Um ein Elyſium der Liebe iſt mir dieſer Triumph nicht feil.*) (Er zieht den Degen.) Nennt es

*) Von hier an, bis über Amalien's Tod hinweg, kann ich nur die Theaterausgabe benutzen, weil das Manuſcript eine Abweichung enthält, die von Dalberg herrührt, und mit der wir uns ſpäter noch bekannt machen werden.

nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt, Größe zu nennen. Der Witz der Verzweiflung überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit. — Thaten, wie dieſe, überlegt man, wenn ſie gethan ſind — ich will hernach davon reden! (Er ſtürzt auf Amalien zu, und wirft ſie mit einem Degenſtoß nieder.)

Die Räuber (klatſchen lärmend in die Hände). Brave! brave! Das heißt ſeine Ehre löſen wie ein Räuberfürſt! Bravo!

A. Moor (ſtellt ſich vor Amalien und bewacht ſie mit ausgeſtrecktem Degen). Nun iſt ſie mein! — Mein! — Oder die Ewigkeit iſt die Grille eines Dummkopfs geweſen. Eingeſegnet mit dem Schwert, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes: Verhängniß (Von ihr weg mit ſtolzen Schritten.) Noch manchen Tanz mag die Erde um die Sonne thun, eh' ſie eine zweite That wie dieſe erſchwingt. (Zärtlich zu Amalien.) Und er muß ſüß geweſen ſein der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (ſterbend im Blut.) Süße. (Sie ſtreckt ihre Hand aus, und ſtirbt.)

A. Moor (zu der Bande mit Majeſtät.) Nun, ihr erbärmlichen Geſellen? Nicht wahr, ſo hoch ſchwindelte eure Schurken-Forderung nie? — Ein Leben habt ihr mir geopfert, — ein Leben, das ſchon verfallen war — ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande — Ich hab' euch einen Engel geſchlachtet! (Wirft den Degen mit Verachtung unter ſie.) Banditen! wir ſind quitt! — Ueber dieſer Leiche liegt meine Handſchrift zerriſſen! — Euch ſchenk' ich die eurige.

Die Räuber (drängen ſich zu.) Deine Leibeigenen wieder bis in den Tod!

R. Moor. Nein! nein! nein! Gewiß ſind wir fertig! Leiſe flüſtert mein Genius: „Geh' nicht weiter, Moor! Hier iſt der Markſtein des Menſchen — und der Deine.“ — Nehmt ihn zurücke dieſen Buſch! (Wirft ſeinen Federbuſch auf die Erde.) Wer Luſt hat, Hauptmann zu ſein nach mir, mag ihn aufheben. (Lautes Murren.)

Grimm. Ha! Muthloſer! Wo ſind deine hochfliegenden Plane? Sind's Seifenblaſen geweſen, die beim Todesröcheln eines Weibes zerplatzen?

R. Moor (mit Würde.) Unterſucht nicht, wo Moor handelt, das iſt mein letzter Befehl! — Kommt! ſchließt einen Kreis um mich, und vernehmet das Teſtament eures ſterbenden Hauptmanns. — Ihr ſeid treu an mir gehangen — treu ohne Beiſpiel — hätt euch die Tugend ſo feſt verbrüdert als die Sünde — ihr wäret Helden geworden, und die Menſchheit ſpräch' euren Namen mit Wonne. (Er heftet einen verweilenden Blick auf die Bande.) Große Kräfte! herrliche Keime! Und die guten Geiſter weinen über ihren Trümmern! Geht hin! opfert ihre Reſte dem Staat. Dienet einem Könige, der für die Rechte der Menſchheit ſtreitet — mit dieſem Segen ſeid entlaſſen! (Zu Schweizer und Roſinsky.) Ihr bleibt!

Die Räuber (gehen langſam und bewegt von der Bühne.)

R. Moor. Gieb mir deine Rechte, Roſinsky; Schweizer, deine Linke. (Er nimmt ihre Hände und ſteht zwiſchen beiden; zu Roſinsky.) Du biſt noch rein, junger Mann — unter den Unreinen der einzige Reine. (Zu Schweizer.)

Tief hab' ich dieſe Hand getaucht in Blut — ich bin's der es gethan hat — mit dieſem Händedruck nehm' ich zurück, was mein iſt. Schweizer, du biſt rein! (Er hebt ihre Hände mit Inbrunſt gegen den Himmel.) Vater im Himmel! hier geb' ich ſie dir wieder — ſie werden wärmer an dir hangen, als deine niemals Gefallenen. —

Schweizer, Roſinsky (fallen ſich von beiden Seiten herüber um den Hals.)

M. Moor. Jetzt nicht — nur jetzt nicht, meine Lieben. Schonet meines Muthes in dieſer richtenden Stunde. — Theilt mein Vermögen unter euch, Kinder, werdet gute Bürger, und wenn ihr gegen Zehn, die ich zu Grunde richtete, nur Einen glücklich macht, ſo iſt meine Seele gerettet. Geht! kein Lebewohl — dort ſehen wir uns wieder — oder auch nicht wieder — fort! ſchnell! eh' ich weich werde.

Schweizer und Roſinsky (gehen beide mit verhüllten Geſichtern ab.)

M. Moor. Auch ich bin ein guter Bürger — erfüll' ich nicht das entſetzliche Geſetz, ehr' ich es nicht, räch' ich es nicht? Es iſt beſchloſſen! — Ich erinnere mich, einen armen Schelm geſprochen zu haben, als ich herüberkam, der im Tagelohn arbeitet, und eilf lebendige Kinder hat — man hat tauſend Goldgulden geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert — dem Mann kann geholfen werden. Er führe mich vor die Richter — ein Glücklicher mehr. (Sonnenuntergang.) Ich ſterbe groß durch eine ſolche That — und vielleicht Verzeihung vom Himmel durch dieſe That!

— Ich habe ſämmtliche Auszüge nach dem Mannheimer Theatermanuſcript gegeben, weil daſſelbe bisher

nie gedruckt worden ist. Was am Schluß noch auf die Worte folgt: „dem Mann kann geholfen werden", muß von Dalberg angehängt sein, denn Schiller selbst konnte Karl's mannhaften Entschluß unmöglich durch solchen Nachsatz entkräften. Der bühnenkundige Freiherr suchte überhaupt auf die neue Form des Stückes mannigfach einzuwirken. Er wünschte, daß Karl die Amalia nicht erstechen, sondern erschießen möge, und dem Dichter gefiel sein Vorschlag, weshalb er mit Vergnügen darin willigte. Der Effect müsse erstaunlich sein, meinte er, auch kam es ihm „räubermäßig" vor. Kaum hatte Dalberg diesen Sieg errungen, so gab er den ersten Plan wieder auf, und forderte, Amalia solle sich selbst ermorden. Dagegen legte Schiller indeß feierliche Verwahrung ein, und schrieb am 12. December: „Glauben mir E. E., es war dies derjenige Theil meines Schauspiels, der mich am meisten Anstrengung und Ueberlegung gekostet hat, davon das Resultat kein anderes war, als dieses, daß Moor seine Amalia ermorden muß, und daß dieses eine positive Schönheit seines Charakters ist, der einerseits den feurigsten Liebhaber, andererseits den Banditen-Führer mit dem lebhaftesten Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieser Rolle in keinem Briefe erschöpfen. Uebrigens sind die wenigen Worte, deren E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. Ich würde stolz darauf sein, sie gemacht zu haben."

Hier schmeichelt unser Dichter ein wenig stark, denn die von Dalberg eingeschobene Katastrophe, welche indeß nicht zur Aufführung kam*), lautet im Manuscript:

*) Württemb. Repertorium, I. 134 u. 139.

R. Moor. [„Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will. Um ein Elysium der Liebe ist mir dieser Triumph nicht feil.“] Um ein Weib brech' ich den Schwur nicht, den ich euch so feierlich that — hier, bringt sie fort!

Die Bande (will Amalien fortschleppen.)

Schweizer (mitten unter sie.) Wag' es keiner, unsers Hauptmanns Geliebte zu berühren! Wir wollen sie alle zurückgeleiten, da wo sie hingebracht sein will. (Zu Amalia.) Weib! wo sollen wir dich hingeleiten?

Amalia. Zur Ewigkeit! — (Sie entreißt einem Räuber den Dolch, und ermordet sich.)

Schweizer. Grimm. Sie hat sich ermordet!

R. Moor (geht starr auf sie zu, bleibt eine Weile stehen, dann ergreift er ihre Hand.) Amalia!

Amalia (streckt die Hand nach ihm aus.) Folge mir bald nach! (Sie stirbt.)

R. Moor. Fahre hin, Engelsseele! — fahre hin zum Himmel, wohin Moor dir nicht folgen darf. [„(Zu der Bande, mit Majestät.) Nun ihr erbärmlichen Gesellen, seht her — seht! Nicht wahr, so hoch schwindelte eure Schurkenforderung nie.“ ꝛc.]

Dies matte Einschiebsel nimmt sich, in dem glühenden Gemälde, wie ein Flick vom grauen Sacktuch auf einem farbenstrahlenden persischen Teppich aus.

Schiller zeigte sich in allem, was die Darstellung betraf, ungemein fügsam, nur verlangte er entschieden, Schwan solle das Stück genau nach seiner eigenen Fassung drucken. Der letztere hatte nun den Verlag übernommen, und bei ihm erschien, kurz nach der Aufführung, eine Ausgabe unter folgendem Titel: „Die Räuber ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne

verbeſſerte Auflage. Mannheim, in der Schwanſchen Buchhandlung 1782 (166 Seiten.)" — In dieſe Bearbeitung hat der Dichter, trotz ſeines Proteſtirens, eine Veränderung eindringen laſſen, gegen die er ſich anfangs mit wahrem Entſetzen ſträubte.

Dalberg fragte zuerſt nur bei ihm an, wie er ſich die Kleidung des Räubers Moor denke. Schiller erwiederte: in der Natur ſei das Koſtüm freilich eine Kleinigkeit, doch niemals auf der Bühne. Moor's Geſchmack werde nicht ſchwer zu treffen ſein; er müſſe auf dem Hut einen Federbuſch tragen, weil es im Stücke ſo vorkommt, wo er ſein Amt niederlegt; dann könne man ihm auch einen Stock dazu geben. Seine Kleidung müſſe immer „edel ohne Zierung, nachläſſig ohne leichtſinnig" ſein. — Nun rückte Dalberg mit dem Anſchlag hervor, die Zeit der Handlung aus der Gegenwart in's Mittelalter zu verlegen. Eine ſolche tiefgreifende Abänderung wünſchte Schiller durchaus nicht, und er ſagte im Briefe vom 3. November: alle Charaktere wären ſo aufgeklärt, ſo modern angelegt, daß ſein Stück geradehin untergehen würde, wenn es plötzlich aus der ihm eigenthümlich angehörenden Zeit herausgeriſſen werden ſollte.

Dalberg ließ ſich indeß nicht ſo leicht abweiſen. Er überwies die Beantwortung der ſchwebenden Frage dem Theaterausſchuß, und am 17. November gaben Iffland, Beck, Beil, der Regiſſeur Meyer und der Dekorateur Kirchhöfer folgende Erklärung zu Protokoll*): „Ferner halten wir uns für verpflichtet, Ew. Excellenz zu benach-

*) Dieſelbe wird hier zum erſten Male aus dem Archiv des Mannheimer Theaters mitgetheilt.

richtigen, daß in Betracht der Räuber die allgemeine Stimme wider das altdeutſche Koſtüm ſich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieſes Stück im Ganzen machen wird, ſchwer zu beſtimmen iſt, ſollten wir, im Fall einer nicht ganz erwünſchten Wirkung, uns wohl nicht dem Vorwurf ausſetzen, das veränderte Koſtüm habe die Wirkung gemindert. Die Aufführung der Agnes Bernauerin machte allerdings im Geſchmack des Mannheimer Publikums Epoche, ſo wie es überall Aufſehen macht, daß die Mannheimer Bühne im Stande iſt, dergleichen Stücke mit einem außerordentlichen Grade von Güte zu geben. Aber ſollten wir nicht eben dieſes Aufs wegen, die Räuber in ihrem Koſtüm laſſen? Wir wollen nicht erwähnen, wie ſchwer es halten wird, die Charakteriſtik der Räuber in deren altdeutſchen Kleidern auszudrücken; allen jenen Kleidern, wenn ſie auch mit noch ſo viel Geſchmack angeordnet ſind, würde man es anſehen, daß ſie neu ſind gemacht worden. Wir erwarten hierüber die Befehle Ew. Excellenz."

Dalberg machte hierzu die Randbemerkung: „Mag die allgemeine Stimme ſagen, was ſie will; das Urtheil des Publikums über Stücke kann nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke erſt vorgeſtellt ſind. Hier iſt es ſchiefes Vorurtheil einiger, mit Schauſpielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können nach allen Begriffen vom Theater-Effekt, nicht anders als mit idealiſchem Anſtrich und älterm Koſtüm gegeben werden. Denn wo iſt nur der geringſte Grad von Wahrſcheinlichkeit, daß in unſern jetzigen politiſchen Umſtänden und Staaten-Verfaſſung ſich eine ſolche Begebenheit zutragen könne? Dies Stück in unſerer Tracht wird Fabel und unwahr." Zu der Stelle, wo von der Schwierigkeit die Rede iſt,

die Charakteristik der Räuber in den altdeutschen Kleidern auszudrücken, schrieb er ganz lakonisch: „Für das romantisch Passende wird gesorgt werden.“

Schiller empfing jetzt von dem Freiherrn die Mittheilung, daß über diese Angelegenheit fest beschlossen sei, und er antwortete am 12. December: „Gleich anfangs gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurücksetzung der Geschichte meines Stücks in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts — die ganze, dadurch wohlerrungene neue Anlage des Schauspiels für unendlich besser als die Meinige halte, und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauspiel verlieren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bey unserer abgeschliffenen Polizey und Bestimmtheit der Gesetze, eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schooß der Gesetze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen konnte — allerdings ist dieser Vorwurf gegründet und ich wüßte nichts dagegen zu sagen, als die Freyheit der Dichtkunst: die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen. Diese Entschuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dieses zugebe (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu), was wird folgen? — Gewiß nichts anderes, als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bey der Geburt bekommen, einen eigentlichen angebohrenen Fehler, den die Hand der feinsten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, in's Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen

verflochten iſt, und nicht ohne Deſtruction des Ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Perſonen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog iſt gar nicht derſelbe. Die Simplizität, die uns der Verfaßer des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charaktere ſogar, ſind aus dem Schooß unſerer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianiſchen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzſtich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten ſchöne Huſarenſtiefel, und der König Agamemnon führte ein paar Piſtolen in ſeinem Halfter. Ich bezing ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten auszuweichen.

II. Meine ganze Epiſode mit Amaliens Liebe ſpielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abſcheulichen Contraſt. Amalia mußte ſchlechterdings in ein Ritterfräulein umgeſchmelzen werden, und Sie ſehen von ſelbſten, dieſer Charakter, dieſe Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrſcht, iſt in das ganze Gemälde des Räubers Moors, ja in das ganze Stück ſo tief und allgemein hinein kolorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen muß, um es auszulöſchen. So verhält es ſich auch mit dem ganzen Charakter Franzens, dieſem ſyſtematiſchen Böſewicht, dieſem metaphyſiſch-ſpitzfindiſchen Schurken. Ich glaube mit einem Wort ſagen zu können, dieſe Verſetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größeſten Glanz und die höchſte Vollkommen-

heit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen E. E. dem Vater diese eifrige Fürsprache für sein Kind. Es sind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauspielen anfangen was es will, der Autor muß sichs gefallen laßen, und ein Glück ist es für den Verfaßer der Räuber, daß er in die besten Hände gefallen ist. Dieses einzige werd' ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme."

Schiller war, wie wir sehen, wirklich gereizt, doch Dalberg entwickelte ihm: die aristotelische Philosophie und der sophistische Geist, welche in jenem Jahrhundert ein Halbdunkel über die Welt ausbreiteten, mußten wohl einen Charakter wie Franz Moor erzeugen können. Wenn auch die Gründe des Freiherrn eigentlich nur Scheingründe waren, so erklärte Schiller dennoch, er sei dadurch so scharfsinnig nach Haus geschickt worden, daß er nun schweigen und abwarten wolle. Dalberg's Theatererfahrung bewährte sich glänzend, denn die Trojaner in Husarenstiefel machten Epoche beim Publikum. Diesem Erfolg beugte der Dichter sich, und ließ die Zeitveränderung auch beim Druck der Bühnenausgabe stehen.

Es wurde dazu kein großer Apparat von Motivirung verbraucht. Spiegelberg verkündet im ersten Akt: der Landfriede sei in Deutschland ausgerufen, wodurch sich also das Jahr 1795 feststellen würde. — Das Theatermanuscript giebt die betreffende Stelle, wahrscheinlich nach Dalberg's Umarbeitung, ziemlich ausgeführt. Wir finden

Karl Moor im ersten Akt als Gast einer Weinstube, und Spiegelberg tritt ein.

Spiegelberg. Was hast du, Moor? — Siehst du doch heute so finster aus den Augen, als säße dir der lebendige Teufel drin? Ich dachte, du wärest heute mit Schweizern, Grimm, Rollern, Schusterlen und den übrigen Gesellen auf den Zug gegen des Grafen Steinberg's Schloß geritten?

Karl. Ich wollte nicht, weil ich heute Briefe von meinem Vater erwarte — Briefe, wovon mein ganzes künftiges Schicksal abhängt.

Spiegelberg. Weißt du was Neues? — Unser Kaiser hat so eben durch den Reichstag zu Worms, wo das Fürsten-Gesindel versammelt ist, einen ewigen Landfrieden für Deutschland verkünden lassen; das Faustrecht ist abgeschafft, alle Fehden sind bei Todesstrafe verboten worden.

Karl. Und das hätte der tapfere Kaiser Maximilian gethan? — Nein, das haben die Pfaffen und Memmen erfunden! Maximilian, der von seiner Jugend an gewohnt ist, die steilesten Felsen bei seinen Gemsen-Jagden hinan zu klettern? — er, der gewohnt ist, mit dem Schwert in der Faust, selbst zu fechten? — er — — nein, so was kommt nicht von ihm!

Spiegelberg. Und dabei sollen alle Streithändel zwischen Männern künftig am Kammergericht eingeklagt, abgethan — auch mehrere hohe Schulen errichtet werden.

Karl (wirft sein Schwert hastig auf den Tisch.) So mögen denn Memmen und Schurken Schwerter tragen, da sie Männern unbrauchbar gemacht sind! — [„Nein, ich mag nicht daran denken! — Ich soll meinen Leib

pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren im Gesetze!“ ꝛc.]

— Später wurde diese Dalberg'sche Einschaltung im Manuscript überklebt, und dafür Schiller's eigene Abänderung der Scene aufgenommen:

Spiegelberg (mit Briefen.) Pest! Pest! Ein Streich auf den andern! Vermaledeit! Weißt du Moor, weißt du?! — Man müßte rasend werden.

Moor. Was denn wieder?

Spiegelberg. Du fragst? Lies — lies selbst! — Niedergelegt ist unsere Wirthschaft — Friede in Deutschland — der Teufel hole die Pfaffen!

Moor. Friede in Deutschland?

Spiegelberg. Es ist zum Aufhängen — und das Faustrecht abgeschafft für immer. — Alle Fehden bei Todesstrafe verboten. Mord und Tod! — Krepier' Moor! — Federn werden kritzeln, wo sonst Schwerter durchhauten.

Moor (wirft sein Schwert weg.) So mögen denn Memmen und Schurken das Regiment führen, und Männer ihre Schwerter zerbrechen. Friede in Deutschland — geh' — diese Zeitung hat dich auf ewig schwarz gebrandmarkt. Friede in Deutschland! Fluch über den Frieden, der zum Schneckengange verdirbt, was Adlerflug gewerden wäre! — — Ach, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte. — Stelle mich vor ein Heer Kerle wie ich, und aus Deutschland — aus Deutschland — doch nein! nein! Es soll herunter! seine Stunde ist gekommen. — Kein freier Adlerschlag in Barbarossa's Enkel mehr übrig. — Ich will's Fechten verlernen in meinen väterlichen Hainen.“

Im zweiten Akt, wo Hermann dem alten Moor er-

zählt, sein Sohn Karl sei mit dem Heer Friedrichs II. nach Böhmen gezogen und in der Schlacht bei Prag gefallen, sagte derselbe nun: „Fünf Monate darauf brach der leidige Krieg zwischen Polen und den Türken wieder aus, und da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, zog ihn der Hall von König Matthias von Ungarn siegreicher Trommel nach Pesth.“ Hier ist Matthias Corvinus gemeint, der die Osmanen schlug, und bedeutende Landstriche von ihnen eroberte. Dieser König starb indeß schon 1590, also fünf Jahre früher, ehe zu Worms der Landfrieden ausgesprochen wurde — ein Anachronismus, den Dalberg zu verantworten hat, und den Schiller duldsam in die Bühnenausgabe aufnahm.

Während sich der schwere Streitpunkt allmälig beilegte, empfing unser Dichter durch Schwan die angenehme Nachricht, daß der Hofkammerrath Baron Otto Heinrich von Gemmingen in Mannheim die Räuber vorgelesen habe. Diese Auszeichnung mußte dem Stücke ein gutes Vorurtheil erwecken, denn Gemmingen war in der Literatur ehrenvoll bekannt, und namentlich hatte sein Schauspiel „der deutsche Hausvater“ überall Anklang gefunden. Schiller, um den sich Stuttgart aus der hohen Welt niemand bekümmerte, fühlte sich durch dergleichen Gunst- und Theilnahmsbezeugungen wohlthuend berührt; er sehnte sich, einem Dalberg, einem Gemmingen in's Auge zu blicken, und ihnen zu sagen, wie lieb und theuer ihm „solche Seelen“ wären.

Schwan hatte auch gemeldet, das Stück würde mit der Musik und den unentbehrlichsten Pausen gegen fünf Stunden? spielen. Schiller fand diese Zeit viel zu lang, doch wünschte er nicht, daß jemand anders, als er selbst,

eine abermalige Kürzung des Trauerſpiels vornehmen müße, und er wagte ſich nicht daran, ehe er das Stück auf den Brettern geſehn. Deshalb bat er Dalberg, die Generalprobe möchte zwiſchen dem 20. und 30. December angeſetzt werden. Wenn ihm dann die wichtigſten Reiſekoſten vergütet würden, ſo wollte er nach Mannheim kommen, und dem Ganzen die theatraliſche Rundung geben. Gern bewilligte er Dalberg den beſcheidenen Anſpruch des Dichters, der nun mit freudig erwartungsvollem Herzklopfen der endlichen Darſtellung ſeines Werkes — das ſchon durch Feuer und Waſſer gegangen war — entgegenſah. Am begierigſten war er auf den Räuber Moor, den Beck ſpielen ſollte, von welchem er nur Gutes hörte. Schiller empfand ſehr deutlich, daß eine ſolche Vergegenwärtigung ſeiner geiſtigen Geſtaltung ihm einen größeren Schwung verleihen, daß ſeine ganze dramatiſche Welt dabei aufwachen müſſe.

Dalberg hatte den Einfall, der Aufführung ein kurzes Avertiſſement vorangehen zu laſſen, um dem Publikum die äſthetiſche und ſittliche Berechtigung des Stückes nachzuweiſen. Dem Dichter erſchien dieſer Plan vortrefflich, und er ſchickte ſogleich einen Entwurf dazu nach Mannheim.*) Dalberg erklärte ſich mit demſelben zufrieden, doch änderte er ein paar Kleinigkeiten daran, bevor er ihn auf den Comödienzettel abdrucken ließ.

Faſt drohte noch, als die Räuber ſchon in den Hafen einlaufen ſollten, dem Verfaſſer die ſchmerzliche Nothwendigkeit, deren erſte Darſtellung verſäumen zu müſſen. Dieſelbe ſollte ſo um den 10. Januar ſtattfinden, und an dieſem Tage wurde das Geburtsfeſt der Gräfin von

*) Briefe an Dalberg. Carlsruhe u. Baden 1819. S. 38.

Hohenheim mit aller Solennität in Stuttgart begangen; niemand der eine Militaircharge, oder sonstige Verhältnisse zum Herzog hatte, durfte dabei fortbleiben. Schiller hat deshalb, die Aufführung um etliche Tage zu verschieben, auch über seine Reise das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Er sah sich nämlich gezwungen, den Ausflug im Schatten des Geheimnisses zu unternehmen, da er auf Urlaub nicht rechnen durfte.

Dalberg hatte die Gefälligkeit, Schiller's Wunsch zu erfüllen, und am 13. Januar 1782 klebte an den Straßenecken und Brunnenröhren Mannheims folgender merkwürdiger Theaterzettel:

Sonntags den 13. Jänner 1782

wird

auf der hiesigen National-Bühne

aufgeführet

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen: für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfaßer Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen:

Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchhöfer.
Karl, }	seine Söhne.	Herr Beck.
Franz, }		Herr Iffland.
Amalia, seine Nichte		Mad. Toscani.
Spiegelberg,	. . . . .	Herr Peschel.
Schweizer,	. . . . .	Herr Beil.
Grimm,	Libertiner, nachher Banditen,	Herr Reimschüb.
Schufterle,		Herr Frank.
Roller,		Herr Toscani.
Razmann,	. . . . .	Herr Herter.
Kosinsky,	. . . . .	Herr Beck.

Herrmann, Baſtard eines Edelmanns. . Herr Meyer.
Eine Magiſtratsperſon . . . . . Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener . . . . . Herr Backhaus.
Ein Bedienter. . . . . Herr Epp.
Räuber. Volk.

Das Stück ſpielt in Teutſchland im Jahre, als Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden für Teutſchland ſtiftete.

Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

Der
Verfaßer an das Publikum.

Die Räuber — das Gemählde einer verirrten großen Seele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloſes Feuer und ſchlechte Kameradſchaft verdarben ſein Herz, riſſen ihn von Laſter zu Laſter, bis er zuletzt an der Spize einer Mordbrennerbande ſtand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, groß und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeßert, zurückgeführt zum Fürtrefflichen. — Ein ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haßen, verabſcheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchleriſcher, heimtückiſcher Schleicher — entlarvt und geſprengt in ſeinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzuſchwacher, nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend ſeiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft.

Man wird auch nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewiſſenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweifelung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. — Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſicht und Gerichte brauchen, und den verwortenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.

Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speyer, waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeſtrömt, um das vielberufene Stück von Mannheims trefflichen Künſtlern aufführen zu ſehen. Der kleine Raum des Schauſpielhauſes nöthigte diejenigen, welche keine Loge verlangt hatten, ſchon Mittags ein Uhr ihre Plätze zu ſuchen, und geduldig zu warten, bis endlich um fünf Uhr der Vorhang aufrollen würde*). Nur Schiller ſelbſt hätte ſich beinahe zu ſpät eingefunden. Zwar machte er ſich, nachdem die Gratulation bei der Gräfin Franziska glücklich abgeſtattet war, ſo bald als irgend möglich auf die Reiſe nach Mannheim, und ſein treuer Petersen begleitete ihn dorthin**.) In Schwetzingen wußte ihn aber, trotz der Eile,

*) Streicher, S. 39.

**) Petersen in Darmſtadt berichtete unterm 6. März 1782 an Friedrich Nicolai: „Mein Bruder in Speyer ſchrieb mir vor

ein ſchmuckes Kellnermädchen ſo zu feſſeln, daß die Weiterfahrt über Gebühr verzögert wurde*). Es iſt eine wunderliche Eigenheit des Menſchen, daß der Augenblick, den er lange mit feuriger Sehnſucht herbeigewünſcht hat, wenn derſelbe endlich nahe rückt, ihn mit Beklemmung, beinahe mit Furcht erfüllt. Hörbar klopft das Herz; man möchte den entſcheidenden Moment noch hinausſchieben, man klammert ſich zerſtreuungsſüchtig an das Gleichgültigſte, um nur die kommende Stunde zu vergeſſen. So ging es dem Dichter hier, und wer wollte ſchildern, was in ſeiner Seele wogte und ſtürmte, während er ſcheinbar ruhig mit der Kellnerin von Schwetzingen tändelte.

Kurz vor Anfang des Stückes kam Schiller auf den für ihn reſervirten Platz. Der Vorhang rauſchte empor, das Schauſpiel begann. Die erſten drei Akte machten die Wirkung nicht, welche man erwartet hatte, aber die letzten vier waren ganz geeignet, auch den überſpannteſten Forderungen Genüge zu thun. Hierzu kam, daß vier ausgezeichnete Künſtler, aus Eckhofs Schule ſtammend, der Dichtung ihren belebenden Athem einhauchten. Beck war, was den Ausdruck und die Wärme des Gefühls betraf, ein vorzüglicher Karl Moor; nur ſeine kleine, unterſetzte Figur ſtörte, bis die Zuſchauer, vom flammenden Spiel fortgeriſſen, jede Äußerlichkeit vergaßen. Beil und Beck

ungefähr vier Wochen, der Stuttgarter hatte eine kleine Reiſe nach Mannheim gethan, die Vorſtellung der Räuber (aus der Feder ſeines Freundes, des Herrn Regimentsdoktors Schiller in Stuttgart) zu ſehen, und ſey auch von da auf etliche Stunden zu ihm nach Speyer gekommen." (Aus Reinhard's ungedrucktem Briefwechſel.)

*) Petersen's Nachlaß.

ließen nichts zu wünschen übrig, doch die Krone des Ganzen bildete Iffland als Franz. Er hatte diese Rolle vollständig in sich aufgenommen, und sie blieb stets diejenige, worin er die tiefste, erschütterndste Wirkung hervorbrachte. Damals zählte er erst sechs und zwanzig Jahre; sein Körperbau war noch schmächtig, sein Antlitz blaß und hager. Dennoch zeigte sich Iffland's Darstellungskunst bereits bis in die feinsten Schattirungen vollendet; es wirkte zermalmend auf Alle, die ihn hörten, wenn er seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte, und wenn er — die Lampe in der Hand, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete — am Ende machtlos zusammensank *).

Schiller selbst schilderte den für ihn so bedeutungsvollen Theaterabend, und ließ den Aufsatz, um sein Incognito zu bewahren, als eine Korrespondenz aus Worms ins Wirtembergische Repertorium (I. 165) einrücken, wo er sich N. unterzeichnete. Die interessante Beurtheilung lautet:

„Worms, den 13 Jenner —82.

Vorgestern endlich ging die Vorstellung der Räuber des Hrn. Schillers vor sich. Ich komme so eben von der Reise zurück, und noch warm von dem Eindruck, setze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun erst muß ich erstaunen, welche unübersteiglich scheinende Hindernisse der Hr. Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftischen zu können. Der Hr. Verfasser hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der

*) Strecker, S. 40.

thätige Geiſt Dalbergs beſeelt; für alle übrigen, die ich wenigſtens kenne, bleibt es nach wie vor ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich war's, bey den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwiſchen den Scenen, damit Machiniſten und Schauſpieler Zeit gewönnen; man ſpielte Zwiſchenakte, und ſo entſtanden ſieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Perſonen erſchienen neu gekleidet, zwey herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht. Hr. Danzo hatte auch die Zwiſchenakte neu aufgeſetzt, ſo daß nur die Unkoſten der erſten Vorſtellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewieſen wurde. Das Stück ſpielte ganze vier Stunden, und mich däucht, die Schauſpieler haben ſich noch beeilet.

Doch — Sie werden ungeduldig ſein, vom Erfolge zu hören. Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichſte Wirkung. Hr. Beck als Räuberhauptmann erfüllte ſeine Rolle, ſo weit es dem Schauſpieler möglich war, immer auf der Folter des Affects geſpannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Thurme hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetiſchen Sprache den Mond und die Sterne beſchwören — Sie müßen wiſſen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne geſehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maaßgabe ſeines Laufs ein natürliches ſchreckliches Licht in der Gegend verbreitete — Schade nur, daß Hr. Beck für ſeine Rolle nicht Perſon genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Hr. Iffland, der den Franz vorſtellte, hat mir doch entſcheidend ſein meine Mei-

nung nicht sein) am' vorzüglichsten gefallen. Ihnen gestehe ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatt' ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den letztern Scenen als Meister gezeigt. Noch hör' ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen, laut bejahenden Natur entgegenstund, daß ruchlose Nein sagen, und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. „Ja! Ja! — droben Einer über den Sternen!" — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knien liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten. Wenn nur Hr. Iffland seine Worte nicht so verschlänge, und sich nicht im Deklamiren so überstürzte! Deutschland wird in diesem jungen Manne noch einen Meister finden. Hr. Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Hr. Meyer spielte den Herrmann unverbeßerlich, auch Rosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toscani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toscani spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affectationen und ermüdende, weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.

Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist demohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne

ermüdend und schwer. Ich hatte den Verfaßer dabey gewünscht, er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh seyn. Mir kam es auch vor, es wären zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drey Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indeß Langes und Breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist dies die beste Gewähr für den Geist des Verfaßers. Bald werden wir es gedruckt haben. Hr. Hofkammerrath Schwan, der zur Aufnahme des Stücks sehr viel beygetragen hatte, und ein eifriger Liebhaber davon ist, wird es herausgeben. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc."

Nach beendigter Vorstellung speiste Schiller mit seinem Reisegefährten Petersen in Gesellschaft aller Schauspieler, welche das Stück gespielt hatten. Die Tischgespräche enthielten viel Erfreuliches und Erhebendes, aber auch viel leeres Kunstgeschwätz*). Mit ganz besonderer Artigkeit nahm Schwan den Dichter auf, und übergab demselben sogleich die ihm zugestandene Reisevergütigung. Man wird deren Betrag heutzutage freilich sehr gering finden, doch ein Honorar für Bühnenstücke gehörte damals in Deutschland noch zu den unentdeckten Begriffen, und dem armen Schiller mußte die Summe immerhin von Bedeutung sein. Es sind in den Akten des Mannheimer Theaters darüber folgende Belege enthalten:

„Die Reisekosten, welche dem Verfasser der Räuber „von Stuttgart nach Mannheim bewilliget worden

*) Petersen's Nachlaß.

„sind, und welche Hr. Hofkammerrath Schwan vor„geschossen hat, sind denselben von der Theater-Cassa „zu ersetzen, und in Rechnung zu bringen.

Mannheim, den 26. Jenner 1782.

Frh. v. Dalberg."

„Den Betrag der dem Hrn. Verfaßer der Räuber, „laut der darüber dem Herrn Baron von Dalberg über„lieferten Original-Quittung, bezahlten Vier Caro„lin von der Theatercaße richtig restituirt bekommen.

Mannheim, den 27 Jan. 1782.

C. F. Schwan."

Die Berliner Literatur- und Theater-Zeitung 1782 Nr. VII. brachte nachstehendes Referat aus Mannheim: „Schwerlich hat je ein Stück mehr Wirkung in Deutschland auf dem Theater gemacht, als die Räuber, aber es ist auch noch kein Schauspiel in Mannheim so gut gegeben worden, als dieses, und Sie mögen denken, was Sie wollen, ich zweifle, ob es an einem Orte Deutschlands so gegeben werden kann und wird, als hier. Iffland hat in der Rolle des Franz Wunder gethan, und daß Hr. Boeck den Räuber Moor ganz vortrefflich gemacht, daran werden Sie nicht zweifeln, denn das sind seine Rollen."

Die aristokratische Gesellschaft von Mannheim stimmte nicht in den allgemeinen Beifall, den die Räuber errungen hatten; sie fühlte sich im Gegentheil durch das Stück sehr unangenehm berührt. Wenigstens enthielt das salonduftige Pot-Pourri, welches in französischer Sprache erschien und von der feinen Welt eifrig gelesen wurde, einen sehr mißliebigen Bericht (Vol. II. No. 12 Pag. 368)

über die Aufführung. Der Referent erklärt von vornherein, er ſelbſt kenne das Trauerſpiel nicht, ſondern habe ſeine Notizen einem höchſt geiſtvollen Briefe entnommen. Aber auch der Verfaſſer dieſes Briefes muß die Räuber wohl nie geſehn, oder von der ignoblen deutſchen Sprache keine Sylbe verſtanden haben, denn er erzählt Dinge, die in den Räubern niemals vorkommen, z. B. „On y voit sans émotion, sur la moindre alternation, le fils empoisonner le père, le frère assassiner son frère.“ Übrigens läßt ſich eine ſo ungereimte Auffaſſung leicht erklären. Ohne Zweifel gehörte der Correſpondent zur Nobleſſe von Mannheim, welche, um ihre Abneigung vor dem ſchlechten Stücke darzuthun, gar nicht im Theater erſchienen war. „La Noblesse n'y a point paru.“ Da es alſo nur Bürgerliche geweſen ſein können, die dem neuen Drama zujubelten, ſo that der Deutſch-Franzoſe Unrecht, ihretwegen den Geſchmack der ganzen Stadt Mannheim zu tadeln: „Il est surprenant, qu'une ville si long tems renommée pour la beauté de ses spectacles, ait laissé sitôt corrompre son goût.“ Der Pöbel allein, der auch die Henkersgerüſte umgiebt, hat dem Schauſpiel Beifall gejauchzt: „Comment peut on prendre pour succès le suffrage du peuple?“ Aber ſelbſt der Pöbel, d. h. das Parterre-Publikum, ging nur aus flüchtiger Neugier ins Theater, und ſeine Geduld war bald erſchöpft: „Ce n'est qu'une curiosité passagère, encore quelques représentations de cinq heures, et le parterre fera lui même justice.“ — Ein Kritiker im Pfälziſchen Muſeum 1783, S. 286, nahm ſich des Mannheimer Publikums gegen dieſe Verleumdung an, und ſagte: „Pöbel und Parterre ſind hier nicht einerlei.

Die Einrichtung ist so gemacht, daß Adel, Gelehrte und Bürger im Parterre sowohl, als in den Logen sich vertheilen. Auch giebt der Stand den Grad der Einsicht nicht."

Schiller selbst nahm sich dergleichen Urtheile, aus denen die Beweggründe grell genug hervorsahen, nicht sonderlich zu Herzen. In gehobener Stimmung kehrte er nach Stuttgart zurück, und schrieb am 17. Januar dem Freiherrn von Dalberg einen recht innigen Danksagungsbrief. Sein kurzer Aufenthalt in Mannheim hatte ihn verhindert, mündlich auf die Einzelheiten in der Vorstellung einzugehen, aber das konnte er zuversichtlich aussprechen: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen." Er trug sich mit dem Plan, seine Betrachtungen über die Aufführung der Räuber öffentlich kund zu geben, und nicht nur das Stück, sondern gleichzeitig das herrliche Spiel von Iffland, Beck und Beil zu zergliedern. „Auf diese Abhandlung also" — heißt es in seinem Schreiben — „die nächstens fertig werden und E. E. zugeschickt werden soll, berufe ich mich, und breche ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfasser des Stücks ohnstreitig ein parteiischer und vielleicht allzustrenger Richter bin.

Schiller führte den Vorsatz aus, wenn auch nicht ganz so, wie er ihn anfangs gehegt hatte. Außer jener schon mitgetheilten Recension der Darstellung, ließ er im Würtembergischen Repertorium (I. 134) eine umfassende Kritik des Textes abdrucken, welche dort „R....r" unterschrieben war. Der Dichter beginnt mit dem Ausruf: „Die

Räuber — das einzige Schauspiel, auf wirtembergischen Boden gewachsen!“ und giebt einen Ueberblick der dramatischen Fabel. Dann folgt die Beurtheilung, welche uns eine so besonders innige Einsicht in Schiller's Geisteswerkstatt erlaubt, daß sie dadurch unsere höchste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt:

„Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte. Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen nothwendig einer eben so großen Dosis von Geisteskraft, als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Antheil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen nach der reinsten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth stattfindet, daß sich seine Werke und Schicksale nothwendigerweise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim Ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst alles ausmacht), außerdem daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Minengeflechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen, ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht, außerdem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirenden Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen des Lasters verwickle, und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe, denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.

Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber,

und Einer, der auch Räuber niederwägt, ein ſchleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären ſoll, daß wir um ſo wärmer ſympathiſiren, je weniger wir Gehülfen darin haben; daß wir dem, den die Welt ausſtößt, unſere Thränen in die Wüſte nachtragen; daß wir lieber mit Cruſoe auf der menſchenverlaſſenen Inſel uns einniſten, als im drängenden Gewühle der Welt mitſchwimmen. Dies wenigſtens iſt es, was uns in vorliegendem Stück an die ſo äußerſt unmoraliſchen Gaunerhorden feſtbindet. Eben dieſes eigenthümliche Corps, das ſie der bürgerlichen Geſellſchaft gegenüber formiren, ſeine Beſchränkungen, ſeine Gebrechen, ſeine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen; aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht, meinen wir durch unſern Beitritt, welches zugleich auch unſerem Stolze ſchmeichelt, ihre leichte, unmoraliſche Schaale ſo lang beſchweren zu müſſen, bis ſie waagrecht mit der Gerechtigkeit ſteht. Je entfernteren Zuſammenhang ſie mit der Welt haben, deſto näheren hat unſer Herz mit ihnen. — Ein Menſch, an den ſich die ganze Welt knüpft, der ſich wiederum an die ganze Welt klammert, iſt ein Fremdling für unſer Herz. — Wir lieben das Ausſchließende in der Liebe und überall.

Der Dichter führte uns alſo in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unſere Aufmerkſamkeit weilet. Wir haben eine ſo ziemlich vollſtändige Oekonomie der ungeheuerſten Menſchenverirrung, ſelbſt ihre Quellen ſind aufgedeckt, ihre Reſſorts angegeben, ihre Cataſtrophe iſt entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der ſittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinſelſtriche Menſchlichkeit und Erhabenheit hineingebracht

hätte. Wir ſind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimaſſen des Laſters herauszuleſen, als eben denſelben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern; eine Roſe in der ſandigen Wüſte entzückt mehr, als deren ein ganzer Hain in den heſperiſchen Gärten. Bey Verbrechern, denen das Geſetz, als Idealen moraliſcher Häßlichkeit, die Menſchheit abgerißen hat, erheben wir auch ſchon einen geringeren Grad von Bosheit zur Tugend, ſowie wir im Gegentheil all unſern Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, alles in dem Kreis unſerer Sympathie zu verſammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor, und Engel herunter. Noch einen zweiten Kunſtgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen ſchleichenden entgegenſetzte, der ſeine ſcheußlichern Verbrechen mit günſtigerm Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf dieſe Art legen wir, nach unſerer ſtrengen Gerechtigkeitsliebe, mehr Schuld in die Schaale des Begünſtigten, und vermindern ſie in der Schaale des Beſtraften. Der erſte iſt um ſo viel ſchwärzer, als er glücklicher, der zweyte um ſo viel beſſer, als er unglücklicher iſt. Endlich hat der Verfaßer, vermittelſt einer einzigen Erfindung, den fürchterlichen Verbrecher mit tauſend Fäden an unſer Herz geknüpft. — Der Mordbrenner liebt, und wird wieder geliebt.

Räuber Moor iſt nicht Dieb, aber Mörder. Nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich nicht irre, dankt dieſer ſeltene Menſch ſeine Grundzüge dem Plutarch und Cervantes(*), die durch den eigenen Geiſt des Dich-

(*) Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote.

ters nach Shakeſpeariſcher Manier, in einem neuen, wahren und harmoniſchen Charakter unter ſich amalgamirt ſind. In der Vorrede zum erſten Plan iſt der Hauptriß von dieſem Charakter entworfen. Die gräßlichſten ſeiner Verbrechen ſind weniger die Wirkung bösartiger Leidenſchaften, als des zerrütteten Syſtems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preisgiebt, umfaßt er ſeinen Roller mit ungeheurem Enthuſiasmus; weil er ſein Mädchen zu feurig liebt, als ſie verlaßen zu können, ermordet er ſie; weil er zu edel denkt, als ein Sclave der Leute zu ſein, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenſchaft iſt ihm fremd; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einem Univerſalhaß gegen das ganze Menſchengeſchlecht aus. „Neue und fein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß ſie den Tod aus allen Quellen ſaufen.“ Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laſter und Elend zu haben, ſagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß dieſen ſchrecklichen Bund! — Lern' erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinſpringſt. — Folge mir! mir! und mach' dich eilig hinweg.“ Eben dieſe Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth und eine erſtaunenswerthe Gegenwart des Geiſtes. Man erblicke ihn, umzingelt in den böhmiſchen Wäldern, wie er aus der Verzweiflung ſeiner Wenigen eine Armee wirbt — den großen Mann vollendet ein unerſättlicher Durſt nach Verbeßerung, und eine raſtloſe Thätigkeit des Geiſts. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüſte fordert ſich zu ſammeln, und eine Ewigkeit ſie zu entwickeln! — Das Aug' wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn ſchon lange der Vor-

hang gefallen iſt; er ging auf wie ein Meteor, und ſchwinder wie eine ſinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken, dergleichen Franz, der jüngere Moor, iſt, auf die Bühne zu bringen — oder beßer (der Verfaßer geſteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenſtand der bildenden Kunſt zu machen, heißt mehr gewagt, als das Anſehn Shakeſpeare's, des größten Menſchenmalers, der einen Jago und Richard erſchuf, entſchuldigen; mehr gewagt, als die unglückſeligſte Plaſtik der Natur verantworten kann. Wahr iſt es — ſo gewiß die letztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendſte Phantaſie des Karrikaturiſten hinter ſich läßt; ſo gewiß ſie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreuſten Kopiſten nicht ſelten in den Vorwurf der Uebertreibung verfallen: ſo wenig wird ſie jedennoch dieſe Idee unſers Dichters mit einem einzigen Beyſpiel zu rechtfertigen wißen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tauſendjährigen Vorbereitung, ſo unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich dies auch zugeben könnte, ſündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre erſten Geſetze, der dieſes Monſtrum der ſich ſelbſt beflekenden Natur in eine Jünglingsſeele verlegt? Noch einmal zugegeben, es ſei ſo möglich; wird nicht ein ſolcher Menſch erſt tauſend krumme Labyrinthe der Selbſtverſchlimmerung durchkriechen, tauſend Pflichten verletzen müßen, um ſie gering ſchätzen zu lernen — tauſend Rührungen der zum Vollkommenen ſtrebenden Natur verfälſchen müſſen, um ſie belachen zu können? — Mit einem Wort, wird er nicht erſt alle Auswege verſuchen, alle Verirrungen erſchöpfen müßen, um dieſes abſcheuliche non plus ultra

mühſam zu erklettern? Die moraliſchen Veränderungen kennen ebenſowenig einen Sprung als die phyſiſchen; auch ich liebe die Natur meiner Gattung zu ſehr, als daß ich nicht lieber zehnmal den Dichter verdamme, eh' ich ihr eine ſolche krebsartige Verderbniß zumuthe. Mögen noch ſo viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: „Der Menſch neigt ſich urſprünglich zum Verderblichen!“ ich glaub' es nicht, ich denke vielmehr überzeugt zu ſeyn, daß der Zuſtand des moraliſchen Uebels im Gemüth eines Menſchen ein ſchlechterdings gewaltſamer Zuſtand ſei, welchen zu erreichen zuvörderſt das Gleichgewicht der ganzen geiſtigen Organiſation (wenn ich ſo ſagen darf) aufgehoben ſein muß, ſowie das ganze Syſtem der thieriſchen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durcheinander geworfen ſein müßen, eh' die Natur einem Fieber oder Convulſionen Raum giebt. Unſerm Jüngling, aufgewachſen im Kreis einer friedlichen, ſchuldloſen Familie — woher kam ihm eine ſo herzverderbliche Philoſophie? Der Dichter läßt uns dieſe Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all den abſcheulichen Grundſätzen und Werken keinen hinreichenden Grund, als das armſelige Bedürfniß des Künſtlers, der, um ſein Gemälde auszuſtaffiren, die ganze menſchliche Natur in der Perſon eines Teufels, der ihre Bildung uſurpirt, an den Pranger geſtellt hat.

Es ſind nicht ſowohl gerade die Werke, die uns an dieſem grundloſen Menſchen empören — es iſt auch nicht die abſcheuliche Philoſophie — es iſt vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn dieſe zu jenen beſtimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausſchweifende Bonmots über Moralität und Religion —

unſer inneres Gefühl empört ſich dabei, aber wir glauben noch immer unter Menſchen zu ſein, ſo lang wir uns überreden können, daß das Herz niemals ſo grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf ſich nimmt. Wiederum liefert uns die Geſchichte Subjecte, die unſern Franz an unmenſchlichen Thaten weit hinter ſich laßen(*), und doch ſchüttelt uns dieſer Charakter ſo ſehr. Man kann ſagen: dort wißen wir nur die Fakta, unſere Phantaſie hat Raum, ſolche Triebfedern dazu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien, wohl nicht entſchuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter ſelbſt die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt; unſere Phantaſie wird durch hiſtoriſche Fakta gefeſſelt, wir entſetzen uns über die gräßlichen Sophismen, aber noch ſcheinen ſie uns zu leicht und zu luftig zu ſein, als daß ſie zu wirklichen Verbrechen — darf ich ſagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkoſten ſeiner dramatiſchen Schilderei, tauſend Mordthaten zu geloben, tauſend Menſchen in Gedanken zu vernichten iſt leicht, aber es iſt eine herkuliſche Arbeit, einen einzigen Todtſchlag wirklich zu begehen. Franz ſagt uns in einem Monologe einen wichtigen Grund: „Verflucht ſei die Thorheit unſerer Ammen und Wärterinnen, die unſere Phantaſie mit ſchrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Straf-

(*) Man erzählt von einem Spitzbuben in unſern Gegenden, der mit Gefahr ſeines Lebens Perſonen, die er nicht einmal kannte, auf die abſcheulichſte Weiſe maſſakrirte. — Wiederum von einem andern, der, ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarſchaft an ſich lockte und verzehrte.

gerichten in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſere kühnſte Entſchloſſenheit ſperren.“ Aber wer weiß es nicht, daß eben dieſe Spuren der erſten Erziehung in uns unvertilgbar ſind? In der neuen Auflage des Stücks hat ſich der Dichter gebeſſert. Der Böſewicht hat ſeinen Helfershelfer verloren, und iſt gezwungen, ſeine eigenen Hände zu brauchen. — „Wie? wenn ich ſelbſt hinginge, und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? Ein verwundeter Mann iſt ein Knabe — friſch! ich will's wagen! — Wer ſchleicht hinter mir? Geſichter, wie ich noch keine ſah! — ſchneidende Triller! — durch meine Knochen Zermalmung! — Nein, ich will's nicht thun!“ Der gröſſeſte Weichling kann Tyrann und Mörder ſein, aber er wird ſeinen Bravo an der Seite haben, und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft iſt dies Feigheit, aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menſchheit mit unter?

Dann ſind auch die Raiſonnements, mit denen er ſein Laſterſyſtem aufzuſtutzen verſteht, das Reſultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die ſie vorausſetzen, hätten ihn nothwendig veredeln ſollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Muſen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag' und kein Ende! Sonſt iſt dieſer Charakter, ſo ſehr er mit der menſchlichen Natur mißſtimmt, ganz übereinſtimmend mit ſich ſelbſt; der Dichter hat alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menſchen überhüpft hatte; dieſer Charakter iſt ein

eigenes Universum, das ich gern jenseits der sublunarischen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartiert wissen möchte; seine untreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken und schmiegt sich in alle Formen; beim Vater hört man ihn beten, schwärmen neben dem Mädchen, und neben dem Handlanger lästern. Kriechend, wo er zu bitten hat; Tyrann, wo er befehlen kann. Verständig genug, die Bosheit eines andern zu verachten; nie so gerecht, sie bei sich selbst zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindsamen Helden. Vollgepfropft von schweren entsetzlichen Geheimnißen, daß er selbst seinen Wahnwitz für einen Verräther hält: (Nachdem er aus einer Raserei, die sich in Ohnmacht verlor, zu sich selbst gebracht ward.) „Was hab ich gesagt? Merke nicht drauf, ich hab' eine Lüge gesagt, es sei was es wolle." Endlich in der unglücklichen Katastrophe seiner Intrigue, wo er menschlich leidet? — Wie sehr bestätigt dies die allgemeine Erfahrung wieder! — wir rücken ihm näher, sobald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an, uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen: Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihn, und über eben das, was wir so beißgrimmig auf ihn herabwünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben; er versuchte durch einen Pinselstrich, ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm diesen Degen. Hurtig! Stoß mir ihn rücklings durch den Leib, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott aus mir." Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele!

Es findet ſich in der ganzen Tragödie nur ein Frauenzimmer; man erwartet alſo billig im Charakter dieſer Einzigen gewißermaßen die Repräſentantin ihres ganzen Geſchlechts. Wenigſtens wird die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers und Leſers um ſo unverwandter auf ihr haften, je einſamer ſie im Kreiſe der Männer und Abenteurer ſteht, wenigſtens wird man von den wilden, ſtürmiſchen Empfindungen, worin uns die Räuberſcenen herumwerfen, in ihrer ſanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen laſſen, und hat uns um das Natürliche gebracht. Räuber war einmal die Parole des Stücks; der lärmende Waffenton hat den leiſern Flötengeſang überſtimmt. Der Geiſt des Dichters ſcheint ſich überhaupt mehr zum Heroiſchen und Starken zu neigen, als zum Weichen und Niedlichen. Er iſt glücklich in vollen ſaturirten Empfindungen, gut in jedem höchſten Grade der Leidenſchaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Darum ſchuf er uns hier ein weibliches Geſchöpf, wobei wir, unbeſchadet all der ſchönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermißen, was wir zuerſt ſuchen, das ſanfte, leidende, ſchmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt ſie im ganzen Stück durchaus zu wenig, ihr Roman bleibt durch die drei erſten Akte immer auf eben derſelben Stelle ſtehen (ſowie, beiläufig zu ſagen, das ganze Schauſpiel in der Mitte erlahmt.) Sie kann ſehr artig über ihren Ritter weinen, um den man ſie geprellt hat, ſie kann auch den Betrüger aus vollem Halſe heruntermachen, der ihn weggebißen hat, und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergeßen,

oder durch einen andern zu erſetzen; ich habe mehr als die Hälfte des Stücks geleſen, und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ohne auch nicht, was etwa mit ihr geſchehen könnte, kein zukünftiges Schickſal iſt angekündigt oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Akts kein halbes Wörtchen von ihr fallen. Dieſes iſt ſchlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben iſt. Aber vom vierten Akt wird er ganz wieder er ſelbſt. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die intereſſante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in ſeinem Strahle, erwärmt ſich an ſeinem Feuer, ſchmachtet neben dem Starken und iſt ein Weib neben dem Mann. Die Scene im Garten, welche der Verfaßer in der neuen Auflage verändert liefert (ſ. o. S. 29), iſt ein wahres Gemälde der weiblichen Natur, und ungemein treffend für die drangvolle Situation.

Noch wär' ein Wort über die zweideutige Kataſtrophe der ganzen Liebesgeſchichte zu ſagen. Man fragt: war es tragiſch, daß der Liebhaber ſein Mädchen ermordet? War es in dem gegebenen Falle natürlich? War es nothwendig? War kein minder ſchrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das letzte zuerſt antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchſt undramatiſch wäre eine Reſignation geweſen. Zwar vielleicht dieſe letzte möglich und ſchön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerſt widrig auf Seiten des Mädchens! Soll ſie heimgehen und ſich tröſten über das, was ſie nicht ändern kann? Dann hätte ſie nie geliebt. Soll ſie ſich ſelbſt erſtechen? Wir

ekelt vor dieſem alltäglichen Behelf der ſchlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals, über Kopf abſchlachten, damit dem hungrigen Zuſchauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter ſelbſt, und beantworte ſich dann gelegentlich auch die übrigen Fragen. (Schiller läßt nun die Stelle folgen, wo Karl Moor Amalien ermordet ſ. o. S. 42). Offenbar krönt dieſe Wendung das ganze Stück, und vollendet den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er ſoll zärtlich und ſchwach ſein, und iſt klagend und kindiſch. Man ſieht es ſchon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an ſich plump und vermeſſen genug ſind, gar zu einfältig glaubt. Ein ſolcher Charakter kam freilich dem Dichter zu ſtatten, um Franzen zum Zweck kommen zu laſſen, aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Anſehen nach ſeinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, ſeine ganze Klugheit an ihn zu verſchwenden. Ueberhaupt muß ich in der Kritik dieſes letztern noch nachholen, daß ſein Kerf mehr verſpricht, als ſeine Intriguen erfüllen, welche, unter uns geſagt, abenteuerlich, grob und romanhaft ſind. So miſcht ſich in die Bedauerniß über den Vater ein gewiſſes verachtendes Achſelzucken, das ſein Intereſſe um vieles ſchwacht; ſo gewiß zwar eine gewiſſe Paſſivität des Beleidigten, unſern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhitzt, als eine Selbſtthätigkeit des erſtern, ſo gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu intereſſiren — und wenn dieſe Hochachtung nicht auf intellektuelle Vollkommenheit geht, worauf

geht ſie ſonſt? — Auf die moraliſchen? — Aber man weiß, wie genau ſich dieſe letztern mit den erſten amalgamiren müſſen, um anziehend zu ſein. Ueberdieß iſt der alte Moor mehr Betſchweſter als Chriſt, der ſeine religiöſen Sprüche aus ſeiner Bibel herzubeten ſcheint. Endlich ſpringt der Verfaſſer mit dem armen Alten gar zu tyranniſch um, und, unſerer Meinung nach, hätte dieſer, wenn er auch dem zweiten Akt entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen ſollen. — Er hat ein gar zähes Froſchleben, der Mann! das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. — Doch der Dichter iſt ja auch Arzt, und wird ihm ſchon Diät vorgeſchrieben haben.

In den kontraſtirenden Charakteren der Räuber Moller, Spiegelberg, Schufterle, Roſinsky Schweizer iſt der Verfaſſer glücklicher geweſen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder das, was er haben muß, um noch neben dem Hauptmann zu intereſſiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Herrmann's, die im erſten Plan höchſt fehlerhaft war, iſt in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es iſt eine intereſſante Situation, wie ſich in der Mitte des vierten Akts die beiden Schurken an einander zerſchlagen (ſ. o. S. 24). So wie ſich der Charakter Herrmann's erhob, wurde der Charakter des alten Daniel's in Schatten geſtellt.

Die Sprache und der Dialog dürften ſich gleicher bleiben, und im Ganzen weniger poetiſch ſein. Hier iſt der Ausdruck lyriſch und epiſch, dort gar metaphyſiſch, an einem dritten Ort bibliſch, an einem vierten platt. Franz ſollte durchaus anders ſprechen. Die blumige Sprache verzeihen wir nur der erhitzten Phantaſie,

und Franz ſollte ſchlechterdings kalt ſein. Das Mädchen hat mir zu viel im Klopſtock geleſen. Wenn man es dem Verfaſſer nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er ſich in ſeinen Shakeſpeare vergafft hat, ſo merkt man es deſto gewiſſer an den Ausſchweifungen. Das Erhabene wird durch poetiſche Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrſten fühlte, und am durchdringendſten bewegte, ſprach er wie unſer einer. Im nächſten Drama erwartet man Beſſerung, oder man wird ihn zu der Ode verweiſen.

Gewiſſe hiſtoriſche Beziehungen finde ich nicht ganz berechnet. In der neuen Auflage iſt die Geſchichte in die Errichtung des deutſchen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charaktere und der Fabel modern zugeſchnitten; die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entſtand ein buntfarbiges Ding, wie die Hoſen des Harlequins, alle Perſonen ſprechen nun viel zu ſtudirt, jetzt findet man Anſpielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geſchehen, oder geſtattet werden durften.

Auch ſollte durchgängig mehr Anſtand und Milderung beobachtet ſein. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anſchaulichen Kunſt erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfaſſer kann vorwenden: ich habe Räuber geſchildert, und Räuber beſcheiden zu ſchildern, wäre ein Verſehen gegen die Natur — Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geſchildert?

Nun das Stück von Seiten ſeiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (beſonders

wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfisciren.

Endlich der Verfasser — man fragt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet. — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen seyn; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten, und noch mehr seine kolossalischen Fehler. Er soll Arzt bey einem württembergischen Grenadier-Bataillon seyn, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben."

Diese unvergleichlich interessante Recension machte Aufsehen; man konnte kaum begreifen, wie jemand den Muth besaß, so hart, so beißend über ein Werk abzusprechen, dem die Gunst der Lese- und Theaterwelt im vollen Maße zu Theil geworden. Der schon erwähnte Kritiker im Pfälzischen Museum*) fand, daß jene Beurtheilung „viel Schönes und Wahres" enthalte, aber er setzt hinzu: „Mich däucht es sei mehr Recension eines Romans, als eines Theaterstücks. Auch verfährt der Verfasser mit dem Dichter einige Male sehr ungerecht; z. B. „Von Amalia," sagt er, „läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des dritten Aktes kein halbes Wörtchen fallen." Gleich im ersten, als Moor das erste Mal erscheint, sagt er zu Spiegelberg: „Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen."

*) Jahrgang 1783, Pt. I. S. 387.

Als Moor das dritte Mal auf der Schaubühne erscheint, kommt schon das große Wort: „Ich muß sie sehen!“ Dieses ist von unendlich größerer Wirkung, als wenn er vorher vieles von ihr gesagt hätte.“

Jeder Tadel, den man über seine heftige Kritik äußerte, gewährte unserm Schiller um so mehr Belustigung, als niemand, außer einigen nahen Freunden, vermuthete, daß er selbst die scharfe Geißel über sich geschwungen hatte*). Besonders komisch geberdete sich ein Recensent aus Frankfurt am Main, denn diese „gründliche“ Beurtheilung diente ihm als Stützpunkt um die Räuber, sammt ihrem Autor, vollständig zu verdammen. Darauf erklärten die Herausgeber des Würtembergischen Repertoriums im dritten Stück: „Dem Frankfurter Recensenten dienet zur Nachricht, daß die Kritik über die Räuber, die ihn mit solch einem Unwillen über das ganze Werk erfüllet hat, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels, Hrn. D. Schiller, selbst ist. Weiter wollen wir zu seiner Beschämung nichts anführen.“

Es ist ein alter Satz, der schon von den Römern her auf uns überliefert worden, daß Bücher ihre Schicksale haben, gleich den Menschen. Diese Schicksale aber strahlen und wirken zurück auf das innere Leben des Verfassers, vorzüglich die Schicksale seiner ersten Schöpfungen. Da ist in ihm noch alles so jung, so empfänglich, so reizbar, da greift er noch verlangend nach dem Richterspruch der Kritik, und läßt ihn nicht theilnahmlos an sich vorübergehn. Wenn nun aber jedes Buch seine eigenen Schicksale erlebt, so fühlt man, indem man die Räuber liest: dies Werke müsse zu ganz besonderen, außergewöhn-

*) Streicher, S. 28.

lichen Schickſalen beſtimmt geweſen ſein. Der Dichter hat daſſelbe aus den alltäglichen Bahnen des Menſchenlebens losgeriſſen, und rückwirkend mußte es auch ihn daraus losreißen; es mußte ihn zum Gipfel der Menſchheit emporführen, oder in deren Abgründe ſtürzen. — Man wird mich deshalb nicht einer überflüſſigen Weitſchweifigkeit zeihen, weil ich bisher alle Schickſale des Stückes mit Genauigkeit darzuſtellen ſuchte, und weil ich das auch ferner zu thun gedenke. In den Räubern ruhten die Keime der ganzen Zukunft Schillers; wenn man dies wunderbare Drama nur oberflächlich betrachtet, ſo kann man auch des Dichters Leben nur oberflächlich verſtehn.

Hamburg und Leipzig waren die erſten Orte, die mit der Darſtellung auf Mannheim folgten. Am 21. September 1782 wurden die Räuber in Hamburg nach Schiller's eigener Bearbeitung aufgeführt. Fleck ſpielte den Karl, Unzelmann den Franz Moor, und Madame Borchers die Amalia. Ein Berichterſtatter ſagt:*) „Die Vorſtellung dieſes ſchauderhaften Produkts unſrer Muſe war meiſterhaft. Alles ganz im Geiſte des Stücks. Die neue Bearbeitung iſt freilich in vielen Stücken theatraliſcher als die erſte. Doch wird dies Schauſpiel wegen ſeines empörenden Inhalts, nie anhaltenden Beifall behaupten können. Ungeheuer, wie Franz Moor, ſind, dem Himmel ſey Dank, zu ſelten, um durch ihre Darſtellung eine andere moraliſche Empfindung, als Gräuel und Abſcheu und einen mächtigen Schauder zu erregen. Auch iſt es unglaublich und unnatürlich, daß Karl, auf die höchſt unwahrſcheinliche Nachricht, des Fluchs eines ſonſt liebenden Vaters, ſogleich, ohne vorher ſich zu ſeinen Füßen

*) Litteratur und Theaterzeitung 1782, Nr. 46. S. 730.

zu werfen, den ſchrecklichen Entſchluß faßt, Räuberhauptmann zu werden; — und durch das doppelte, ja faſt dreifache Intereſſe des Stücks iſt es unmöglich, ſämmtliche Charaktere ſo durchzuführen, um den Zuſchauer ganz in die Lage zu verſetzen, die der Verfaſſer zur Abſicht hatte. Uebrigens iſt es unleugbar, daß durchweg Spuren eines vielfaſſenden, groſſen Geiſtes hervorblicken, da aber dieſe, auch bei dem meiſterhafteſten Vortrage, faſt immer größtentheils verloren gehen; ſo iſt es blos Neuheit und Lärm, was einem ſolchen Stücke Zuſchauer verſchaft, beides kann aber in einem mittelmäßigen Produkt mit minderm Genie-Aufwande bewirkt werden. Sonſt zeigte ſich bei dieſer Vorſtellung ein wirklicher Nutzen des Ballets. Indem die Tänzer den Chor der Räuber mit mehrerer Wahrheit darſtellten, als ſonſt ein Trupp Statiſten, aus Schneider und Bäckerburſchen zuſammengeleſen. Uebrigens war das Haus brechend voll, wiewol das häufige Schieſſen den Damen ziemlich bange machte. — Den 25. September: die Räuber wiederholt. Der Zulauf dauerte noch fort. Den 27. zum drittenmale: die Räuber. Der Zulauf hatte auſſerordentlich abgenommen, und alles ſchien den Fall des Stücks zu verkündigen."

Aus Leipzig erging folgendes kühle Referat über Schiller's Flammengeburt*): „Den 20. und 22. Septemter wurden die Räuber vorgeſtellt. Das delectare, welches Horaz von allen Werken der Dichtkunſt verlangt, hat der Verf. gänzlich auſſer Acht gelaſſen: die Unwahrſcheinlichkeit der Handlung, die ſchreyende Beleidigung alles Coſtums und die nachläßige Schreibart ſind Flecken,

*) A. a. O. Nr. 47, S. 740.

die überdem jedem auffallen müssen, der nur ein wenig weiß, was zu einem guten Schauspiel gehört. Lessing läßt eine Mutter im Sturme der Leidenschaft sagen: „Könnte ich dir alle meine Galle ins Gesicht speyen;“ der Verfasser der Räuber hat das speyen in geifern verwandelt, und legt die Redensart einem jungen adelichen Frauenzimmer in den Mund: das heiß ich verbessern! — „Aber das Stück hat doch so sehr gefallen; hat es denn gar keinen Verdienst?“ Das Gefallen bewieß nichts, es haben gar manche elende Büchlein in Teutschland auf einige Zeit Glück gemacht: aber auch nach meinem Gefühl hat der Verf. der Räuber sehr viel Genie; er faßt glücklich einen Charakter, und weiß ihn mit Kraft darzustellen (und diese Eigenschaft mag sein Stück den Schauspielern angenehm gemacht haben,) er hat eine hoch aufsteigende Imagination, er hat Witz; er studire einige Jahre die Menschen, mit denen er lebt, nicht die Menschen im Shakespear, er studire die Teutsche Sprache und das Theater, und dann schreibe er Schauspiele! Wenn sie bei ihrer Erscheinung kein solches Aufsehn machen, wie die Räuber, so werden sie dafür deste länger gelesen werden. Welch Aufsehen machte Lenzens Hofmeister! Es gab Leute, die ihn über die Minna von Barnhelm setzten; und wer liest jetzt noch den Hofmeister? Warum das? Es fehlt dem Stücke nicht an schönen, noch weniger an starken Stellen, aber es ist kein schönes Ganzes. — Die Schauspieler führten die Räuber in jetzt üblicher Kleidung auf: nicht ganz mit Unrecht, da durch das ganze Stück die jetzigen Sitten herrschen. Aber da doch auch vom Landfrieden, der eben zu Stande gekommen seyn soll, gesprochen wird; so wär es besser gewesen, die Schauspieler hätten alt-

teutſche Kleider angezogen: mancher Ausdruck wäre dadurch mehr veredelt worden. — Hr. Reineke, Hr. Opitz und Madam Spengler hatten die Hauptrollen.

Gerade zur Zeit, als man in Leipzig die Räuber gab, wurden dort während der Meſſe bedeutende Summen geſtohlen. Doch der hochweiſe Magiſtrat ſchob die Schuld lediglich auf das neue Trauerſpiel, und fühlte ſich deshalb bewogen, es nach der zweiten Aufführung in aller Stille zu verbieten. Ein Correſpondent, der dieſe komiſche Begebenheit meldet, ſetzt ganz ernſthaft hinzu*): „So wenig ſonſt ein Verbot in Sachen des Geſchmacks zu loben iſt, ſo ſcheint dieſes doch ſehr guten Grund zu haben, nicht als ob man hätte befürchten dürfen, die Leipziger Studenten möchten durch das Stück verführt worden ſeyn, ſich in eine Räuberbande zuſammenzurotten, ſondern weil ich glaube, daß die Abſicht des Schauſpiels iſt, zu vergnügen, pöbelhafte Reden, welche in dem Stücke vorkommen, durch die Vorſtellung deſſelben, zu ſehr unter junge Leuten in Schwung kommen, und daß gräßliche Schauſpiele ein Volk ungeſittet, das Herz junger Leute hart und zur Grauſamkeit geneigt machen.“

In Berlin wurde der Neujahrstag 1783 von der Döbbelin'ſchen Geſellſchaft durch Aufführung der Räuber gefeiert. Scholz, der den Karl Moor ſpielte, leiſtete das Ausgezeichnetſte, auch Herr Czechtitzky als Franz erregte Aufmerkſamkeit, und Mlle. Döbbelin war eine ſehr liebliche Amalia. Hier gewann das Stück unendlichen Beifall, der Andrang blieb ſich faſt immer gleich, obwohl es zu Anfang beinahe täglich gegeben wurde. Man benutzte zwar

*) A. a. O. 1784. Nr. 43 S. 62.

Schiller's Bühnenbearbeitung, aber nach einer unwürdigen Verballhornung des Herrn Plümicke, Theaterdichter bei der Döbbelinſchen Truppe. Sein Machwerk erſchien unter dem Titel: „Die Räuber. Trauerſpiel von Friedrich Schiller. Für die Bühne bearbeitet von C. M. Plümicke. Berlin 1782", und es erlebte ſogar im Jahre 1787 noch eine zweite Auflage. Wie haarſträubend dieſer dramatiſche Flickſchneider Schiller's Dichtung behandelt hatte, das läßt ſich kaum ſchildern. Am Schluſſe, wo Moor ſich den Gerichten überliefern will, tritt ihm Schweizer mit ausgebreiteten Armen entgegen. „Armer, guter Hauptmann! ruft er. Du auf dem Rade? Du unter Henkers Händen? Nein, nein, nein! Frei lebte Moor, frei muß Moor ſterben! Sieh mich an, Moor! Aug' in's Aug'! So! Steht dein Entſchluß feſt, unerſchütterlich feſt?" — So gewiß ich verdammt bin! erwiedert Karl. — Da zieht Schweizer ſeinen Dolch, und durchſtößt ihn, indem er ſagt: „Wohlan! So ſterbe denn Moor durch Schweizer! (den Dolch gegen ſich ſelbſt) Und Schweizer mit ihm!" Halt! ruft Karl, taumelt kraftlos auf ihn zu, entwindet ihm den Dolch, und wirft ihn weit von ſich. Dann ſpricht er, während er die Arme um ihn ſchlingt: „Ich danke dir, Bruder!" Er ſinkt zu Boden, und ſtirbt mit den Worten: „Vater ... Amalia ... Schwei ... ger!"

Ueberhaupt glaubte ſich jeder lamentable Geſell berechtigt, ſeine plumpe Feile an das mächtige Erzgebild zu legen. So ließ die Tilly'ſche Geſellſchaft, welche Schiller's Trauerſpiel im Frühjahr 1783 aufführte, daſſelbe durch einen gewiſſen Thomas zuſtutzen, und dieſer referirte darüber der Literatur- und Theaterzeitung ganz naiv aus Stralſund: „Als hier die Räuber gegeben werden ſollten,

erſuchte Herr Tilly mich, ihm das Stück etwas abzukürzen. Das that ich denn, und bei dieſer Gelegenheit kam mir auch die Grille, daran ändern zu wollen. Die Cataſtrophe ſchien mir unnatürlich, allzu mordvoll und von keiner Wirkung zu ſein. Ich ſchmelzte ſie alſo ganz um. Bloß Franz war und blieb todt. Den Vater, Amalia, Schweizern, Karln, alle ließ ich leben; Karl und die Räuber umkehren, Amalie mit ihrem Geliebten glücklich werden, den Alten in's Kloſter gehen und die Uebrigen in die weite Welt gehen. Hier wurde das goutirt, in Roſtock auch. Was aber Kritiker von Profeſſion dazu ſagen möchten, wenn ſie's hörten, ſähen oder läſen, das ſteht dahin."

In Bayern wurden die Räuber bald von jeder Wandertruppe vorgeſtellt, und dort begab es ſich, daß ein Knabe, durch Karl Moor's Erſcheinung fortgeriſſen, ſich ſelbſt zum Räuberhauptmann machen wollte. Er ſtiftete deshalb unter ſeinen zwölf- bis vierzehnjährigen Mitſchülern die Verſchwörung, als Räuber frank und frei in die Welt zu ziehen. Schon war der Tag zur Abreiſe feſtgeſetzt, ſchon war die Ausrüſtung der kleinen Bande fertig, aber Einer von ihnen konnte es doch nicht über's Herz bringen, die Mama ohne Abſchied zu verlaſſen. Dadurch wurde ihr Vorhaben entdeckt, und die armen Burſche mußten wieder auf den Schulbänken ſitzen bleiben.*) — Das Stück rief außerdem eine gewaltige Fluth von Räuberromanen hervor, denn es hatte im großen Publikum außerordentlichen

*) Becker's deutſche Zeitung v. J. Jahrgang 1784, Bl. 40 S. 323. Auch die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften wollte, wie man aus dem Register zum 35. Bande ſieht, den Vorfall beſprechen, doch mußte der Aufſatz an Umfang zu ſehr fortgelaſſen werden

Geschmack für solche Wald- und Buschromantik entwickelt. Die Banditengemälde von Spieß, Cramer, Vulpius ꝛc. waren Epigonen des Räuber Moor, allein es wäre mehr als ungerecht, wenn man Schiller dafür verantwortlich machen wollte. Wie kann der Löwe verhindern, daß Raben und Geier seinen Spuren folgen?

All diese unvermutheten Verirrungen, zu denen sein Stück Anlaß gegeben, brachten den Dichter auf die Idee, einen zweiten Theil der Räuber zu schreiben, unter dem Titel: „Räuber Moor's letztes Schicksal." Es sollte ein Epilog in einem Akte werden, Schiller's poetische und sittliche Rechtfertigung sollte dessen Tendenz sein, und jede Immoralität sollte sich in die erhabenste Moral auflösen.*) Noch nach zwanzig Jahren beschäftigte er sich gern mit diesem Plan, doch mußte er zu seinem Schrecken erleben, daß derselbe auf's äußerste mißverstanden und von fremder Hand ganz gräßlich ausgeführt wurde. Es erschien nämlich in Wahrheit eine Fortsetzung der Räuber: „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsscene beim alten Thurm. Ein Gemälde erhabener Menschennatur, als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. Von Frau von Wallenrodt. Mainz und Hamburg 1801." Dies sechsaktige Drama gehört zu den widerwärtigsten Flitterputz, mit dem die kriechende Travestie einer ächten, stolzen Moral jemals ihren dürren Leib behängt hat. Frau von Wallenrodt sagt in der Vorrede: da sie den alten Moor und Amalia „zur Vermehrung interessanter Situationen höchst nothwendig brauchte", so habe sie beide nicht sterben,

*) Brief an Dalberg vom 24. August 1784 und an Körner vom 3. Juli 1785.

ſondern nur ohnmächtig werden, und ſich dann, nachdem Karl abgegangen, wieder ermuntern laſſen. Karl wird vom Senat zum Scheiterhaufen verurtheilt, aber der Kaiſer begnadigt ihn, mit dem Befehl, alljährlich ſeine Lande zu durchreiſen, und ihm Bericht zu erſtatten, wie es bei den Gerichtshöfen hergeht: „denn Fürſten bedürfen wahrheitsliebender Leute, welche ihnen die Klagen ihrer Unterthanen zu Ohren bringen, weil ihre Geſinnungen allezeit auf das Wohl derſelben abzielen, und es, wenn es hier oder da ungleich zugeht, nur daran liegt, daß ſie Menſchen ſind, die nicht alles zugleich erfahren, ſehen und hören können.“ Hierauf endet das hirnloſe Machwerk mit dem allgemeinen Jubelruf: „Es lebe der Kaiſer! Es leben die Fürſten!“

Nicht blos in der Heimath hatten die Räuber, wie ſehr ſich eine abgelebte Kritik dagegen ſtemmen mochte, raſch genug feſte und tiefe Wurzeln geſchlagen, auch das Ausland zeigte rege Theilnahme für den genialen Wurf. Ein Ungenannter (Benjamin Thompſon) übertrug das Stück in's Engliſche: „The Robbers, a Tragedy, translated from the German of Frederich Schiller. London 1792.“ Zwar hatte die Bühne in Shakeſpeare's Vaterland längſt ihren hohen, kühnen Charakter eingebüßt, und Schiller's Räuber gelangten, trotz mannigfacher Bemühungen, dort nicht zur theatraliſchen Wiedergeburt, aber der Ueberſetzer fügte dem Trauerſpiele eine Vorrede bei, welche von Bewunderung für den Dichter durchſtrömt war. Sie beweiſt, daß in dieſer mächtigen Schöpfung die beiden Grundpfeiler der Tragödie, Furcht und Mitleid, zur lebhaften, dauernden Wechſelwirkung kommen; ſie erklärt geradehin, man müſſe unter lauter altgriechiſchen

oder französischen Regeln das eigene Gefühl eingebüßt haben, um einem Meister Vorwürfe zu machen, der die Fesseln so zu sprengen, das Fatum so zu behandeln verstehe.

Weniger treu aber mit lauteren Erfolgen wurden die Räuber nach Frankreich übersiedelt. Beaumarchais — den man, wenn auch nicht die Fackel, so doch das Schwefelhölzchen der Revolution nennen mag — hatte von dem Stück und seiner stürmischen Wirkung gehört. Er gab einem jüngeren Schriftsteller, de la Martelière den Rath, dasselbe für's französische Publikum mundrecht zu machen, und so entstand: „Robert, Chef des Brigands, imité de l'Allemand par le Citoyen La Martelière. Paris 1793." Die beiden Brüder heißen hier Robert und Maurice, von denen der letztere sich am Schluß aus einem Thurm in's Wasser hinunterstürzt. Rosinsky, ein Liebling des Kaisers, der sich nur als Räuber maskirt hatte, erscheint zur rechten Zeit mit einem fürstlichen Gnadenbrief für Robert; dieser stellt sich noch einmal an die Spitze seiner Schaar, und bildet nun daraus ein corps franc des troupes legères. — Da dieser dramatische Mischmasch im Jahre 1792 auf den kleineren Theatern von Paris eklatanten Beifall erntete, so erschien bald eine Fortsetzung: „Le Tribunale rédoutable, ou la Suite de Robert le Brigand; par le Citoyen La Martelière. Paris 1793." Robert hatte eine Republik im neusten Geschmack, und darin mit seinen Genossen eine Art Vehmgericht, ein Comité du salut public, errichtet, wie es schon im ersten Stück angedeutet worden. Maurice — Franz, der bei seinem Salto mortale nicht umgekommen ist, schmiedet furchtbare Cabalen gegen den Bruder. Durch einen Brief ohne Unterschrift wird Robert

ſelbſt bei dem geheimen Tribunal angeklagt, doch es gelingt ihm, ſeine Unſchuld zu beweiſen, und ein Volkstumult, den Maurice angeſtiftet hat, zwingt dieſen, ſich mit eigener Hand zu tödten.

Wie wenig dergleichen Höllenbreughel's nun auch dem wild-großartigen Bilde ähnlich ſehen, das Schiller entworfen hatte, ſo dienten ſie doch, ſeinen Namen jenſeits des Rheins bekannt zu machen. Am 26. Auguſt 1792, „l'an quatrième de la liberté," beſchloß die National-Verſammlung: daß diejenigen Männer, welche durch ihre Schriften und durch ihren Muth der Sache der Freiheit gedient, und die Befreiung der Völker vorbereitet hätten, in Frankreich nicht mehr als Fremde betrachtet werden könnten. Demzufolge wurde an Thomas Payne, Jeremias Bentham, William Wilberforce, Joachim Heinrich Campe, an Peſtalozzi, Waſhington, John Hamilton, Klopſtock und Kosciusko das franzöſiſche Bürgerrecht verliehen. Ein Mitglied verlangte, daß auch „le sieur Gille, publiciste allemand", in dieſe Liſte aufgenommen werde, und da man ſeine Forderung bewilligte, ſo überſendete der Miniſter Roland dem deutſchen Dichter das Decret, welches ihn aber erſt ſpät erreichte, weil ſein Name etwas arg franzöſirt war.

Obwohl Schiller auf die ihm zugedachte Ehrenbezeugung keinen großen Werth legte, fanden feile Denuncianten dennoch Grund genug darin, ihn zu verdächtigen. Ebenem war das Räuberlied, beſonders auf unſeren Univerſitäten, eine Art Freiheitshymne, eine deutſche Marſeillaiſe geworden, vielleicht nur deshalb, weil es ſich ſo bequem nach der Melodie: „Gaudeamus igitur" ſingen ließ. Das ehr- und ſchamvergeſſene Blatt: „Eudämonia, oder

deutſches Volksglück. Ein Journal für Wahrheit und Recht", welches 1795 erſchien, hatte in ſeinem Programm verkündet: es ſei gegenwärtig „die heiligſte Pflicht", alle ſtaatsgefährlichen Perſonen aus ihren geheimen Schlupfwinkeln hervorzuziehen. Nie iſt die Polizei beſſer bedient, als wenn ſich Pietiſterei zum Spioniren hergiebt. So ging es auch hier, und Schiller wurde von der Eudämonia als verkappter Jakobiner bezeichnet, deſſen Räuber der Zündſtoff geweſen, welcher den Völkerbrand in Frankreich entflammt habe. Mag eine derartige Denunciation auch noch ſo albern, ſo hirnverrückt klingen, ſie findet irgendwo ihren Wiederhall, und wirklich wurde an mehreren Orten Deutſchlands die Aufführung der Räuber polizeilich unterſagt.

Schon damals ließen ſich Aeußerungen vernehmen, wie die Worte jenes Fürſten, der, nach Eckermann's Mittheilung, gegen Goethe das offene Bekenntniß ablegte: „Wäre ich Gott geweſen, im Begriffe die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schiller's Räuber darin würden geſchrieben werden — ich hätte die Welt nicht erſchaffen!" Was dachte ſich der Fürſt hierbei? Dachte er etwa: eine Welt, in der die Menſchheit ſo tief gedrückt, ſo bodenlos elend werden kann, daß ihr nichts andres übrig bleibt, als die furchtbare Waffe der Nothwehr zu ergreifen, eine ſolche Welt wäre beſſer unerſchaffen geblieben? Wenn das ſeine Meinung geweſen iſt, dann war er gewiß ein edler Fürſt, aber es ſcheint, als habe er nur die Revolution unter jeder Bedingung aus der Schöpfung verbannt wiſſen wollen. — Mochte man indeß immerhin ein Maledicat Dominus über den Räuber Moor ausrufen, das Trauer-

ſpiel wurde zu allen Zeiten gekauft, geleſen und bewundert. Nach und nach legte ſich auch das erſte, grimmige Vorurtheil, und bereits im Jahre 1798 ließ man zu Coburg, von den Schülern des Gymnaſiums, die Räuber öffentlich aufführen.*)

Noch ehe das Stück in Mannheim zur Darſtellung gelangte waren die achthundert Exemplare abgeſetzt, welche Schiller auf eigene Koſten hatte drucken laſſen. Obwohl nun bei Schwan die Bühnenausgabe erſcheinen ſollte, hielt der Dichter es doch für angemeſſen, ſein Drama auch in der urſprünglichen Form von neuem zu ediren. Es führte jetzt den Titel: „Die Räuber. Ein Schauſpiel von fünf Akten, herausgegeben von Friderich Schiller. Zwote verbeſſerte Auflage. Frankfurt und Leipzig, bei Tobias Löffler. 1782. (208 Seiten)." Dieſe Edition war nicht ſo gut ausgeſtattet, wie die frühere, doch zeigte ſie in der Vignette den aufſteigenden Löwen, der zornig die Tatze erhebt, mit der verrufenen Unterſchrift: in Tirannos. Schiller hatte folgendes kurzes Vorwort beigefügt:

„Die achthundert Exemplarien der erſten Auflage meiner Räuber ſind bälder zerſtreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stük konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zwote, die ſich von der erſten an Fürſtlichkeit des Druks**) und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feinern Theil des Publikums auffallend geweſen waren. Eine Verbeſſerung, in dem Weſen des Stücks die den Wünſchen meiner Freunde und Kritiker entſpräche, durfte die Abſicht dieſer Auflage nicht ſeyn.

*) Denkſchrift zur Jubiläumsfeier der Hofbühne zu Coburg und Gotha, von J. W. Kawaczynski. Coburg 1852. S. 11.

**) Die zweite Edition iſt weit weniger correkt, als die erſte.

Es sind dieser zweiten Auflage verschiedene Klavierstüke zugeordnet, die ihren Werth bei einem grossen Theil des Musikliebenden Publikums erheben werden. Ein Meister setzte die Arien, die darinn vorkommen in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik **vergessen** wird.

Stuttgardt, den 3 Jan. 1782.

D. Schiller."

Die hier empfohlenen Kompositionen rührten von Zumsteeg her. Schiller hatte schon am 6. October 1781 nach Mannheim geschrieben: „Ein vortrefflicher junger Komponist arbeitet an einer Symphonie für meinen verlorenen Sohn; ich weiß, daß sie meisterlich wird." Was die Verbesserungen des Textes betrifft, so waren es eigentlich nur Abkürzungen. Sonst hatte Schiller, „dem feinern Theil des Publikums" zu Liebe, wohl hier und da einen rauhen Ausdruck gemildert, die schlüpfrigsten Stellen aber waren unberührt geblieben.

Ein literarischer Kreibeuter säumte nicht die „Löwen-Ausgabe" nachzudrucken, und zwar so voll Schlauheit, daß man jetzt gar nicht im Stande ist, die falschen Exemplare mit Sicherheit von den ächten zu unterscheiden. Satz und Seitenzahlen stimmen überein; selbst Löffler's Firma steht auf dem Titel beider Editionen. Ich halte diejenige für den Nachdruck, welche grössere Typen hat, und wo die Anweisungen für den Schauspieler in Klammern eingeschlossen sind. Auch hier zeigt die Vignette den aufsteigenden Löwen, doch erhebt er sich von links nach rechts, während es bei der andern Ausgabe von rechts nach links geschieht. Dort steht die Inschrift „in Tirannos"

am Felsen; der muthmaßliche Nachdruck hat sie unterhalb der Abbildung, auch fehlt demselben eine kleine Palme, die man sonst im Hintergrunde bemerkt.

Nun erschien sehr lange keine Ausgabe der Räuber, nach ihrer ersten, eigentlichen Fassung. Schwan ließ inzwischen die Bühnenbearbeitung immer wieder abdrucken, und versorgte das Publikum damit. Erst siebzehn Jahre später veranstaltete auch Löffler eine neue Auflage des Stückes, und zwar mit folgendem, zierlich in Kupfer gestochenen Titel: „Die Räuber ein Schauspiel von Friedrich Schiller. Dritte verbesserte Auflage. Mannheim, bei Tobias Löffler. 1799.“ Diesmal stellte die Vignette, von A. Nissel gearbeitet, zwei Löwen dar; der eine hat den andern zu Boden geworfen, mit Krallen und Zähnen zerfleischt er ihn, und darunter fehlt der alte Wahlspruch „in Tirannos“ nicht. Ich glaube, daß hier eine Allegorie der französischen Schreckensherrschaft vorgeführt werden sollte. Das hübsch ausgestattete Buch hatte die Bestimmung mit Schwan's Ausgaben in Concurrenz zu treten, weshalb der Verleger in einer kurzen Vorbemerkung sagte: „Ich übergebe hier dem Publikum die dritte Auflage der Schiller'schen Räuber, und zwar ohne alle Abänderungen, da ich überzeugt bin, daß noch so manche Liebhaber dieses Meisterstück Schiller's gerne so lesen, wie es bei seiner ersten Erscheinung aus der Feder des Herrn Verfassers geflossen ist.“ Wirklich stimmt die ganze Edition, bis auf die Seitenzahlen, mit der von 1782 überein, nur war das Papier sauber und die verstümmelten Druckfehler waren fortgeschafft. Sie fand Käufer genug, denn Tobias Löffler ließ im Jahre 1804 eine vierte unveränderte Auflage erscheinen.

Als Schiller nun sein „Theater“ zur Herausgabe

vorbereitete, beſtimmte er die Räuber für den zweiten Band, und veranſtaltete gleichzeitig einen Einzelabdruck des Stückes: „Die Räuber ein Schauſpiel von Schiller. Neue verbeſſerte Auflage. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1805.“ Aber weder die Löffler'ſche Löwenausgabe, noch die Schwan'ſche Bühnenedition hatte der Dichter hierbei zu Grunde gelegt, ſondern das ganze Drama wurde ſtreng wörtlich nach dem erſten Druck von 1781 wiedergegeben. Bald darauf ſchloß Schiller das Auge für immer, und mir erſcheint es als eine vollgültige Teſtamentsbeſtimmung, daß er ſelbſt ſein Jugendwerk ohne alle Bemäntelung der Nachwelt überlieferte.

Man hat dieſe Abſicht jedoch nicht erkannt oder nicht erkennen wollen, denn ſchon Körner modelte und kürzte an den Räubern, bevor er ſie in Schiller's Werke aufnahm; auch ſpätere Herausgeber verrichteten Prokrustesarbeit daran, ganze Stellen wurden unterdrückt, und nun paßt zuweilen ein Nachſatz kaum noch an den Vorderſatz. Gegen ſolche „Verbeſſerungen“ muß man, im Sinne des Meiſters, Proteſt einlegen, und muß dringend fordern, daß, nach ſeinem eigenen Vorgange, der urſprüngliche Text wiederhergeſtellt werde.

— Kehren wir jetzt, nach langer Abſchweifung, mit dem jungen Dichter aus Mannheim in ſeine Garniſonſtadt Stuttgart zurück. Zum Glück blieb der Ausflug, den er ohne Erlaubniß des Generals Augé unternommen, ein tiefes Geheimniß, aber dennoch war jene Heiterkeit, die vor der Reiſe Schiller's ganzes Weſen beſeelt hatte, ihm ſeit der Heimkehr geraubt. Jeder Zweifel über ſeinen Beruf zum dramatiſchen Dichter mußte nun ſchweigen, und je deutlicher er die innerſte, heilige Beſtimmung

empfand, um ſo drückender waren ihm die mediziniſchen Amtsgeſchäfte, um ſo peinlicher der militairiſche Zwang.*) Er würde vielleicht in Trübſinn verſunken ſein, hätten nicht eine Menge von Unternehmungen im Gebiete der Literatur ſeinen Geiſt der Melancholie entzogen, indem ſie ihn zur friſchen Thätigkeit aufforderten.

Im Jahre 1781 hatte Schiller anonym ein Scherz- und Strafgedicht gegen die Wolluſt herausgegeben. Es führte kurzweg den Titel: „Der Venuswagen“, und erſchien auf 24 Oktavſeiten, ohne Druckort und Jahrzahl, bei J. B. Metzler in Stuttgart.**) Daſſelbe beginnt:

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
Kommt und wimmelt ſchaarenweis.
Klingklang! Klingklang! was will ich verkünden,
Höret Kinder Prometheus!

Welkes Alter — Roſenfriſche Jugend,
Warme Jungen mit dem muntern Blut,
Sprödе Damen mit der kalten Tugend,
Blonde Schönen mit dem leichten Mut!

Philoſophen — Könige — Matronen,
Deren Ernſt Kupidos Pfeile ſtumpft
Teren Tugend wankt auf ſchwanken Kronen,
Die ihr (nur nicht über euch) triumpft.

*) Streicher S. 41.

**) Faſt ſechszig Jahre nach ihrem Erſcheinen, wurde dieſe verſchollene Dichtung in meinen Nachträgen zu Schiller's Werken Bd. I S. 146., wieder abgedruckt.

Kommt auch ihr, ihr ſehr verdächt'gen Weiſen,
Deren Seufzer durch die Tempel ſchwärmt,
Stolz prunkieret, und vielleicht den leiſen
Donner des Gewißens überlärmt.

Die ihr in das Eis der Venusträne
Eures Herzens geile Flammen mummt,
Farisäer mit der Janus Miene!
Tretet näher — und verſtummt.

Die ihr an des Lebens Blumenſchwelle
In der Unſchuld weißem Kleide ſpielt,
Noch nicht wilder Leidenſchaften Bälle,
Unbefleckten Herzens feiner fühlt.

Die ihr ſchon gereift zu ihren Giften,
Im verkuliſchen Scheidweg ſitzend ſteht,
Hier die Göttin in den Ambradüften,
Dort die ernſte Tugend fleht.

Die ihr ſchon vom Taumelkelch berauſchet,
In die Arme des Verderbens ſpringt,
Kommt zurücke Jünglinge und lauſchet
Was der Weisheit ernſte Lehre ſingt.

Die Göttin Venus wird herbeigefahren; ſie wird vom peinlichen Gericht verhört, und der Dichter trägt „das Protokoll voll Schanden" vor:

Volksbeherrſcher! Götter unterm Monde,
Machtumpanzert zu der Menſchen Heyl,
Hielt die Pulin mit dem Honigmunde
Eingemauert im Serail.

O, da lernen Götter — menſchlich fühlen,
Laßen ſich faſt ſehr herab zum — Vieh
Mögt ihr nur in Naſos Chronik wühlen
Schnakiſch ſtehts zu leſen hie.

Wollt ihr Herren nicht ſkandaliſieren,
Werft getroſt den Purpur in den Koth,
Wandelt wie Furſt Jupiter auf vieren,
So erſpart ihr ein verſchämtes Roth.

Nebenbei hat dieſe Viehmaſkirung
Manchem Zevs zum Wunder angepaßt,
Heil dabei der weiſen Volkregierung
Wenn der Herrſcher auf der Waide graßt!

Dem Erbarmen dorren ihre Herzen
(O auf Erden das Elyſium)
Durch die Nerſen bohren Höllenſchmerzen
Kehren ſie zu wilden Tigern um.

Looſe Buben mäkeln mit dem Fürſtenſiegel,
Kreaturen vom gekrönten Thier,
Leihen dienſtbar ſeiner Wolluſt Flügel,
Und ermauſcheln Kron und Reich dafur.

Ja die Hure (laßts ins Ohr euch fliſtern)
Bleibt auch ſelbſt im Kabinet nicht ſtumm.
In dem Uhrwerk der Regierung niſtern
Oefters Venusfinger um.

Blinden Fürſten dienet ſie zum Stocke,
Blöden Fürſten iſt ſie Bibelbuch.
Kam nicht auch aus einem Weiberrocke
Einſt zu Delfos Götterſpruch?

Mordet, Raubet! Läſtert, ja verübet
Was nur greulich ſich verüben läßt —
Wenn ihr Lady Pythia betrübet,
O ſo haltet eure Köpfe feſt!

In ſolchem grellen Style geht es vier und ſechszig Strophen hindurch; die äußerſten Grenzen des Schönen und Erlaubten werden überſchritten. Das Ganze verräth in jedem Zuge den jungen Mediziner, und die Entrüſtung, welche aus ſeiner Dichtung weht, iſt mehr pathologiſcher als ſittlicher Natur. Schiller fühlte ſich ſelbſt von der Göttin Venus angelockt, da nahm er alle Kraft zuſammen, ſich ihr zu entreißen, und wollte, wie Ferdinand Cortez, die Schiffe verbrennen, um jede Rückkehr unmöglich zu machen. Gervinus bemerkt,*) daß im Venuswagen Bürger nachgeahmt ſei, und fügt ſehr treffend hinzu: „Als Schiller ſpäter deſſen Geſchmack angriff, verwarf er damit zugleich ſeine eigenen Jugendwerke, die ihn bald erſchreckten, deren Gebrechen er faſt im Momente der Produktion eingeſehen hatte, ohne über den Dämon der Zeit Herr werden zu können.

Damals war die Sucht nach Muſenalmanachen in Deutſchland epidemiſch geworden. Jede Stadt, jede Landſchaft, die nur noch irgend im Reiche des guten Geſchmacks mitzählen wollte, mußte alljährlich ihren poetiſchen Muſenalmanach aufzeigen können, und die Metropole des ſangberühmten Schwabens durfte natürlich nicht zurückſtehn.

*) Literaturgeſchichte, Bd. V. S. 143.

Aber es fehlte der Eberaget, um deſſen berühmten Namen ſich die Reihen der Dichter ſchaaren konnten, und in Ermangelung eines ſolchen, pflanzte Gottheld Friedrich Ständlin ſein Banner auf. Derſelbe, 1758 zu Stuttgart geboren, war dort als Kanzleiadvokat angeſtellt und hatte 1780 das Gedicht „Albrecht von Haller", dann „Proben einer deutſchen Aeneis, nebſt lyriſchen Gedichten", herausgegeben. Zwar beſaß er wenig Talent zur Poeſie doch wußte er dieſen Mangel vor ungeübten Blicken, durch Reimfertigkeit und Dreiſtigkeit zu verſtecken. Er gründete alſo die „Schwäbiſche Blumenleſe", und als er 1781 den erſten Jahrgang verbreitete, da fand ſich, wie arm, das einſt ſo liederreiche Schwaben geworden ſei. Wieland lebte fern, Schubart ſaß auf dem Asperg. Ständlin konnte nur mit Noth ein Dutzend Poeten zuſammenbringen, und dieſe glichen großentheils dem Graſe, das der Herr auf dürren Bergen wachſen läßt. Lauter farbloſe Namen begegnen uns, und da die Lebenden nicht ausreichten, wurde aus dem Nachlaß zweier Todten noch eine poetiſche Beiſteuer citirt. Hierzu geſellte ſich Schiller mit ſeinen Freunden Haug und Conz. Haug lieferte muntere Epigramme und einige Lyrika, Conz gab ſchwärmeriſche Dichtungen à la Klopſtock, Schiller ſtiftete eine Lauraode für den Almanach.

Die Entzükung an Laura. *)

Laura! Welt und Himmel wegagerennen
Wähn ich — mich in Himmelmaienluft zu ſennen,
Wenn dein Blik in meine Blike ſtimmt.

*) Schwäbiſche Blumenleſe Auf das Jahr 1782, Tübingen, bei Johann Georg Cotta. S. 140.

Aetherluſte träum' ich einzuſaugen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauem Spiegel ſchwimmt.

Leverklang aus Paradieſes Fernen
Harfenſchwung aus angenehmern Sternen,
Raſ' ich in mein trunken Ohr zu ziehn.
Meine Muſe fühlt die Schäferſtunde,
Wenn von deinem welluſtvollen Munde
Silbertöne ungern fliehn.

Ameretten ſeh ich Flügel ſchwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten ſpringen,
Wie von Orpheus Saitenruf belebt.
Raſcher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle ſchwebt.

Deine Blike, wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln
Felſenadern Pulſe leihn.
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura! Laura! Mein!

Wann nun, wie gehoben aus den Achſen
Zwei Geſtirn', in Körper Körper wachſen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Welluſtfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden ſich begegnen
In des Athems Flammenwind.

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen —
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Lagert ſich um den gefangnen Blik.
Leiſes Murmeln — dumpfer hin verloren —
Stirbt allmälig in den trunknen Ohren,
Und die Welt tritt in ihr Nichts zurük.

Ha! daß izt der Flügel Chronos harrte,
Hingebannt ob dieſer Gruppe ſtarrte
Wie ein Marmorbild — die Zeit! —
Aber ach! — ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieſer Wonne ſchlagen
Schon die Strudel der Vergeſſenheit.

Man glaubte ſonſt, der ganze Cyklus von Laurage-dichten ſei zuerſt in der Anthologie an's Licht getreten, bis meine Nachträge (III. 10) auf jenen früheren Ab-druck hinwieſen. Zwar ging die Ode bald nachher in Schiller's eigne Blumenleſe über, allein ſie zeigt ſich dort ſo bedeutend verändert, daß eine Zuſammenhaltung beider Formen wohl von Intereſſe iſt.

Wir ſehen, daß zwiſchen Schiller und Ständlin zur Zeit ein gutes Vernehmen waltete, aber ſchon in kurzer Friſt findet ſich daſſelbe vollſtändig zerſtört. Was den Bruch herbeigeführt hat, darüber würde uns jede Aus-kunft fehlen, wenn nicht eine Epiſtel an Herrn Profeſſor S—[chott] in Erlangen,*) welche Ständlin 1782 nieder-ſchrieb, die Urſache mit ziemlicher Klarheit andeutete. Darin ſchildert er ſeine Plagen als Redakteur des Muſen-

*) Schwäbiſche Blumenleſe Auf das Jahr 1783. S. 186 f.

kalenders, und entwirft ein erſchreckendes Bild von den Beiträgen, die ihm zugeſchickt werden:

„Ich brech' ein zweites Siegel auf — und hu!
Ein Odenſturm — wie tobt er auf mich zu!
Gehäufter Unſinn überall
Und ungeheurer Wörterſchwall —
Ha! welch ein Flug! — Das tönt mir allzu lyriſch!
Mich dünkt, ich leſe gar ſibiriſch!*)
Es wirbelt, ſtrudelt, donnert, braußt
In jeder Zeile ſo wie in des Dichters Hirne
Die eine Stelle ſagt: Hier ſchlug ſich mit Fauſt
Der Autor an die ſpröde Stirne!
Die andre: Hier hat er in Fiebergluth geträumt!
Die dritte: ſtatt zu denken, fad gereimt!
Was ſoll ich thun! — die arme Leſerwelt
Tyranniſch auf des Unſinns Folter ſpannen?
Nein! lieber das Gedicht verbannen,
So ſehr mein Pindar auch für Meiſterſtük es hält!"

Man kann nicht zweifeln, dieſer Angriff war auf Schiller und ſeine Lauraoden gemünzt, von denen er muthmaßlich noch mehrere für den Almanach eingeſendet hatte. Stäudlin aber, — mag der Anlaß nun Eiferſucht oder wirklicher Unverſtand geweſen ſein — nahm nur „die Entzükung" auf, und ließ vielleicht noch eigenmächtig die zwei Strophen wegfallen, um welche wir das Gedicht in

*) Als Stäudlin die Epiſtel in ſeinen Gedichten (Stuttgart 1791, Bd. II. S. 324) wieder abdrucken ließ, tilgte er dieſe zwei Zeilen.

der Anthologie (Nr. 4) vergrößert finden. Maßlose Selbstüberschätzung auf der einen Seite und gerechter Stolz auf der andern waren alſo, wie es ſcheint, die Hauptbebel jener raſchen Trennung zwiſchen Schiller und dem Almanachsredakteur. So rollen die Jahre und ſo ändert ſich die Zeit. Damals dünkte ſich Ständlin ein erhabner Meiſter gegen Schiller, und heute nennen wir ſeinen Namen nur deshalb, weil er doch in einer, wenn auch feindlicher Beziehung zu unſerm Dichter ſtand.

Solcher Zwiſt trübte übrigens Schiller's kritiſche Unparteilichkeit nicht, und als er für das Wirtembergiſche Repertorium eine Recenſion des Almanachs ſchrieb, tadelte er zwar, was er tadeln mußte, lobte Ständlin indeß, wo derſelbe irgend Lob verdiente. Die Beurtheilung des Büchleins lautet dort:

„Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen, (Seuche darf ich ſie doch nicht nennen, denn man ſtreitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht ſchon gehabt haben, und Muſenalmanache hatten ſie doch wol nicht), bei der ſo empfindſamen Witterung im ganzen Teutſchland, iſt eine Wirtembergiſche Blumenleſe kein Phänomen mehr. Man beſchuldigt ſonſten die Schwaben, daß ſie erſt anfangen, wenn ihre Nachbaren Feierabend machen, und in dieſer Hinſicht — Geſegnet ſey die endliche prophetiſche Ankunft des ſchwäbiſchen Muſenalmanachs!

Bücher dieſer Art laſſen ſich nur von drei Seiten anſehen. Entweder ſie ſind die Kreißatt angehender ſchüchterner Schriftſteller, die hinter dieſer Larve Ruf oder Abſchreckung vom Publikum erwarten. Man billigt ſie in dieſer Rückſicht, nur muß letzterer Gehorſam geleiſtet, und jener — vorausgeſetzt werden. (Doch auch hiebei

die unmaßgebliche Frage! Sind denn unſer Klopſtock und ſeines gleichen wiederum neuerdings begierig geworden, das Maas ihres Genies zu wiſſen, daß ich auch ſie in der Geſellſchaft finde, und laſſen ſie ſich gleich alten Grenadieren im hohen Alter noch meſſen, um zu erfahren, um wie viel ſie zurückſchlugen?) — Oder ein Almanach iſt der unflätige Kanal, der die Indigeſtionen der Muſen durch die Naſen des Publikums flöſſet? Pfui ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waaren, und da lobte ich mir unſere pfiffige Schöngeiſter, die ihren abgeſtumpften Wiz gelegenheitlich bei dieſer lezten Inſtanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Meubles und abgetragene Kleider nach Auktionen ſchickt um ihrer mit Vortheil noch los zu werden? — Oder endlich will man dem ſchönen Geſchlecht ein Präſent damit machen? Unnöthiger Aufwand; eben das thut ein bischen Seife, in Waſſer aufgelöſt; hübſch durch ein Strohhälmchen drein geblaſen, treibt Blasgen auf, blau, grün, roth, violet, und — ey! da freien ſich die Kinder!

Doch daran mag itzo wahr ſeyn was wolle! gegenwärtiger Almanach iſt immerhin nicht der ſchlechteſte in Teutſchland. Wir ſind ſchon Kameraden von ihm zu Geſicht gekommen, die nur die Namen groſſer Dichter bei ſich führten, unfruchtbar und arm, wie ſie etwa auf ihren Grabmälern ſtehen dörften. Wenn alſo ein Muſenalmanach der Maasſtab der Provinzialkultur iſt, ſo mag Schwaben ſich immerhin getroſt an die Sachſen und Rheinländer anreihen — aber der Heerführer der ſchwäbiſchen Muſen, Hr. Ständlin, gürtet ſein Schwerd um, dem ganzen unſchwäbiſchen Teutſchland ein Generaltreffen zu liefern, und dieſes ſoll kein Haar weniger, als das

Genie der Provinz entſcheiden. Audaces fortuna juvat! Mag ſich der Ausländer verſchanzen, ſo gut er kann — heißköpfige Nordländer ſind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber, ſeine eigene heroiſche Perſon einem Gärtner zu vergleichen, der einen Verſuch in ſeinem Nordiſchen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genies nicht auch hier gedeihe? Wahr iſts, viel thut hiebei die Milde der Zone — viel, ſehr viel Begieſſen und Sonnen; — viel ein wohlangebrachter Schnitt — Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten!

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäſſigkeit, dem Froſchgequäke der Reimer hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehreſten Gedichte von Hrn. Thill, die Schwermuth vom Herausgeber ſelbſt, Laura vom V. der Räuber, einige Arbeiten von Reinhardt und Renz, einige Epigrammen von ...g, O, und Armbruſter verdienen den beſten ihrer Art an der Seite zu ſtehen. ...g iſt für das Singgedicht gemacht, und ſollte dieſe Anlage nicht verſäumen. Armbruſter iſt ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden. Reinhardts Poeſien verrathen die zärtlichſte Empfindung und den liebenswürdigſten Karakter ihres Verfaſſers (er hat ſich auch an eine Ueberſetzung des Tibull gemacht, und wird zuverläſſig darinn glücklich ſeyn) Renz hat den Klopſtock ſtudirt, und hat einen kühnern, männlichern Ton. Die übrige machen die Maſſe.

Dem Almanach iſt ein Titelkupfer vorgeſetzt, und ſtellt den Aufgang der Sonne über'm Schwabenland vor. Poz! was wir Zeitgenoſſen des 18ſten Jahrzehends nicht erleben! der Stäudliniſche Almanach die

Epoche des Vaterlands! — Wenn dieſe Erſcheinung nicht zum Unſtern ein Nordlicht iſt, das, wie die Wetterverſtändige behaupten, Kälte prophezeiht — ſo ſehe doch der Epochmacher zu, daß ihr rother feuriger Morgenſtral ihm die Augen nicht verblende, und er — in der Finſterniß taumelnd — an den Schwerdſpizen der Kritik ſich ſpieſſe."

Trotz aller Mäßigung, war durch den Streit Schiller's Kampfluſt rege geworden. Wie ſpäter in den Xenien, ſo erklärt er auch jetzt ſeinem Gegner offenen Krieg; nicht rivaliſiren wollte er mit Ständlin, ſondern deſſen mittelmäßigen Muſenalmanach „zermalmen."*) Er ſammelte nun wieder einmal die dichtenden Jugendgenoſſen um ſich, und ſie brachten Beiträge dar, welche großentheils noch auf der Akademie entſtanden waren. Peterſen wurde zunächſt in's Vertrauen gezogen, er mußte bei der ganzen Angelegenheit behülflich ſein; Scharffenſtein und Haug lieferten gewiß gern, was ſie von kleiner poetiſcher Münze eben vorräthig hatten, und außerdem werden uns noch zwei andere Mitarbeiter genannt: F. F. Pfeiffer und ein Graf Zucrato.**)

Ferdinand Friedrich Pfeiffer, geboren 1759, ein Sohn des Bürgermeiſters von Pfullingen, gehörte zu den talentvollſten und fleißigſten Eleven der Akademie. Er hatte Kameralwiſſenſchaften ſtudirt, wurde gleichzeitig mit Schiller als Amts-Kammer-Secretarius entlaſſen, und erhielt 1782, neben ſeinem Amt, eine Lehrerſtelle in der Anſtalt, deren Schüler er noch vor Kurzem war.

*) Scharffenſtein, im Morgenblatt 1837, Nr. 58.

**) Döring, nach einer Mittheilung des Hauptmann v. Schaurodt, der auf der Karlsakademie Schiller's Zeitgenoſſe geweſen war, und als hochbejahrter Greis noch 1841 in Jena lebte.

Pfeiffer überſetzte 1781: „Nanine, eine Comödie von Voltaire“, und ſeine Vorrede ſuchte darzuthun: dies ſei das einzige Luſtſpiel in ſeiner Art, wozu Götz von Berlichingen und die Räuber Beweiſe liefern ſollten. Schiller ſagte darüber im Wirtemb. Repertorium (I. 192): „Uebrigens iſt die Ueberſetzung ſo gar ſchlecht nicht, als die Vorrede ſchlieſſen läßt. Der Ueberſetzer iſt ein — Kameraliſt, und findet ſich alſo verpflichtet, — den vaterländiſchen Handelsmann mit Makulatur zu verſehen.“ Da dieſe Recenſion bald nach der Anthologie erſchien, ſo wird man zugeben, daß Schiller ſeinen Mitarbeiter, wenn es Pfeiffer wirklich war, aus Kameraderie nicht eben geſchont hat.

Georg Johann, Graf von Zurcate, aus Parenzo im venetianiſchen Antheil von Dalmatien, trat 1773 in die Akademie. Er zählte damals zwölf Jahre, war katholiſch, und ſein Vater wird in den Liſten als „Herr auf ſeinen Gütern“ bezeichnet. Erſt im Frühjahre 1783 verließ er die Karlsſchule, und wurde Lieutenant im herzoglichen Jägerkorps.

Hierzu kommt noch der Verfaſſer des Gedichts: „Gefühl am erſten October“ (Anthologie, Nr. 83). Dieſer war kein junger Akademiker, denn er ſagt ſelbſt, daß „Silberlocken ſeine Schläfe umwallten“, und außerdem muß es ſchon ein hochgeſtellter Mann geweſen ſein, der den mächtigen General Rieger öffentlich „Freund“ nennen durfte. Ich möchte deshalb an Friedrich Eberhard von Gemmingen denken, geb. 1726; ſeit 1767 Geheimer Rath und Regierungspräſident zu Stuttgart, wo er 1791 ſtarb. Derſelbe war als Dichter bekannt, und Schiller kam vielleicht durch deſſen Bruder Otto Heinrich von Gemmingen (ſ. o. S. 54) mit ihm in Verbindung.

Der einzige Mitarbeiter, den wir mit voller Sicherheit bezeichnen können, iſt Hoven, zur Zeit Arzt am Militair-Waiſenhauſe in Ludwigsburg. Schiller ſchrieb ihm:*) „Lieber Freund! Peterſen wird Dir von meinem vorhabenden Almanach, oder beſſer Anthologie ſchon geſagt haben. Du haſt ihm eine Romanze geſchickt, die ich ſchlechterdings nicht brauchen kann, weil ſie die theologiſche Cenſur nicht paſſirt und das ganze Inſtitut hintertreiben könnte. Sey alſo ſo gut und verfertige etwas andres das wider die Intoleranz unſerer Cenſur nicht ſo ſchnurgerade anrennt. Schick mir auch Deinen Oſſianſchen Sonnengeſang und gute Epigramme, auch überhaupt laß Deine komiſche Muſe für uns nicht verloren geben. Ich leg es Dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verluſt rechnen würde, wenn Du nicht bei uns entrirteſt. Vier Bogen ſind gedruckt, und zwar ſehr — ſchön mit dem ſchönſten Papier. Komm überhaupt dieſer Tage hieher und dann das weitere."

Wir haben nun, ſo gut es gehen wolle, den kleinen Kreis von Schiller's Hülfstruppen gemuſtert; übrigens ſagt Scharffenſtein ausdrücklich: „Die meiſten Gedichte in der Anthologie ſind von Schiller, denn ſeine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energiſches, das ſentimentale, weichliche poetiſche Rekruten eher abſchreckte als anzog."**)

*) Hoven's Biographie, S. 378. Da das Schreiben ohne Datum iſt, ſo ließen die Herausgeber es auf ein anderes vom 25. Mai 1782 folgen, doch mußte es dieſem unbedingt voranſtehen, denn es wurde mehrere Monate früher abgefaßt. Döring hat in der Compilation: „Beiträge zur Charakteriſtik Schiller's (Altenburg, 1845)" hinzugefügt: „Stuttgart, den 17. October 1781", aber dies iſt nichts, als eine muthige Erfindung.

**) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

Man wußte auch damals in der literariſchen Welt, ehe die Blumenleſe noch an's Licht kam, daß ſie großentheils Schiller's eigenes Werk ſei. Die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung machte am 16. Februar 1782 Nr. VII. S. 107, folgende Mittheilung: „Der Verfaſſer des Schauſpiels, die Räuber, welches nächſtens zu Mannheim auf Verlangen der dortigen Bühne bei Schwan ganz umgearbeitet erſcheinen wird, iſt der Regimentsdoktor Schiller zu Stuttgardt, der eine neue Anthologie herausgeben wird, worin die meiſten Gedichte von ihm ſelbſt, und von einem Feuer ſeyn werden, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf."

Mit dieſen Zeugniſſen kontraſtirt es freilich, daß uns in der Anthologie vier und zwanzig verſchiedene Chiffren begegnen, aber der Widerſpruch iſt nur ſcheinbar. Eben weil es ihm an Mitarbeitern fehlte, ſah Schiller ſich genöthigt, ſelbſt unter recht vielerlei Geſtalten aufzutreten, um dadurch der Sammlung das Anſehen größerer Mannigfaltigkeit zu geben. Leider beſitzen wir keine authentiſche Urkunde über Schiller's Beiträge zur Anthologie, und wir müſſen daher in ihren dunklen Schacht hinabſteigen, um dort aufmerkſame Unterſuchungen anzuſtellen. Sie iſt ein Album der Karlsakademie, in welches die poetiſchen Zöglinge ſich eingezeichnet haben, und ſie bildet mit ihren Zügelloſigkeiten aller Art, ein merkwürdiges Dokument für Schiller's Jugendleben. Jener geiſtige Beruf, den er nachmals ſo groß und ſchön erfüllt hat, trieb ihn zur Herausgabe: der Beruf, die farbloſe, entnervende Mittelmäßigkeit, die zugleich Kunſt und Geſchmack verdirbt, aus ihrem weichen Polſterſtuhl aufzujagen. Wenn ihm jetzt auch noch nicht die volle dichteriſche Thatkraft gegeben

war, ſo beſaß er doch ſchon den ganzen Thatendrang; in der Anthologie ſehen wir den Jüngling ſich zum Epigrammendichter vorbereiten, und als ſolcher hat er denn auch ſpäter, in den Xenien und Votivtafeln, eine bewundernswerthe Höhe erreicht.

„Ständlin hat für einen Bogen ſeiner Verſe einen Dukaten bekommen", ſchrieb Schiller 1781 an Peterſen. Er ſelbſt war nicht ſo glücklich, ſondern mußte die Anthologie auf eigene Koſten drucken laſſen, wodurch die Schulden ſich vergrößerten, mit denen ihn der Verlag ſeiner Räuber belaſtet hatte. Dennoch wurde das Buch ſehr gut ausgeſtattet, und Schiller wählte ſtatt des winzigen Formats, das ſonſt für Muſenalmanache beliebt war, ein ſchlankes Oktav. Als Vignette mußte die Anthologie ein ſauber geſtochenes Apollobruſtbild ſchmücken; Köcher und Pfeile führt der Dichtergott, und in einem Blatte des Lorbeers, welcher ihn umkränzt, hat der Kupferſtecher ſeinen Namen angebracht. Für unbewaffnete Augen iſt derſelbe beinahe unſichtbar, aber durch die Loupe lieſt man: E. Verhelzt.*) Der Titel lautet: „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedrukt in der Buchdrukerei zu Tobolske." (271 Seiten). Dieſer fingirte Druckort, und die ſibiriſche Maske überhaupt waren eine Parodie auf Ständlin's Kalender, denn deſſen Titelkupfer zeigte die Sonne der Poeſie über dem Schwabenlande aufgehend, und im Vorwort hieß es: man möge nun ſagen, ob denn die armen Schwaben wirklich unter einem ſo böotiſchen Himmel wohnten, daß die herrliche Pflanze

*) Egidius Verhelſt war Kupferſtecher in Mannheim, und hat 1787 ein ſchönes Titelbild zum Don Carlos geliefert.

des Genies hier nicht gedeihen könne? — Wir haben bereits erfahren, daß Schiller dieſe Stelle in ſeiner Kritik beſpöttelte, und daß er von dem Bilde meinte: die Erſcheinung möchte, ſtatt der Sonne, wohl gar ein Kälte-bringendes Nordlicht ſein.

Die Anthologie kam frühe in Vergeſſenheit, wozu der unvollkommene Titel das ſeinige beitrug, da derſelbe weder Herausgeber, noch Druckort, noch Verleger nannte. Schon nach zehn Jahren war das Buch gewiſſermaßen eine literariſche Seltenheit geworden, obgleich in Stuttgart noch Exemplare genug lagerten. Unterm 11. Mai 1793 ſchrieb Körner an Schiller: „Leider habe ich Deine Anthologie nicht mehr. Mein letztes Exemplar hat Huber auf kurze Zeit von mir verlangt, und ich habe es nicht wiederbekommen. Um ein andres zu bekommen, habe ich ſchon allerwärts aufgeſtellt, aber ohne Erfolg.“

Nun giebt es noch eine Edition der Anthologie, welche bisher von keinem Biographen oder Bibliographen erwähnt worden iſt. Sie erſchien 1798, als Schiller's Ruhm bereits vollſtändig begründet war, und da Druck, Papier und Seitenzahlen ganz mit der erſten Auflage übereinſtimmen, ſo iſt es jedenfalls nur eine neue Titelausgabe, wodurch die Buchhandlung ihre noch vorhandenen Exemplare unterzubringen hoffte. Der veränderte Titel lautet: „Anthologie auf das Jahr 1782. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Stuttgart, bei Johann Benedikt Metzler.“ Einen beſonderen literariſchen Werth erhält das Buch durch folgenden, vom Verleger hinzugefügten Vorbericht:

„Schiller, deſſen Namen der Deutſche, wie die Namen Klopſtock, Göthe und Wieland, mit patriotiſchem Stolz

und Ehrerbietung ausspricht, gründete seinen Ruhm schnell und auf immer. Nächstens erhalten wir an seinem Wallenstein ein neues Meisterwerk. Wenn nun auch die frühesten Begeisterungs-Produkte eines vortreflichen Schriftstellers an sich und besonders in so fern stets merkwürdig bleiben, als die Leser schon in den frühesten Jünglings-Versuchen das „os magna sonaturum" erkennen und nur deste mehr staunen müssen, wie rasch und zu welcher Höhe sich sein Genius aufschwang; so hofft der Verleger der Schillerischen Anthologie auf das Jahr 1782 den Dank des Publikum zu verdienen, wenn er sie unter ihrer wahren Firma in den Buchhandel bringt, und so die vielen Liebhaber des langen Fragens und Suchens von diesem Buch, das wegen des verschwiegenen Namens des Herausgebers und des erdichteten Drukortes nicht allgemein bekannt worden ist, mit Einemmal' überhebt. Vorzüglich die mit M. P. Wd. und P. bezeichneten Gedichte sind von Schiller. Vielleicht findet der Herr Verfasser mehrere derselben der Aufnahme in eine künftige Sammlung seiner Werke nicht unwürdig.

Ostermesse 1798."*)

Das Zeugniß, welches hier ein Mann ablegt, der dem Buch seit seinem Ursprung nahe gewesen, ist uns von großer Wichtigkeit. Wir erfahren daraus, was ich auch schon früher vermuthet und ausgesprochen hatte, daß Schiller sich gewisser Chiffren bediente, und daß alle Gedichte, unter denen sich diese Chiffren wiederfinden, für sein Eigenthum anzuerkennen sind. Jene Vorrede erschien aber auch noch beim Leben des Dichters und seiner nächsten

*) Schwab muß diese Vorrede wohl gekannt haben: vergl. dessen „Schiller's Leben", S. 90.

Jugendfreunde; ſie konnte ihnen nicht fremd bleiben, und ohne Zweifel würde irgend einer widerſprochen haben, wenn ſie etwas Falſches enthalten hätte.

Der fernere Text beider Ausgaben iſt durchaus gleichlautend. Wir treffen zunächſt auf eine gar ſeltſame Dedikation, worin Schiller das Buch „ſeinem Prinzipal dem Tod“ zugeeignet hat. Dieſelbe beginnt: „Großmächtigſter Czar alles Fleiſches, allezeit Vermindrer des Reichs, untergründlicher Nimmerſatt in der ganzen Natur! Mit unterthänigſtem Hautſchauern unterfange ich mich deiner gefräßigen Majeſtät klappernde Phalanges zu küſſen, und dieſes Büchlein vor deinem dürren Kalkaneus in Demut niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weiſe gehabt ihre Sächlein und Päklein, dir gleichſam recht verſezlich zum Aerger, hart an deiner Naſe vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu laſſen, und nicht gedacht, daß ſie dir eben dadurch um ſo mehr das Maul darnach wäſſern machten, denn auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Geſtohlen Brod ſchmeckt gut. Nein! dediziren will ich dir's lieber, ſo bin ich doch gewiß, daß du's — weit weglegen werdeſt. Doch Spaß beiſeite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörenſagen. Einverleibt dem äſkulapiſchen Orden, dem Erſtgebornen aus der Büchſe der Pandora, der ſo alt iſt als der Sündenfall, bin ich geſtanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den ſieben Hügeln, geſchworen unſterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, ſie zu belagern mit Medikamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu ſchlagen um die Stahliſche Seele*), aus dem

*) Georg Ernſt Stahl, ein berühmter Arzt und Naturforſcher

Feld zu ſchlagen die Trotzige, die deine Sporteln ſchmälert und deine Finanzen ſchwächt, und auf dem Wahlplaz des Archaeus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzſtandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre iſt werth der andern) wirſt du mir auswirken den köſtlichen **Talisman**, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rad vorübergeleitet."

Nun ſteigert ſich der Ton bis zum ungemeſſenen Ausdruck der Räuber, ein gewiſſes Fumet von der Anatomie hat ſich auch darin erhalten, und nur ein junger Mediziner konnte ſolche Zueignung niederſchreiben. Auf dieſelbe folgt dann ein friſcheres Vorwort, um die ſibiriſche Fiction weiter fortzuſpinnen:

„Tobolsko den 2. Februar.

— Tum primum radiis, gelidi incaluere Triones. — *)

Blumen in Sibirien? — Dahinter ſteckt eine Schelmerey, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — „Und doch — wenn ihr euch auf den Kopf ſtelltet! Es iſt nicht anders; — Wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen verſuchen. Sind nicht ſchon Europäer genug zu uns Stiefſöhnen der Sonne gekommen, und durch unſern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein beſcheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unſern Ahnen — wir wollen ſie

---

(geb. 1660 geſt. 1734) ſuchte die verſumpfte Wiſſenſchaft der Medizin auf rationelle Grundſätze zurückzuführen, beſonders in ſeinem Buche: „Theoria medica vera. Halle 1737."

*) Ovid. Metam. II. 171: „Jetzo zuerſt erwarmten die feſtigen Stiere des Wagens."

ſelbſt ſammeln, und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet ſie nicht, ihr Söhne des milderen Himmels!

Aber im Ernſt zu reden — Das eiſerne Gewicht des widrigen Vorurtheils, das ſchwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, foderte einen ſtärkeren Hebel, als den Enthuſiaſmus einiger wenigen, und auch ein feſteres Hypomochlion, als die Schultern von zween oder drey Patrioten. Doch wenn ſchon auch dieſe Anthologie euch lekerhafte Europäer ſo wenig, als — wenn ich den Fall ſeze — unſer Muſenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall ſezen wollte — hätten können geſchrieben haben, mit uns Schneemännern verſöhnen wird, ſo bleibt ihr doch mindeſtens das Verdienſt, Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Teutſchland dem ausröchelnden Geſchmack den G'nickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu ſprechen belieben.

Wenn eure Homere im Schlaf reden und eure Herkules Müken mit ihren Keulen erſchlagen — Wenn jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen verſteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leyerklang der Muſen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn ſie ihr Bruſtbild auf elendes Meſſing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falſchmünzer aufgehangen. Zwar möcht ihr oft auch bei uns Papiergeld ſtatt rußiſchen Rubels finden, aber Krieg und theure Zeit entſchuldigen alles.

So geh denn hin, Sibiriſche Anthologie — Geh

— du wirſt manchen Süßling beſeeligen, wirſt von ihm auf den Nachttiſch ſeiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabaſterne Lilienſchneehand ſeinem zärtlichen Kuß verrathen. — Geh — du wirſt in den Aſſembleen und Stadtviſiten manchen gähnenden Schlund der Langenweile ausfüllen, und vielleicht eine Circaſſienne ablöſen, die ſich im Plazregen der Läſterung müde geſtanden hat. — Geh — du wirſt die Küche mancher Kritiker berathen; ſie werden dein Licht fliehen, und ſich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu hu hu! — Schon hör ich das ohrzerfezende Geheule im unwirthbaren Forſt, und hülle mich angſtvoll in meinen Zobel."

Jezt wenden wir uns zu dem poetiſchen Inhalt der Anthologie. Die Entſtehungszeit der einzelnen Beiträge von Schiller läßt ſich nicht genau angeben, denn die Jahrzahl 1782, welche er ihnen in ſeiner Gedichtſammlung beifügte, kann ſich nur auf den erſten Abdruck beziehen, da die Vorrede der Anthologie vom 2. Februar datirt iſt. Der „Leichenphantaſie" hat Schiller das Dichtungsjahr 1780 vorangeſezt: die „Elegie auf den Tod eines Jünglings" und die „ſeligen Augenblicke" wurden ſchon 1781 gedruckt, und dieſe Jahrzahl findet ſich auch über dem Eröffnungsgedichte: „die Journaliſten und Minos." Einzelne Stücke mögen wohl noch von der Akademie herſtammen, aber die meiſten entſtanden gewiß im Jahre 1781. Um eine überſichtliche Vergleichung der Poeſien zu erleichtern, werde ich ſie, nach ihren Chiffren, gruppenweiſe zuſammenſtellen.

Y.

Unter dieſer Chiffre tritt Schiller als Herausgeber

der Anthologie auf: ſo unterſchrieb er Zueignung und Vorwort, ſo bezeichnet er die empfindungsvollen und pathetiſchen Gedichte, die den Schwerpunkt des ganzen Buches bilden. Nur das erſte Stück weicht vom Ton der übrigen ab, es vertauſcht das Pathos mit der Satyre, und Hauptmann von Schaurodt meinte: nicht Schiller, ſondern Ferd. Friedr. Pfeiffer ſei deſſen Verfaſſer. Hoffmeiſter nahm das zweifelhafte Poem als ein Schiller'ſches in Anſpruch (Nachleſe I, 133); ich opponirte ihm damals, auf jene Notiz geſtützt, aber nach ſorgſamer Erwägung der Umſtände muß ich ihm beipflichten. Die beiden proſaiſchen Eingangsreden der Anthologie ſind in ähnlichem Charakter gehalten, dennoch gehören ſie unſerm Dichter, und die Metzler'ſche Buchhandlung erklärte alle Gedichte mit Y für Schiller's Eigenthum. Noch während ſeines Lebens wurde dieſer Beitrag ihm ausdrücklich zuerkannt, denn der Nachdruck: „Sämmtliche Gedichte von Friedrich Schiller. Jena und Weimar 1800" brachte auf der erſten Seite des erſten Bandes: die Journaliſten und Minos. Darauf ſprach Schiller, in der Vorerinnerung zur Leipziger Ausgabe ſeiner Gedichte (Bd. II. S. 5), von dem „fehlerhaften Druck und dem ſchmutzigen Aeußern" jener unrechtmäßigen Sammlung, ohne jedoch irgend zu erwähnen, daß ſie Stücke enthalte, deren Verfaſſer er gar nicht ſei, was er wohl kaum unterlaſſen haben würde.

(1.) Die Journaliſten und Minos.

1781.

Folgendes iſt der kurze Inhalt des 22ſtrophiſchen Gedichtes: Seit Jahren herrſcht ein ſchwerer Waſſermangel

in der Hölle; man kann den Styx durchwaten, im Lethe werden Krebſe gefangen und Charon's Kahn ſteckt im Schlamme feſt. Minos ſendet Spione aus, um die Urheber des Uebels zu entdecken, und es gelingt ihnen einen Schwarm deutſcher Zeitungsſchreiber zu fangen, die mit ihren Dintenfäſſern den Kozytus ausgeſchöpft haben. Voll Zorn läßt Minos den Cerberus heraus und hetzt ihn auf die Armen, damit er ihnen die Daumen abbeißen muß. Zum Schluſſe heißt es:

Und nun, ihr guten Chriſten
Beherziget den Traum!
Fragt ihr nach Journaliſten,
So ſucht nur ihren Daum!

Sie bergen oft die Lüken,
Wie Jauner ohne Ohr
Sich helfen mit Perüken, —
Probatum! Gut davor!

Das Gedicht, an ſich bedeutungslos, mag wohl eine individuelle Bedeutung gehabt haben, die uns dunkel iſt, doch ſcheint es immer wunderlich, daß es an die Spitze des ganzen Buches geſtellt wurde.

— Die Anthologie war der Lauratempel, auf deſſen Altar Schiller eine wilde, hochüberſchlagende Flamme anzündete. Wer dieſe Laura geweſen, darüber iſt viel geſtritten worden. Lange behauptete man, daß Margaretha Schwan, Tochter des Mannheimer Buchhändlers, gemeint ſei, doch ſolche Vermuthung konnte nur die völlige Unbekanntſchaft mit dem Leben des Dichters erſin-

nen. Er kam Mitte Januar 1782 zum erſten Male nach Mannheim, und bereits 1781 wurde die „Entzückung an Laura“ im ſchwäbiſchen Muſenalmanach gedruckt. Caroline von Wolzogen ſagt: „die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverſtändniß mit einer mehr geiſtreichen als ſchönen Nachbarin; ſie ſcheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenſchaft für den beſtimmten Gegenſtand entſprungen.“ Durch Scharffenſtein erhalten wir folgende Auskunft: „Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura ſchlummerten ſchon lange in Schiller's Bruſt; es war die Liebesmyſtik dieſer jugendlichen, erſt ausfliegenden Feuerſeele, und nichts weniger als eine Laura gab dieſer Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hauſe einer Hauptmannswittwe; ein gutes Weib, das, ohne im mindeſten hübſch oder ſehr geiſtvoll zu ſein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieſes, in Ermangelung jedes andern weiblichen Weſens, wurde Laura. Schiller entbrannte und abſolvirte übrigens dieſen ohnehin nicht lange dauernden platoniſchen Flug ganz gewiß ehrlich durch.“*)

Wir wiſſen, daß hier die Hauptmann Viſcher gemeint iſt, wir wiſſen aber auch bereits, daß zwiſchen ihr und dem jungen Dichter nur ein freundliches, kein Liebesverhältniß ſtattfand. Noch weniger kann der Glaube Haltbarkeit gewinnen, Schiller habe ſeine überſchwenglichen Drang- und Gluthgeſänge an ſie gerichtet. In der Wirklichkeit iſt überhaupt keine Laura zu entdecken, doch wenn Scharffenſtein ſagt: „die Lauragedichte ſchlum-

*) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

merten ſchon lange in Schiller's Bruſt," und wenn Caroline von Wolzogen dies mit den Worten ergänzt: „ſie ſcheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Neigung für den beſtimmten Gegenſtand," ſo werden wir dadurch der Wahrheit nahe geführt.

Am einfachſten und natürlichſten hat Conz, der zu jener Zeit im traulichen Verkehr mit Schiller lebte, die Sache dargeſtellt. Er berichtet über die Lauraoden:*) „Ob ſie veranlaßt worden ſind durch eine jugendliche Leidenſchaft für irgend ein Frauenzimmer, wage ich nicht zu beſtimmen. Man wollte im Publikum eine junge geiſtvolle Offizierswittwe angeben, die damals mit Schiller im nämlichen Hauſe wohnte und wenigſtens in Bekanntſchaft mit ihm ſtand. Allein es iſt ſo gewöhnlich, daß man dergleichen Producten, die oft bloß Erzeugniſſe der Dichterphantaſie ſind, im Urtheile eine wirkliche Veranlaſſung durch ein Liebesverhältniß unterlegt. Man ſieht, Petrarcha hatte ihn damals begeiſtert, und die Gluth des Italieners, an der, wie man weiß, die Phantaſie auch noch mehr Antheil hatte denn das Herz, hatte auf den Fokus ſeiner kühnen Einbildungskraft eigenthümlich gezündet. In jedem Falle hat an den Lauragedichten, worin ſchon, wie in ſpäteren, die Macht des Idealiſtiſchen — nur auf eine ungezügeltere Weiſe — ſich regt, nach Feuer, Farbe und Ton, die Phantaſie bei Weitem mehr Antheil, als die Empfindung."

Die Entſtehung dieſer Oden läßt ſich, ohne Aufwand kühner Hypotheſen, in folgender Art deutlich bezeichnen:

*) Zeitung f. d. eleg. Welt. 1823. Nr. 3.

Bis zum ein und zwanzigſten Jahre blieb Schiller, mit ſeiner glühenden Phantaſie, zwiſchen den Mauern der Akademie von Welt und Menſchen abgeſperrt. „Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur," ſchreibt er*) „hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militairiſchen Regel, aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus." Unbekannt mit der wirklichen Welt, von der „eiſerne Stäbe" ihn ſchieden, unbekannt mit dem ſchönen Geſchlecht — „denn die Thore der Akademie öffnen ſich Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſein," — mußte Schiller's brennend poetiſche Einbildungskraft ſich ins Grenzenloſe, Titaniſche verirren.

Durch ſeine frühe Verehrung für Klopſtock war er aber zugleich in jene Sphäre abſtrakter Begeiſterung entrückt worden, welche es möglich machte, „die künftige Geliebte" zu beſingen.

Heißeſt du Laura? Laura beſang Petrarcha in Liedern,
Zwar dem Bewunderer ſchön, aber dem Liebenden nicht!"**)

Klopſtock hatte dies Thema angeſchlagen; Hölty, Miller und Voß führten es weiter aus. Auch die jungen

*) Ankündigung der Rheiniſchen Thalia im deutſchen Muſeum 1784. II. 363.

**) Vergl. Klopſtocks Ode: „Die künftige Geliebte."

Dichter der Akademie mußten sich nothgedrungen dieser seraphischen Denk- und Dichtweise anschließen, und Schiller feierte in Laura gewiß niemand anders, als — „die künftige Geliebte.“ Bei ihm verbirgt sich das Mysterium noch unter den goldenen Schleiern der Poesie, aber ein Anthologie-Genosse von geringerm Talent hat es in dem Liede: „an Fanny“ (Nr. 76) ziemlich nackt vor uns hingestellt. Schiller's Laura und die Amalia des Räuber Moor sind Geschwister; sie gingen aus einer seltsamen Mischehe hervor. Beide verrathen ihre Doppelnatur, denn wie auf dem Aetna mengt sich in ihnen Feuer und Eis: das Feuer einer rasenden Jünglingsphantasie und das Eis der starren Abstraktion.

Als Schiller endlich in's Freie hinaustrat, als ihn die lebendige Welt umwogte, welche er bisher „nur eben durch Fernröhre gekannt“, da gewann er so viel Macht über die stürmischen Liederklänge, um sie aufschreiben zu können. Das sind die Lauraden geworden, und sie erschienen selbst seinen nächsten Freunden wie blendende Meteore. Vor dem profanen Forscherauge muß aber jedes dichterische Gebild einen bestimmten, faßbaren Gegenstand haben; es war am bequemsten, Schiller's Hausgenossin für diesen Gegenstand zu erklären, und der junge Poet ließ dergleichen spöttische Deutungen ruhig hingehen, obwohl die Wittwe Vischer sicherlich kein bevorzugtes Anrecht auf seine Dichtungen besaß.

Es ist etwas Eigenes um die Lauraden. Sie wurden von der Kritik oft hoch belobt, oft bitter getadelt, aber beides geschah sehr zum Ueberfluß. Ein besonderes Lob ertragen sie gar nicht, und der Tadel fällt auf den zurück, der ihn ausspricht. In diesen Liedern strömt Schiller's

intenſivſtes Seelenleben; ſie ſind die Farben zu ſeinem Jugendbilde, ohne ſie würde es faſt ein bloßer Schattenriß ſein. Nachmals hat Schiller einen Theil der Oden ſorglich gekürzt und geglättet, doch alle Zeit und Mühe, welche er daran wendete, war verloren, denn ihr voller Werth liegt doch immer wieder in der urſprünglichen Form.

(2.) Fantaſie an Laura.

Sehr bezeichnend eröffnet eine „Phantaſie" den Kreis dieſer Lieder, denn Laura ſelbſt iſt ja ein körperloſes Traumgebild. Keine individuelle Liebe mit ihren ſtillen Freuden und Leiden tritt uns hier entgegen, ſondern ein allgemeiner Begriff, der die todte Schöpfung und die empfindende Natur beherrſcht. Dieſe Liebe hat mit der Erde nichts zu ſchaffen, erſt wenn ſich Zeit und Ewigkeit vermählen, wenn den Liebenden ein Weltenbrand als Hochzeitsfackel leuchtet, dann ſtrahlt ihr Morgenroth. — Schiller nahm die Ode mit zwei unbedeutenden Varianten, wörtlich in ſeine Gedichte auf.

(3.) Laura am Klavier.

Hinrichs bemerkt: „Das muſikaliſche Inſtrument iſt hier das Inſtrument der Seele. Wie das Gemüth, von Freude und Leid bewegt, in ſich erzittert, erklingt auch das Inſtrument in Dur- und Molltönen. Die muſikaliſchen Töne ſind nicht bloße Töne, Naturlaute, ſondern Gemüthstöne, Seelenklänge." Eine ſolche Auffaſſung ſtimmt ganz zu der ſeraphiſch verſchwimmenden Erſcheinung Laura's. — Als Schiller 1793 eine kleine Sammlung ſeiner Poeſien herauszugeben beabſichtigte, wählte Körner auch das oben-

genannte Lied, und Schiller antwortete ihm unterm 27. Mai: „Laura am Klavier hätte ich Luſt aufzuopfern.“ Später ließ er daſſelbe zwar abdrucken, aber nur bis zu den Worten: „Die man in Elyſen ſpricht.“ Danach kommen in der Anthologie noch folgende Strophen:

Von dem Auge weg der Schleyer!
Starre Riegel von dem Ohr!
Mädchen! Ha, ſchon athm' ich freier,
Läutert mich ätheriſch Feuer?
Tragen Wirbel mich empor? — —

Neuer Geiſter Sonnenſize
Winken durch zerrißner Himmel Rize —
Ueberm Grabe Morgenroth!
Weg, ihr Spötter, mit Inſektenwize!
Weg! Es iſt ein Gott — — — —

So fehlt denn gegenwärtig die eigentliche Spitze des Ganzen, wo Laura, durch die Gewalt magiſcher Klänge, den Dichter zwingt, in überzeugungsvoller Begeiſterung auszurufen: Es iſt ein Gott!

(4.) Die ſeeligen Augenblike
an Laura.

Laura, über dieſe Welt zu flüchten
Wähn ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten
Wenn dein Blik in meine Blike ſtimmt,
Aetherlüfte träum' ich einzuſaugen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauem Spiegel ſchwimmt; —

Leverklang aus Paradiſes Fernen,
Harfenſchwung aus angenehmern Sternen
Raf' ich in mein trunken Ohr zu ziehn,
Meine Muſe fühlt die Schäferſtunde,
Wenn von deinem wolluſtheißem Munde
Silbertöne ungern fliehn; —

Amoretten ſeh ich Flügel ſchwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten ſpringen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Raſcher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sole
Flüchtig wie die Welle ſchwebt; —

Deine Blike — wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felſenadern Pulſe leihn,
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein! —

Wenn dann, wie gehoben aus den Achſen
Zwei Geſtirn, in Körper Körper wachſen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wolluſtfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden ſich begegnen
In des Athems Flammenwind, — — —

Qualentzüken — — Paradieſesſchmerzen! — —
Wilder flutet zum beklommnen Herzen,
Wie Gewapnete zur Schlacht, das Blut,

Die Natur, der Endlichkeit vergeſſen,
Wagts mit höhern Weſen ſich zu meſſen,
Schwindelt ob der acherontſchen Flut.

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Nacht verſchlingt den Quell des Lichts —
Leiſes .. Murmeln ... dumpfer .. hin .. verloren ..
Stirbt ... allmälig .. in den trunknen ... Ohren ...
Und die Welt iſt .... Nichts ....

Ach vielleicht verpraßte tauſend Monde
Laura, die Elyſiumsſekunde,
All begraben in dem ſchmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Ehrones harrte,
Hingebannt ob dieſer Gruppe ſtarrte
Wie ein Marmorbild — — die Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieſer Wonne ſchlagen
Schon die Strudel der Vergeſſenheit.

Dies Gedicht ſtand zuerſt in Ständlin's Muſenalmanach; es iſt daraus oben mitgetheilt worden, und das Abweichende beider Lesarten erregt unſer Intereſſe um ſo mehr, als die Neugeſtaltung ſchon innerhalb weniger Monde erfolgte. Laura's Bild ſcheint ſich hier verkörpern zu wollen: ſie hat blaue Augen, ſie ſingt und tanzt, der

Dichter umſchlingt ſie, ihre Küſſe begegnen ſich und ihre Sinne ſchwinden in der Seligkeit des Genuſſes. Aber dennoch wird es uns ſchwer, dem dithyrambiſchen Jubel zu glauben; wir ſehen, ſtatt der blühend friſchen Entzückung eines liebenden Dichters immer nur das fieberhafte Pathos eines erdichteten Liebhabers. Was wir vermiſſen, iſt die Wahrheit der Situation, und am Ende löſt ſich alles wieder in den Satz auf: „Träume werden um mich her zu Weſen.“ Schiller ſagt in dem erwähnten Briefe an Körner, vom 27. Mai 1793: „Unter den Gedichten an Laura iſt das: die Entzückung vergeſſen, welches eins der fehlerfreiſten iſt.“ Während im ſchwäbiſchen Muſenalmanach die ſechste und achte Strophe fehlt, nahm Schiller in ſeine poetiſchen Werke nur die erſten vier Strophen auf. Aber nun gelangt das Gedicht dort zu keinem Abſchluß, ſondern ſchwebt ruhelos in der Luft, wie der buntbefiederte Paradiesvogel, der keine Füße hat, um die Erde berühren zu können.

(5.) An die Parzen.

Nicht ins Gewühl der rauſchenden Redouten,
Wo Stuzerwiz ſich wunderherrlich ſpreißt,
Und leichter als das Nez der fliegenden Bajouten, *)
Die Tugend junger Schönen reißt; —

Nicht vor die ſchmeichleriſche Toilette,
Wovor die Eitelkeit, als ihrem Götzen, kniet,
Und oft in wärmere Gebete,
Als zu dem Himmel ſelbſt entglüht;

*) Kurze Mäntel von ſchwarzem Flor oder Spitzen, die man damals bei Maskenballen über dem Domino trug.

Nicht hinter der Gardinen listigen Schleyer
Wo heuchlerische Nacht das Aug der Welt betrügt,
Und Herzen, kalt im Sonnenfeuer,
In glühende Begierden wiegt.

Wo wir die Weisheit schaamroth überraschen
Die kühnlich Phöbus Stralen trinkt,
Und Männer gleich den Knaben diebisch naschen,
Und Plato von den Sfären sinkt —

In dir — zu dir, du einsames Geschwister,
Euch Töchtern des Geschickes, flieht
Bey meiner Laute leiserem Gestister
Schwermuthig süß mein Minnelied.

Ihr einzigen für die noch kein Sonnet girret,
Um deren Geld kein Wucherer noch warb,
Kein Stuzer noch Klagarien geschwirret,
Kein Schäfer noch arkadisch starb.

Die ihr den Nervenfaden unsers Lebens
Durch weiche Finger sorgsam treibt,
Bis unterm Klang der Scheere sich vergebens
Die zarte Spinnewebe sträubt.

Daß du auch mir den Lebensfaden spinnteſt,
Küß ich e Klotho deine Hand; —
Daß du noch nicht den jungen Faden trennteſt,
Nimm Lachesis diß Blumenband.

Oft hast du Dornen an den Faden
Noch öfter Rosen dran gereiht,
Für Dorn' und Rosen an dem Faden
Sey Klotho dir diß Lied geweiht;

Oft haben ſturmende Affekte
Den weichen Zwirn herumgezerrt,
Oft rieſenmäßige Projekte
Des Fadens freien Schwung geſperrt;

Oft in wollüſtig ſüſer Stunde
War mir der Faden faſt zu fein,
Noch öfter an der Schwermut Schauerſchlunde
Muſt' er zu feſt geſponnen ſeyn:

Diß Klotho und noch andre Lügen
Bitt ich dir itzt mit Thränen ab,
Nun ſoll mir auch fortan genügen
Was mir die weiſe Klotho gab.

Nur laß an Roſen nie die Scheere klirren
An Dornen nur — doch wie du willſt.
Laß wenn du willſt die Todtenſcheere klirren
Wenn du diß eine nur erfüllſt.

Wenn Göttin itzt an Laurens Mund beſchworen
Mein Geiſt aus ſeiner Hülfe ſpringt,
Berrathen, ob des Todenreiches Thoren
Mein junges Leben ſchwindelnd hängt,

Laß ins Unendliche den Faden wallen,
Er wallet durch ein Paradis,
Dann, Göttinn, laß die böſe Scheere fallen!
O laß ſie fallen Lacheſis!

Wenn dieſe Ode auch Laura's Namen nicht an der Stirn trägt, ſo taucht derſelbe doch gegen das Ende bedeutungsvoll daraus empor. Schiller bittet die Parzen,

in ſolchen „ſeligen Augenblicken", wie das vorige Lied ſie ſchildert, ſeinen Lebensfaden nicht zu zerſchneiden, ſondern ihn ins Unendliche wallen zu laſſen. Durch die Liebe hat er den Werth des Lebens begreifen gelernt. — Weder Schiller's Gedichte, noch deſſen ſämmtliche Werke, enthalten dies eigenthümliche Poem, obwohl Körner dasſelbe für die beabſichtigte Sammlung unzweifelhaft paſſend fand.*)

(6.) Der Triumf der Liebe,

eine Hymne.

Hier iſt nun der Gedanke, der uns im Liede an die Parzen begegnete, das alles Glück, aller Reiz des Lebens in der Liebe ruht, bis zur vollendetſten Steigerung durchgeführt. Wie die Schöpfung, der Olymp und der Orkus erſt durch die Liebe beſeelt werden, ſo auch der Menſch; ohne ſie iſt ſein Daſein öde und freudlos. Selbſt die Weisheit muß vor ihr zurücktreten, und wir würden nicht unſterblich ſein wollen, lockte uns nicht die Liebe über's Grab hinaus. — Schiller hat das herrliche Jugendgedicht mannigfach umgeändert, ehe er es wieder abdrucken ließ, und dabei tilgte er auch die Stelle, welche es mit den Lauraoden verknüpft, zu deren ſchönſten Zierden es urſprünglich gehörte:

Liebe rauſcht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn ſanfter wallen;
Seele haucht ſie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen,

*) Brief vom 11. Mai 1793.

Unnachahmliches Gefühl
In der Saiten Wonnespiel.
Wenn sie Laura! hallen.
Liebe Liebe lispelt nur
Auf der Laute der Natur.

Durch den Dichter selbst erfahren wir, daß die Hymne auf Veranlassung von Bürger's „Nachtfeier der Venus" entstanden ist.*) Am 1. September 1788, als Schiller in Rudolstadt lebte, als ihn im Lengefeld'schen Hause das Gefühl der entstehenden Liebe beseeligte, bat er den Freund Körner, diese Hymne zu componiren, da durch seine Musik zum Lied „an die Freude" alles enthusiasmirt worden sei.

(7.) Vorwurf,
an Laura.

Mädchen halt — wohin mit mir? du Lose?
Bin ich noch der stolze Mann? der Grose?
Mädchen, war das schön?
Sieh! Der Riese schrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöhn.

Abgepflücket hast du meine Blume,
Hast verblasen all die Glanzfantome
Narrentheidigst in des Helden Raub.
Meiner Plane stolze Pyramiden
Trippelst du mit leichten Zefvertritten
Schäkernd in den Staub.

*) Siehe unten die Recension der Anthologie.

Zu der Gottheit pflog ich Adlerpfade,
Lächelte Fortunens Gaukelrade,
Unbesorgt, wie ihre Kugel fiel.
Jenseits dem Kozytus wollt' ich schweben,
Und empfange sklavisch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenspiel.

Siegern gleich, die wach von Donnerlanzen
In des Ruhmes Eisenfluren tanzen
Losgerissen von der Frynen Brust,
Wallet aus Aurorens Rosenbette
Gottes Sonne über Fürstenstädte
Lacht die junge Welt in Lust!

Hüpft der Heldin noch das Herz entgegen?
Trink ich, Adler, noch den Flammenregen
Ihres Auges das vernichtend brennt?
In den Bliken die vernichtend blinken
Seh ich meiner Laura Liebe winken,
Seh's, und weine wie ein Kind.

Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen hast du hingemordet.
Schwindelnd schwank ich auf der gäben Höhe,
Laura? — wenn mich — wenn mich Laura flöhe?
Und hinunterstrudelt mich das Wort.

Hell ertönt das Evoe der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze springen aus dem goldnen Wein.

Seit das Mädchen meinen Sinn beſchworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freudlos irr ich und allein.

Lauſch ich noch des Ruhmes Donnergloken?
Reizt mich noch der Lorbeer in den Loken?
Deine Lehr, Apollo Zynthius?
Nimmer, nimmer wiederhallt mein Buſen,
Traurig fliehen die beſchämten Muſen,
Flieht Apollo Zynthius?

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
Hüpfen noch bei Vaterlandes Namen
Meine Pulſe lebend aus der Gruft?
Will ich noch nach Varus Adler ringen?
Wünſch ich noch in Römerblut zu ſpringen,
Wenn mein Herrmann ruft? —

Köſtlich iſts — der Schwindel ſtarrer Augen,
Seiner Tempel Weihrauchduft zu ſaugen,
Stolzer, kühner ſchwillt die Bruſt. —
Kaum erbettelt izt ein halbes Lächeln
Was in Flammen jeden Sinn zu fächeln
Zu emporen jede Kraft gewußt. —

Daß mein Ruhm ſich zum Orion ſchmiegte,
Hoch erhoben ſich mein Name wiegte
In des Zeitſtroms wogendem Gewühl.
Daß dereinſt an meinem Monumente,
Stolzer thürmend nach dem Firmamente
Ehrnes Senſe ſplitternd niederfiel —

Lächelſt du? — Nein! nichts hab ich verloren!
Stern und Lorbeer neid ich nicht den Thoren,
Leichen ihre Marmor nie —
Alles hat die Liebe mir errungen,
Ueber Menſchen hätt' ich mich geſchwungen,
Izo lieb' ich ſie!

Der „Triumph der Liebe" hat aus Schiller's Seele die ſtolzen Plane und den Drang nach Ruhm verbannt. Durch Laura's Bild iſt er dem lauten Kreis der Freunde entfremdet worden, und denkt nicht mehr daran, daß er ſich ein Monument aufrichten wollte, an dem Ehrenos' Senſe machtlos zerſplittern muß. Hoffmeiſter ſagt: „Man vermißt dieſes Gedicht ungern in dem Kranze der Lauralieder, weil es ſo tief in die Geiſtesgründe ſeines Urhebers hinunterſteigt. Seiner Liebe ſtellt er hier, wie man ſieht, ſeine hohen Entwürfe, ſeine erhabene Begeiſterung, ſeine ſtolze Genügſamkeit, ſeine Ruhmbegierde, ſeine kühne Vaterlandsliebe, ſeinen Männerſinn — kurz er ſtellt der zarten Seite ſeiner Natur die heroiſche Seite entgegen, und ſpricht ſo jenes doppelte Grundelement aus, welches ſein ganzes geiſtiges Leben bewegte." — Körner zählte das Gedicht, im Briefe vom 11. Mai 1793, zu denjenigen, welche unbedingt aufbewahrt zu werden verdienten, und dennoch ließ er es nachmals aus Schiller's Werken zurück.

(8.) Meine Blumen.

Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Veilchen auf der Au!
Süßer Balſamathem fächelt
Aus des Kelches Himmelblau.

Schön das Kleid mit Licht geſtikket,
Schön hat Flora euch geſchmüket
Mit des Buſens Perlenthau!
Holde Frühlingskinder weinet!
Seelen hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Au!

Nachtigall und Lerche flöten
Minnelieder über euch,
Und in euren Balſambeeten
Gattet ſich das Fliegenreich.
Schuf nicht für die ſüſen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe.
So wollüſtig die Natur,
Sanfte Frühlingskinder weinet,
Liebe hat ſie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknikt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter ſchikt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Flügelboten ſüſer Schmerzen!
Goß euch diß Berühren ein.
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Blumen in dem Hayn!

Wir ſehen, daß Laura, „vom Dom umzingelt", Kränze flicht, und ſie unter Thränen dem Geliebten ſendet. Schiller dachte ſich alſo das Mädchen wohl in der Ab-

geſchiedenheit eines Kloſters vergraben; Hoffmeiſter hat, wunderlich genug, aus dem Dom einen „Dorn" gemacht.*) — Vorſtehendes Lied war das einzige, welches Schiller in den erſten Theil ſeiner Gedichte (1800) aus der Anthologie aufnahm, doch finden wir es dort ganz und gar umgeformt. Wenn man aber beide Lesarten vergleicht, ſo wird man bekennen müſſen, daß die neuere, obwohl ſie an Milde und Reinheit gewonnen hat, dennoch verunglückt iſt. Laura wurde in eine Nanny umgewandelt, und ſie empfängt nun den Strauß vom Dichter, weil ihre Mutter ihm die Thür gewieſen. Wäre das Gedicht, bei ſeinem Entſtehen, unmittelbar aus einer wirklichen Situation hervorgegangen, denn würde ſpäter eine ſolche totale Umſtürzung für Schiller ſchwer, wohl gar unmöglich geweſen ſein.

(9.) Das Geheimniß der Reminiſcenz.

An Laura.

Ewig ſtarr an Deinem Mund zu hangen,
Wer enträzelt dieſes Wutverlangen?
Wer die Wolluſt, Deinen Hauch zu trinken,
In Dein Weſen, wenn ſich Blike winken,
Sterbend zu verſinken?

Fliehen nicht verrätheriſch, — wie Sklaven,
Weggeworfen faigen Muths die Waffen, —
Meine Geiſter, hin im Augenblike!
Stürmend über meines Lebens Brüke,
Wenn ich Dich erblike?

*) Nachleſe, I. 184.

Sprich, warum entlaufen ſie dem Meiſter?
Suchen dort die Heimat meine Geiſter?
Oder küſſen die getrennten Brüder,
Losgeraft vom Kettenband der Glieder,
Dort bei Dir ſich wieder? —

Laura, träum' ich? raſ' ich? — die Gedanken
Ueberwirbeln des Verſtandes Schranken —
Sieh! der Wahnſinn iſt des Räzels kunder,
Staune Weisheit ob des Wahnſinns Wunder
Neidiſchbleich herunter.

Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Stral erloſchner Sonnen
In den Tagen lang begrabner Wonnen
Schon in Eins zerronnen?

Ja wir warens — Eins mit Deinem Dichter
Warſt du Laura — warſt ein Weltzernichter! —
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben:
Eins mit deinem Lieben!

Aber ach! — die ſel'gen Augenblike
Weinen leiſer in mein Ohr zurüke —
Könnten Grolls die Gottheit Sünder ſchelten,
Laura — den Monarchen aller Welten
Würd' ich Neides ſchelten.

Aus den Angeln drehten wir Planeten,
Badeten in lichten Morgenröthen,

In den Loken ſpielten Edens Düfte
Und den Silbergürtel unſrer Hüfte
Wiegten Mayenlüfte.

Uns entgegen goſſen Nektarquellen
Tauſendfältigt ihre Wolluſtwellen,
Unſerm Winke ſprangen Chaosriegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Unſern Augen riſſ der Dinge Schleyer,
Unſre Blike, flammender und freyer,
Sahen in der Schöpfung Labyrinthen,
Wo die Augen Bonnets verblinden,
Sich noch Räder winden —

Tief o Laura, unter jener Wonne
Wälzte ſich des Glukes Nietentonne,
Schweifend durch der Wolluſt weite Lande
Warfen wir der Sättigung Ankerbande
Ewig nie am Strande —

Meine Laura — dieſer Gott iſt nimmer,
Du und ich des Gottes ſchöne Trümmer,
Und in uns ein unerſättlich Drängen
Das verlorne Weſen einzuſchlingen,
Gottheit zu erſchwingen.

Darum, Laura dieſes Wutverlangen,
Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,

*) Pierre Bonnet, ein berühmter Naturforſcher (geſt. 1793), der vorzüglich die Inſekten zu ſeinem Studium gemacht hatte.

Und die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blike winken,
Sterbend zu verſinken.

Darum fliehn, verrätheriſch, wie Sklaven,
Weggeworfen, faigen Muts die Waffen
Meine Geiſter, hin im Augenblike!
Stürmend meines Lebens Bruke,
Wenn ich Dich erblike!

Darum nur entlaufen ſie dem Meiſter,
Ihre Heimat ſuchen meine Geiſter,
Losgeraft vom Kettenband der Glieder,
Küſſen ſich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Töne! Flammen! zitterndes Entzüken!
Weſen lechzt an Weſen anzurüken —
Wie, beim Anblik einer Freundsgaleere,
Friedensflaggen im Oſtindermeere
Weben laſſen Heere;

Aufgejagt von froher Pulverweke,
Springt das Schiffsvolk freudig auf's Verdeke,
Hoch im Winde ſchwingen ſie die Hüte,
Poſidaons wogendes Gebiete
Tönt von ihrem Liede. —

War es nicht die freudige Entſezen,
Als mir's ward an Lauren mich zu lezen?
Ha! das Blut, voll wütendem Verlangen
Drängte ſich muthwillig zu den Wangen,
Lauren zu empfangen —

Und auch Du — da mich dein Auge spähte,
Was verrieth der Wangen Morgenröthe? — —
Floh'n wir nicht als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Brennend an einander? —

Sieh, o Laura, deinen Dichter weinen! —
Wie verlor'ne Sterne wieder scheinen,
Flimmen öfters, flüchtig, gleich dem Blize,
Traurigmahnend an die Götterſize,
Stralen durch die Nize —

Oftmals lispeln der Empfindung Saiten
Leiſe Ahndung jener goldnen Zeiten —
Wenn ſich ſchüchtern unſre Augen grüſen,
Seh ich träumend in den Paradieſen
Nektarſtröme flieſen. —

Ach zu oft nur waffn' ich meine Mächte,
Zu erobern die verlornen Rechte —
Klimme kühner bis zur Nektarquelle,
Poche ſiegend an des Himmels Schwelle, —
Taumle ruck zur Hölle!

Wenn dein Dichter ſich an deine ſüſen
Lippen klammert mit berauſchten Küſſen,
Fremde Töne um die Ohren ſchwirren,
Unſre Weſen aus den Fugen irren
Strudelnd ſich verwirren,

Und verkauft vom Meineid der Vaſallen
Unſre Seelen ihrer Welt entfallen,

Mit des Staubs Tyrannenſteuer pralen,
Tod und Leben zu wollüſtigen Qualen
Gaukeln in den Schaalen.

Und wir beide — näher ſchon den Göttern —
Auf der Wonne gähe Spize klettern,
Mit den Leibern ſich die Geiſter zanken,
Und der Endlichkeit despotiſche Schranken —
Sterbend — überſchwanken —

Waren, Laura, dieſe Luſtſekunden
Nicht ein Liebſtal jener Götterſtunden?
Nicht Entzüken, die uns einſt durchfuhren?
Ineinanderzukender Naturen,
Ach! nur matte Spuren?

Hat dir nicht ein Stral zurükgeloſtet?
Haſt du nicht den Göttertrank gekoſtet? —
Ach! ich ſeh den Purpur deiner Wangen! —
War es doch der Weſen die ſich ſchlangen
Eitles Unterfangen! — —

Laura — majeſtätiſch anzuſchauen
Stand ein Baum in Edens Blumenauen;
„Seine Frucht verneint' ich eurem Gaume
„Wiſt! der Apfel an dem Wunderbaume
„Labt — mit Göttertraume."

Laura — weine unſers Glükes Wunde! —
Saftig war der Apfel ihrem Munde — — —
Bald — als ſie ſich Unſchuldsvoll umrollten —
Sieh! — wie Flammen ihr Geſicht vergoldten! —
— Und die Teufel ſchmollten.

Hier erklimmt der Dichter die höchſten Staffeln des platoniſchen Lehrgebäudes, und ſteigt ſogar noch darüber hinaus. Nach Plato hat die Seele ſchon gelebt, bevor ſie in unſern Körper überging, und es blieb ihr ein traumartiges Erinnern an jene Vorzeit. Schiller läßt ſich und Laura früher in einen Gott vereint geweſen ſein; aus dieſer einheitlichen Vergangenheit löſ't er das Räthſel ihrer Liebe, ihrer gegenſeitigen unbeſiegbaren Anziehungskraft: denn dieſe Liebe iſt nur der Drang, wieder Eins, wieder ein Gott zu werden. Laura's nonnenhaftes Weſen, wie es ſich in dem vorletzten Liede kundgab, mußte ſolche ſeraphiſche Schwärmerei begünſtigen, aber ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, der wirklich liebt, wird ſeine Empfindung nimmermehr auf die ſubtilen Syſteme eines längſt verſtorbenen Philoſophen zurückführen. — „Das Geheimniß der Reminiscenz" iſt in Schiller's Werken außerordentlich verkürzt und verändert abgedruckt, ſo daß dort, von den neun und zwanzig Strophen des Originals, nur zwölf übrig geblieben ſind.

(10.) Melancholie

an Laura.

Hiermit enden Schiller's Lauraeden, denn wo die Liebe ein bloßes Traumbild iſt, da muß ſie ſich nothwendig in düſtre „Melancholie" auflöſen. Wie zuvor der Jubel in's Allgemeine, Abſtrakte verrauſchte, ſo geſchieht es nun auch mit den Klagen; es fehlt ihnen an Unmittelbarkeit, weil ihnen der Gegenſtand fehlte. Dafür geſtatten dieſe Lieder aber einen tiefen Blick in das Gemüthsleben des Dichters, und ein faſt prophetiſcher Hauch geht durch ſie hin. Hoch erhoben wiegt ſich ſein Name

auf den Wogen des Zeitſtroms, und Chronos' Senſe fällt an ſeinem Monument zerſplitternd nieder (ſ. o. S. 136). Ebenſo erfüllt ſich die Ahnung eines frühen Todes, welche die „Melancholie" ausſpricht. In der „ſchönſten Schöne" wurde die Blume abgebrochen; Wilhelm Tell war kaum geſchrieben, Demetrius ſollte erſt vollendet werden, da löſchte der Genius Schiller's Lebensfackel „wie der Vorhang an der Trauerbühne niederrauſchet bei der ſchönſten Scene, wenn noch ſchweigend horcht das Haus." — Körner hat das Gedicht nachträglich in die Werke eingeſchaltet, darum enthält es dort keine Varianten, und eine kleine Veränderung der erſten Strophe rührt wohl vom Herausgeber her.

Hat uns dieſer Odenkreis Schiller's Phantaſien über das Thema Liebe vorgeführt, ſo behandelt der Dichter nun, gleichfalls unter der Chiffre **H**, andere bedeutende Stoffe, die das Menſchenherz erheben.

(11.) Hymne an den Unendlichen.

Das Gedicht iſt bereits Bd. I. S. 126 mitgetheilt worden, um es nicht aus ſeiner eigentlichen Entſtehungszeit herauszureißen. In Schiller's Werken fehlt daſſelbe.

(12.) Eine Leichenfantaſie.

1780.

(in Muſik zu haben beim Herausgeber.)

Noch auf der Akademie wurde dies Grablied durch den Tod des jüngern Hoven hervorgerufen, und es iſt bereits in ſeinem Verhältniß zur folgenden Dichtung beleuchtet worden. Die Compoſition rührte wohl von Zum-

ſteeg her. — In Schiller's Werken ſteht die „Leichenphantaſie“ unverändert, und enthält eine ſehr keck gereimte Stelle:

Muthig ſprang er im Gewühle der Menſchen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmelan flog er in ſchweifenden Wünſchen,
Hoch wie die Adler in wolkigter Höh'.

Hierauf bezieht ſich A. W. von Schlegel's trauriges Epigramm, das ein halbes Jahrhundert ſpäter in Wendt's Muſenalmanach auf 1832 abgedruckt wurde:

„Wenn jemand Schooße reimt auf Roſe;
Auf Menſchen, wünſchen; und in Proſe
Und Verſen ſchillert: Freunde! wißt,
Daß ſeine Heimath Schwaben iſt.“

(13.) Elegie auf den Tod eines Jünglings.

Die Elegie entſtand 1781, wir haben zur Zeit (ſ. Bd. I. S. 220) ihre urſprüngliche Form kennen gelernt, und finden ſie nun, nach Jahresfriſt, überarbeitet wieder. In dieſem Zwiſchenraum verloren Schiller's Zweifel viel von ihrer Schärfe. Damals ſollten dem Todten die Räthſel enthüllt werden:

Ob es wahr ſei, was den Pilger freute?
Ob noch jenſeits ein Gedanke ſei?
Ob die Tugend über's Grab geleite?
Ob es alles eitle Phantaſei?

Jetzt hofft der Dichter, ſein dahingeſchiedener Freund habe bereits erfahren:

Daß es wahr ſey, was den Pilger freute,
Daß noch jenſeits ein Gedanke ſey,
Daß die Tugend über's Grab geleite
Daß es mehr denn eitle Fantaſey. —

Schiller ließ die Elegie nicht wieder abdrucken, aber Körner, der ſie ſchon 1793 als würdig bezeichnet hatte, nahm dieſelbe aus der Anthologie in des Dichters Werke auf.

(14.) Die Gröſe der Welt.

Dieſe kühne markige Dichtung iſt ganz im Versmaaß der „Hymne an den Unendlichen" abgefaßt, aber ſo vollendet, daß Schiller, der ſie nachmals wieder aufnahm, kein Wort daran veränderte.

(15.) Die Freundſchaft.

(aus den Briefen von Julius an Raphael; einem noch ungedruckten Roman)

Aus der Ueberſchrift ſehen wir, daß dieſe Ode von Urſprung für die Briefe des Julius an Raphael beſtimmt war, welche ſich, nach dem damaligen Plane, zum philoſophiſchen „Roman" geſtalten ſollten. Wie Schiller ſeine Liebe aus den Syſtemen Plato's zu erklären ſuchte (ſ. die Anmerk. zu Nr. 9), ſo ſchöpfte er hier die Begriffe aus Spinoza's Philoſophie. Sein klöſterliches Jugendleben hatte ihn frühe darauf hingewieſen, ſich an treue Genoſſen anzuſchließen, und alle Zeugniſſe bekunden, daß er ihnen ein faſt ſchwärmeriſches Freundſchaftsgefühl entgegentrug. Erſt 1786 erſchien ein Theil der „Philoſophiſchen Briefe"; Schiller nahm acht Strophen des

Gedichtes darin auf*), und es wird durch jene Briefe selbst am beſten erläutert. — Aus ſeinen Gedichten ließ Schiller „die Freundſchaft“ fort, doch Körner hat bei Zuſammenſtellung der Werke, dieſer ſchönen Ode einen Platz vergönnt.

(16.) Die ſchlimmen Monarchen.

Euren Preiß erklimme meine Leyer —
Erdengötter — die der ſüſen Feyer
Anadyomenens ſanft nur klang;
Leiſer um das pompende Getöſe,
Schüchtern um die Purpurflammen eurer Gröſe
Zittert der Geſang.

Redet! ſoll ich goldne Saiten ſchlagen,
Wenn vom Jubelruf empor getragen
Euer Wagen durch den Wahlplaz rauſcht?
Wenn ihr, ſchlapp vom eiſernen Umarmen,
Schwere Panzer mit den weichen Roſenarmen
Eurer Phrynen tauſcht? —

Soll vielleicht im Schimmer goldner Raiſen,
Götter, euch die kühne Hymne greifen
Wo in myſtiſch Dunkel eingemummt
Euer Spleen mit Donnerkeilen tändelt,
Mit Verbrechen eine Menſchlichkeit bemäntelt
Bis — das Grab verſtummt?

Sing ich Ruhe unter Diademen?
Soll ich, Fürſten, eure Träume rühmen? —

*) Thalia, Heft III. S. 123 u. 130.

Wenn der Wurm am Königsherzen zehrt
Webt der goldne Schlummer um den Mohren,
Der den Schatz bewacht an des Pallaſtes Thoren,
Und — ihn nicht begehrt.

Zeig o Muſe, wie mit Ruderſklaven
Könige auf einem Polſter ſchlafen,
Die gelöſchten Blize freundlich thun,
Wo nun nimmer ihre Launen foltern,
Nimmer die Theaterminotaure poltern,
Und — die Löwen ruhn.

Auf! Betaſte mit dem Zauberſiegel,
Hekate, des Gruftgewölbes Riegel!
Horch! die Flügel donnern jach zurük!
Wo des Todes Odem dumpfig ſäuſelt,
Schauerluft die ſtarren Loken aufwärts kräuſelt,
Sing ich — Fürſtenglük. — —

Hier das Ufer? — Hier in dieſen Grotten
Stranden eurer Wünſche ſtolze Flotten?
Hier — wo eurer Gröſe Flut ſich ſtößt?
Ewig nie dem Ruhme zu erwarmen,
Schmiedet hier die Nacht mit ſchwarzen Schauerarmen
Potentaten feſt.

Traurig funkelt auf dem Todtenkaſten
Eurer Kronen, der unperlten Laſten,
Eurer Szepter undankbare Pracht.
Wie ſo ſchön man Mieder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit dem Leib beſoldet,
Dem — die Welt gewacht.

Stolze Pflanzen in ſo niedern Beeten!
Seht doch! — wie mit welken Majeſtäten
Garſtig ſpaßt der unverſchämte Tod!
Die durch Nord und Oſt und Weſt geboten —
Dulden ſie des Unholds ekelhafte Zoten,
Und — kein Sultan droht?

Springt doch auf, ihr ſtörrige Verſtummer,
Schüttelt ab den tauſendpfundgen Schlummer,
Siegespauken trommeln aus der Schlacht,
Höret doch, wie hell die Zinken ſchmettern!
Wie des Volkes wilde Vivat euch vergöttern!
Könige erwacht!

Siebenſchläfer! — o ſo hört die hellen
Hörner klingen und die Doggen bellen!
Tauſendrörigt knallt das Jagdenfeu'r;
Muntre Roſſe wiehern nach dem Forſte,
Blutig wälzt der Eber ſeine Stachelborſte,
Und — der Sieg iſt eu'r!

Was iſt das? — Auch Fürſten ſchweigen ſelber?
Neunfach durch die heulenden Gewölber
Spottet mir ein ſchleifend Echo nach —
Hört doch nur den Kammerjunker düßeln:
Euch beehrt Madonna mit geheimen Schlüſſeln
In — ihr Schlafgemach.

Keine Antwort — Ernſtlich iſt die Stille —
Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
Die die Augen des Trabanten deckt? —

Und ihr fodert Anbetung in Aſche,
Daß die blinde Meze Glük in eure Taſche
Eine — Welt geſtekt?

Und ihr raſſelt, Gottes Rieſenpuppen,
Hoch daher in kindiſchſtolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
Pöbelteufel klatſchen dem Geklimper,
Aber weinend ziſchen den erhabnen Stümper
Seine Engel aus.

Ins Gebiet der leiſeren Gedanken,
Würden — überwänden ſie die Schranken —
Schlangenwirbel eure Mäkler drehn;
Lernt doch, daß die euren zu entfalten,
Blike, die auch Phariſäerlarven ſpalten,
Von dem Himmel ſehn.

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falſchen Schalle! —
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
Eure Juden ſchachern mit der Münze, —
Doch wie anders klingt ſie über jener Gränze,
Wo die Waage rollt!

Deken euch Seraile dann und Schlöſſer,
Wann des Himmels fürchterlicher Preſſer
An des groſen Pfundes Zinſen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurſt erfand.

Verget immer die erhabne Schande
Mit des Majeſtätsrechts Nachtgewande!
Bübelt aus des Thrones Hinterhalt.
Aber zittert für des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürſtenherzen kalt.

War durch die Empfindungen der „Freundſchaft" eine ſchöne Harmonie in Schiller's Seele gekommen, ſo wurde ſie durch das Gefühl der Unzufriedenheit bitter geſtört. In der Tyranni ſah der junge Dichter Menſchenhaß und Egoismus verkörpert, welche er, als vernichtendes Princip, der ſchöpferiſchen Liebe gegenüberſtellte. Die eigene Beſchränkung, Schubart's Gefangenſchaft und die „Fürſtengruft" des unglücklichen Dichters brachten den Jüngling in die Stimmung, aus der obige Rhapſodie hervorging. Mag der ſtrenge Kritiker immerhin Unförmlichkeiten darin entdecken, ſo bleibt es dennoch ein ergreifendes Gedicht. — „Die ſchlimmen Monarchen" wurden in dem Büchlein: „Schilleriana" (Hamburg 1809) abgedruckt, wobei der Biograph voll Unwillen bemerkte: Schiller habe das Gedicht nachmals verleugnet, weil er, „wenigſtens quoad externum", den Geſinnungen der Freiheit untreu geworden ſei. Dergleichen ſchroffe Aeußerungen ſind aber jedenfalls unbedacht und unbegründet, denn perſönliche Rückſichten haben auf des Dichters politiſche Denkweiſe niemals Einfluß geübt. Herzog Karl erwies ihm weit mehr Gutes als Böſes; dennoch wetzte er an ihm ſeinen Tyrannenhaß bis zur ſchneidenden Schärfe, und war muthig genug ſich durch Chiffre Y als Verfaſſer der zornſprühenden Verſe zu bekennen. Aber

die blutigen Thatsachen der französischen Revolution erschreckten ihn, deshalb zeigte er sich späterhin, während die Fürsten Deutschland's ihn darben ließen, als erklärter Monarchist.

(17.) Morgenfantaſie.

Der Druck fürstlicher Bevormundung lastete schwer auf Schiller's Feuerseele, und die Gedanken an Flucht hatten sich, wenn auch nur traumartig, schon längst in ihm gewiegt. So fragt hier, in blühender Morgenfrische, der jugendliche Sänger schwermuthsvoll, wohin er seinen Wanderstab wenden solle, um Frieden zu finden; für ihn sei die lachende Erde ein Grab. Wenige Monde nach dem Erscheinen der Anthologie, wurde Schiller's Flucht zur Wirklichkeit; er entzog sich den Verhältnissen, die ihm unerträglich waren, und als er nachher die Morgenphantaſie in seine Gedichte aufnahm, erhielt sie den Titel „der Flüchtling". Hoffmeister bemerkt: Schiller habe dadurch vielleicht eine subjective Deutung auf sein Lebensschicksal begünstigen wollen.

(18.) Gruppe aus dem Tartarus.

Das Gedicht steht wörtlich in Schiller's Werken. Es gehört, sammt dem folgenden, zu jenen Nachtgestalten, die aus seinem umdüsterten Gemüth emporstiegen.

(19.) Die Peſt
eine Fantaſie.

Gräßlich preisen Gottes Kraft
Peſtilenzen würgende Seuchen,
Die mit der grausen Brüderschaft
Durchs öde Thal der Grabnacht schleichen.

Bang ergreifts das klopfende Herz,
Gichtrisch zuckt die starre Sehne,
Gräßlich lacht der Wahnsinn in das Angstgestöhne,
In heulende Triller ergeußt sich der Schmerz.

Raserei wälzt tobend sich im Bette —
Gift'ger Nebel wallt um ausgestorbne Städte
Menschen — hager — hohl und bleich —
Wimmeln in das finstre Reich.
Brütend liegt der Tod auf dumpfen Lüften,
Häuft sich Schäze in gestopften Grüften,
Pestilenz sein Jubelfest.
Leichenschweigen — Kirchhofstille
Wechseln mit dem Lustgebrülle,
Schröklich preiset Gott die Pest.

Form und Inhalt des Gedichtes deuten an, daß es noch auf der Akademie unter dem Einfluß medizinischer Studien, entstanden sei. Die grauenhafte Phantasie blieb aus Schiller's Gedichtsammlung und aus den Werken fort.

(20.) Die Kindsmörderin.

Der schwäbische Musenalmanach auf 1782 enthält eine Behandlung desselben Stoffes von Ständlin, unter dem Titel: „Seltha, die Kindesmörderin." Dort wie hier eine arme Gefallene, die vom Verführer verlassen wurde und ihr Kind getödtet hat; auch Seltha bereut ihre schreckliche That und geht standhaft zum Blutgerüst. Schiller hat den Nebenbuhler weit überflügelt, denn obwohl sein Gedicht sich nicht zum objectiven Ton der Ballade erhebt, obwohl Luise nur des Dichters Worte

ausſpricht, ſo iſt das ganze Gemälde doch mit großer Zartheit und Innigkeit vollendet. Kaum kann man es für Zufall halten, daß beide Rivalen ein gleiches Thema bearbeiteten. Gab Schiller vielleicht die „Kindesmörderin" als Beitrag für den Almanach, und unterdrückte Stäudlin das Gedicht, um deſſen Stoff ſelbſt zu benutzen, wie es Heinrich Leopold Wagner gemacht, als ihm Goethe die Kataſtrophe Gretchens aus dem Fauſt mitgetheilt hatte? — Wagner's Stück: „die Kindermörderin, ein Trauerſpiel (Leipzig 1776)", ſcheint Schiller zur Zeit noch nicht gekannt zu haben, da Dalberg es ihm erſt im Sommer 1782 zuſchickte. Bei der Rückgabe begleitete er das Buch mit folgendem Urtheil: „Wagners Kindsmörderin hat rührende Situationen und intereſſante Züge. Doch erhebt ſie ſich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht. Sie wirkt nicht ſehr auf meine Empfindung, und hat zu viel Waſſer." — Als Schiller das vorſtehende Gedicht nachmals zum Wiederabdruck auswählte, war er bemüht, demſelben eine größere Reinheit der Form zu geben.

(21.) Semele,

eine lyriſche Operette von zwo Scenen.

Die Entſtehungszeit der „Semele" möchte ich nicht ſpäter als in's Jahr 1777 ſetzen, denn es zeigt ſich darin noch kein Hauch jener tiefen Seelenmalerei, welche die Räuber ſo gewaltig durchdringt. Nachdem Schiller das Trauerſpiel geſchrieben, konnte er, dem falſchen Tagesgeſchmacke zu lieb, nicht mehr ein Stück erzeugen, deſſen breite Fläche weder durch natürliche, noch durch poetiſche Wahrheit belebt wird. Benda's Melodram

„Ariadne" hatte eine Mischung von Deklamation und Musik auf Deutschland's Bühne gebracht, und Schiller wollte seinen Freund Zumsteeg wohl einen ähnlichen Text liefern. So formte er nach den Metamorphosen des Ovid, die Semele, welche noch ganz im Styl jener Rococobilder gehalten ist, worauf die Göttinnen à la Pompadour frisirt gehen. Nach Streicher's Aussage würde die Operette zwar erst während der Zeit entstanden sein, als Schiller sich bereits in den medizinischen Wissenschaften vollkommen befestigt hatte und als er die Räuber vollendete. „Auch dichtete er," heißt es in Schiller's Flucht S. 24, „außer vielen anderen Sachen, in diesem Zeitpunkt eine Oper, Semele, die so großartig gedacht war, daß, wenn sie hätte aufgeführt werden sollen, alle mechanische Kunst der Theater damaliger Zeit (und man darf sagen, auch der jetzigen) nicht ausgereicht haben würde, um sie gehörig darzustellen." Da Streicher indeß die persönliche Bekanntschaft des Dichters erst 1781 machte, so dürfen wir uns nicht gar zu streng an den Wortlaut seiner Notiz binden, und es liegt hier wahrscheinlich ein Irrthum vor. Genug, Schiller hatte das Stück längst fertig, und nahm es gewiß nur in die Anthologie auf, weil die erforderliche Masse von Manuscripten in der Eile sonst nicht herbeizuschaffen war. Drei Jahre später nannte er derartige Opern: ein Autodafe über Natur und Dichtkunst, wobei das Publikum sich an den Verzuckungen der armen Delinquentinnen weidet.*) Im April 1789 ließ er sich durch Lottchen von Lengefeld sein Exemplar der sibirischen Plu-

*) Brief an Körner vom 10. Februar 1785.

menlese zurückſenden, und ſchrieb ihr bei dieſer Gelegenheit: „Für die Anthologie danke ich Ihnen recht ſehr. Ich laſſe einige Gedichte daraus abſchreiben. Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erſchreckt. Mögen mir's Apoll und ſeine neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe!" — Auch in ſeine Gedichtſammlung nahm Schiller die Operette nicht auf, und erſt Körner's Ausgabe brachte einen theilweis überarbeiteten Abdruck derſelben. Wir finden darin den Anfang bedeutend geläutert und verbeſſert, allmälig werden die Varianten indeß ſeltener und hören dann völlig auf. Hoffmeiſter ſchloß hieraus: Schiller ermüdete oder verzweifelte daran, das Ganze zu einer würdigen Dichtung erheben zu können; Körner aber fand Schiller's Verbeſſerungen in deſſen handſchriftlichem Nachlaß, und ließ ſie, mit dem unveränderten Theil des Gedichts, zuſammen abdrucken.

W. D.

Schon 1839 machte ich aufmerkſam,*) daß Schiller die Beiträge, welche er zur Anthologie lieferte, in Gruppen theilte und dem Gleichartigen gleiche Chiffren gab. Schon damals ſagte ich: **Wd.** zeige ſich als gemüthlicher würtembergiſcher Dichter, er habe außer „Graf Eberhard" noch zwei andere Lieder im ſchwäbiſchen Volkston beigeſteuert, und der Verfaſſer aller drei Stücke ſei höchſt wahrſcheinlich Schiller ſelbſt. Zu jener Zeit hoffte

*) Nachträge zu Schiller's Werken, I. 39 f.

ich kaum, daß ſich irgendwo ein hiſtoriſcher Beweis für die Richtigkeit dieſer Angabe auffinden würde, denn die Metzler'ſche Vorrede war mir noch unbekannt. Durch die letzte iſt meine kritiſche Folgerung zur Gewißheit erhoben worden, und wir haben hier alſo ein munteres Weinlied, ein keckes Kriegslied und ein naives Liebeslied von unſerm vielgeſtaltigen Sänger.

(22.) Bacchus im Triller.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den ſaubern Kerl herum!
Manches Stück von altem Adel,
Vetter, haſt du auf der Nadel.
Vetter, übel kommſt du weg,
Manchen Kopf mit Dampf gefüllet,
Manchen haſt du umgetrillet,
Manchen klugen Kopf verülpet,
Manchen Magen umgeſtülpet,
Umgewälzt in ſeinem Spek,
Manchen Hut krumm aufgeſetzet,
Manches Lamm in Wut gehetzet,
Bäume, Hecken, Häuſer, Gaſſen,
Um uns Narren tanzen laſſen.
Darum kommſt du übel weg,
Darum wirſt auch du getrillet,
Wirſt auch du mit Dampf gefüllet.
Darum wirſt auch du verülpet,
Wird dein Magen umgeſtülpet,
Umgewälzt in ſeinem Spek,
Darum kommſt du übel weg.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trillt den ſaubern Kerl herum!
Siehſt, wie du mit unſern Zungen,
Unſerm Wiz biſt umgeſprungen,
Siehſt du jezt, du lokrer Specht?
Wie du uns am Sail gezwirbelt,
Uns im Ring herumgewirbelt,
Daß uns Nacht ums Auge graußte,
Daß's uns in den Ohren ſaußte.
Lerns in deinem Käfigt recht;
Daß wir vor dem Ohrgebrümmel
Nimmer Gottes blauen Himmel,
Nimmer ſahen Stok und Steine,
Knakten auf die lieben Beine.
Siehſt du izt, du lokrer Specht?
Daß wir Gottes gelbe Sonne
Für die Heidelberger Tonne
Berge, Bäume, Thürme, Schlöſſer,
Angeſehn für Schoppengläſer,
Lernſt du's izt, du lokrer Specht?
Lern's in deinem Käfigt recht.

Trille! Trille! blind und dumm,
Taub und dumm,
Trill den ſaubern Kerl herum!
Schwager, warſt du ſonſt voll Ränke,
Schwager, wo nun deine Schwänke,
Deine Pfiffe, ſchlauer Kopf?
Ausgepumpt ſind deine Pfiffe,
Und zum Teufel ſind die Kniffe!

Albern, wie ein Stuzer plaudern,
Wie ein Waſchweib wirſt du kaudern.
Junker iſt ein feichter Tropf.
Nun ſo weiſt du's — magſt dich ſchämen,
Magſt meintwegen Reißaus nehmen,
Dem Hellunken Amor rühmen,
Dran er ſoll Exempel nehmen.
Fort, Bärnhäuter! tummle dich!
Unſer Wiz, aus Glas gekerbet,
Wie der Bliz iſt er zerſcherbet;
Soll dich nicht der Triller treiben,
Laß die Narrenspoſſen bleiben!
Haſt's verſtanden? Denk an mich!
Wüſter Vogel! packe dich.

Der Triller, oder das Trillhäuschen, iſt ein Drehſtuhl, der früher in Irrenanſtalten ſehr üblich war. Man ſetzte den Tobenden darauf, und ſuchte ihn durch fortdaurend ſtarkes Umdrehen zu betäuben. Nun hat der Dichter in ſein brauſendes Trinklied folgende Idee hineingelegt: der Weingott iſt, zur Strafe daß er ſo Viele taumelnd gemacht, auf den Triller gebracht worden, und wird unter dem Jubelgeſang der Zecher, recht wacker getrillt. Ein kerniger Humor, eine wahrhafte Rauſchſeligkeit entfernen das Gedicht himmelweit von den Lauraeden und nähern es faſt dem Räuberliede an.

(23.) Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg. Kriegslied. *)

Graf Eberhard iſt ein ächt ſchwäbiſcher Volksheld;

*) Haug erzählte dem Oberbibliothekar von Staelin in Stutt-

nach Jahrhunderten lebt ſein Andenken noch hell in Liedern und Sagen fort. Auch Schiller will ihn feiern, aber er ſelbſt tritt ganz zurück, indem er das Lied Eberhard's Kriegsleuten in den Mund legt. Dadurch empfängt daſſelbe einen beſonders friſchen, unmittelbaren Charakter, und die volksthümlichen Ausdrücke, welche hier, wie im vorigen Geſange angebracht ſind, tragen dazu bei, den naturwahren Ton des Ganzen zu erhöhen. Je weniger abſichtlich auf Rührung hingearbeitet wird, deſto inniger rührend wirkt das Gedicht. Hoffmeiſter ſagt: „Es iſt ein ſehr wacker und kräftig durchgeführtes Lied, in welchem keiner den Dichter der Lauraceen ahnen würde, ſo rein objectiv iſt es gehalten.“ Dieſer Ausſpruch paßt zugleich auf „Bachus im Triller“ und auf das nun folgende „Bauernſtändchen“. Vielleicht wußte ſelbſt Körner anfangs nicht, wem die Anthologie-Chiffre **W. D.** gehörte, ſonſt würde er beim Auswählen der Gedichte (ſ. den Brief v. 11. Mai 1793) die treffliche Ballade vom Grafen Eberhard gewiß berückſichtigt haben, welche Schiller ſpäter ganz unverändert in ſeine geſammelten Dichtungen aufnahm.

(24.) Bauernſtändchen.

Menſch! Ich bitte, guk heraus!
Kleken nicht zwo Stunden,
Steh ich ſo vor deinem Haus,
Stehe mit den Hunden.
S'regnet was vom Himmel mag,
S'g'wittert wie zum jüngſten Tag

---

gart, daß er über dieſen Stoff einen poetiſchen Wettkampf mit Schiller gehalten habe. (Mündliche Mittheilung des Herrn von Staelin.)

Pudelnaß die Hoſen!
Platſchnaß Rok und Mantel ey!
Rok und Mantel nageln an,
Alles dieſer Looſen.
Drauſſen, drauſſen Sauß und Brauß!
Menſch! ich bitte, guk heraus.

Ey zum Henker guk heraus!
Löſcht mir die Laterne —
Weit am Himmel Nacht und Grauß!
Weder Mond noch Sterne.
Stoß ich ſchier an Stein und Stok,
Reiſſe Wams und Ueberrok,
Ach daß Gott erbarme!
Heken, Stauden rings umher,
Gräben, Hügel kreuz und queer,
Breche Bein und Arme.
Drauſſen, drauſſen Nacht und Grauß!
Ey zum Henker, guk heraus!

Ei, zum Teufel! guk heraus!
Höre mein Geſuche!
Beten, Singen gebt mir aus,
Willſt du, daß ich fluche?
Muß ich doch ein Hans Dampf ſeyn,
Fror ich nicht zu Stein und Bein
Wenn ich länger bliebe?
Liebe das verdank ich dir,
Winterbeulen machſt du mir,
Du vertrakte Liebe!
Drauſſen, drauſſen Kalt und Grauß!
Ey zum Teufel guk heraus.

Donner alle! Was iſt das,
Das vom Fenſter regnet,
Garſtge Hexe, kothignaß,
Haſt mich eingeſeegnet.
Regen, Hunger, Froſt und Wind
Leid ich für das Teufelskind,
Werde noch gedudelt!
Wetter auch! Ich pake mich!
Böſer Dämon, tummle dich,
Habe ſatt gedudelt!
Drauſſen, drauſſen Sauß und Brauß!
Fahre wol — Ich geh nach Haus.

Schiller benutzt hier den auch in Schwaben üblichen Kiltgang, wobei die jungen Bauerburſche Nachts vor dem Fenſter ihrer Schönen erſcheinen und auf Erhörung ihrer Liebeswünſche harren. Dieſem Gedichte ſind noch mehr Provinzialismen eingeſtreut, als den beiden früheren, und die Färbung des Volksliedes iſt wieder glücklich erreicht. Schiller's ideale Richtung ließ ihn nachmals ſolche kerngeſunde Schöpfungen ſeines jugendlichen Schwabenhumors unterdrücken, aber ſie verdienen gewiß, in ihr gutes Recht eingeſetzt zu werden.

M.

Die Poeſien, welche in der Anthologie dieſe Chiffre tragen, ſind ſämmtlich in Schiller's Werke übergegangen. Dies giebt einen Beweis, daß der Dichter beſtimmte Chiffren unter ſeine eigenen Produkte ſetzte, und daß die Metzler'ſche Buchhandlung gut eingeweiht war, denn ſie legte ihr

Zeugniß ab, bevor Schiller seine Beiträge auf einen Wiederdruck, oder sonst irgend anerkannt hatte.

(25.) An den Frühling.

Der milde, einfach innige Ausdruck dieses Liedes lehrt uns, daß Schiller auch da, wo er sich der Gefühlswelt hingab, alle Ueberschwenglichkeit vermeiden konnte. Er nahm dasselbe, mit einer geringen Veränderung in seine Gedichtsammlung auf.

(26.) Elisium.

Eine Kantate.

Das Stück findet sich wörtlich in Schiller's Gedichten, nur die Bezeichnung „Kantate" und die Ueberschriften der einzelnen Singstimmen sind fortgeblieben. Es steht dort mit der „Gruppe aus dem Tartarus" zusammen, so daß beide Scenen Gegenstücke bilden. Eine solche Anordnung hat der Dichter aber erst später getroffen, denn in der Anthologie waren sie ganz von einander getrennt und mit verschiedenen Buchstaben unterzeichnet.

(27.) An Minna.

„Das Verhältniß zu Laura", bemerkt Hoffmeister (Nachlese I. 191), „scheint eine gleichzeitige zweite Geliebte auszuschließen, und so haben wir diese Minna wohl für eine fingirte Person zu halten". In Bezug auf die Lauraliebe zeigt Hoffmeister sich etwas wankelmüthig: bald erklärt er sie für eine idealistische, bald hält er die Wittwe Vischer für den wirklichen Gegenstand. Mir scheint der klare und bestimmte Ton des Liedes an Minna, dem alle schimmernde Rhetorik mangelt, einer bloßen Fiction zu

widerſprechen. — Bei Herausgabe ſeiner Poeſien zog Schiller dies Gedicht in fünf Strophen zuſammen; erſt Körner's Edition hat deſſen urſprüngliche Ausdehnung wiederhergeſtellt.

(28.) An einen Moraliſten.

Fragment.

Betagter Renegat der lächelnden Thone!
Du lehrſt, daß Lieben Tändeln ſey.
Blickſt von des Alters Winterwolkenthrone
Und ſchmäleſt auf den goldnen May.

Erkennt Natur auch Schreibepultgeſetze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
Die Armuth iſt, nach dem Aeſop, der Schätze
Verdächtige Verächterin.

Einſt als du noch das Nymfenvolk bekriegteſt,
Ein Fürſt des Karnevals den teutſchen Wirbel flogſt,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegteſt,
Und Nektarduft von Mädchenlippen zogſt?

Ha Zeladon! wenn damals aus den Achſen
Gewichen wär ſo Erd als Sonnenball,
In Wirbelſchwung mit Julien verwachſen,
Du hätteſt überhört den Fall.

Und wenn nach manchen fehlgeſprengten Minen
Ihr eignes Blut, von wilder Luſt geglüht,
Die ſtolze Tugend deiner Schönen
Zulezt an deine Bruſt verrieth?

Wie? oder wenn romantisch im Gehölze
Ein leiser Laut zu deinen Ohren drang,
Und in der Wellen silbernem Gewälze
Ein Mädchen Sammetglieder schwang?

Wie schlug dein Herz! wie stürmete! wie kochte
Aufrührerisch das scharfgejagte Blut!
Zukt jede Senn — und jeder Muskel pochte
Wollüstig in die Flut!

Wenn dann gewahr des Diebs, der sie belauschte,
Purpurisch angehaucht von jüngferlicher Schaam,
Ins blaue Bett die Schöne niederrauschte,
Und hintennach mein strenger Zeno — schwamm.

Ja hintennach — und sey's auch nur zu baden!
Mit Rok und Kamisol und Strumpf —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Leis flöteten die lüsternen Najaden
Der Grazien Triumf!

O denk zurük nach Deinen Rosentagen,
Und lerne, die Philosophie
Schlägt um, wie unsere Pulse anders schlagen,
Zu Göttern schafft du Menschen nie.

Wohl! wenn ins Eis des klügelnden Verstandes
Das warme Blut ein bischen muntrer springt!
Laß den Bewohnern eines bessern Landes
Was ewig nie dem Erdensohn gelingt.

Zwingt doch der thieriſche Gefährte
Den gottgebornen Geiſt in Sklavenmauern ein —
Er wehrt mir, daß ich Engel werde;
Ich will ihm folgen Menſch zu ſeyn.

Im Vollgefühl der Jugendkraft, weiſt Schiller die ſtumpfe Moral abgelebter Pedanten zurück. Von Rouſſeau's Lehren durchdrungen, empfindet er, daß die Natur keine Schreibepultgeſetze anerkennt, und will lieber ein ganzer Menſch, als ein ſtümperhafter Engel ſein. Selbſt der Name Julie (Strophe 4) ſcheint auf Rouſſeau's „Julie, ou la nouvelle Héloise" hinzudeuten. — Als Schiller das „Fragment" für die Gedichte auswählte, überarbeitete er es ganz, und ließ deſſen zwölf Strophen in ſechs zuſammenſchmelzen.

(29.) Rouſſeau.

Monument von unſrer Zeiten Schande!
Ew'ge Schandſchrift deiner Mutterlande!
Rouſſeaus Grab! Gegrüßet ſeyſt du mir.
Fried und Ruh den Trümmern deines Lebens!
Fried und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried und Ruhe fandſt du hier.

Kaum ein Grabmal iſt ihm überblieben,
Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
Frommer Eifer umgeſtrudelt hat.
Ha! Um den einſt Ströme Bluts zerfließen,
Wem's gebühr', ihn pralend Sohn zu grüßen,
Fand im Leben keine Vaterſtadt.

Und wer ſind ſie die den Weiſen richten?
Geiſterſchlaken, die zur Tiefe flüchten

Vor dem Silberblike des Genies;
Abgeſplittert von dem Schöpfungswerke
Gegen Rieſen Rouſſeau kind'ſche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blies.

Brüken vom Inſtinkte zum Gedanken,
Angefliket an der Menſchheit Schranken,
Wo ſchon gröbre Lüfte wehn.
In die Kluft der Weſen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menſchheit anhebt abzuſtehn.

Neu und einzig — eine Irreſonne
Standeſt du am Ufer der Garonne
Meteoriſch für Franzoſenhirn.
Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit raßt mavortiſch in den Reichen
Wer iſt ſchuld — das arme Irrgeſtirn.

Deine Parze — hat ſie gar geträumet?
Hat in Fieberhize ſie gereimet
Die dich an der Seine Strand geſängt?
Ha! ſchon ſeh ich unſre Enkel ſtaunen,
Wann beim Klang belebender Poſaunen
Aus Franzoſengräbern — Rouſſeau ſteigt!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt wars finſter — und die Weiſen ſtarben,
Nun iſt's lichter, — und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sofiſten,
Rouſſeau leidet — Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Ha! mit Jubel die ſich feurig gießen
Sey Religion von mir geprieſen,
Himmelstochter ſey geküßt!
Welten werden durch dich zu Geſchwiſtern,
Und der Liebe ſanfte Odem fliſtern
Um die Fluren die dein Flug begrüßt.

Aber wehe — Baſiliskenpfeile
Deine Blike — Krokodilgeheule
Deiner Stimme ſanfte Melodien,
Menſchen bluten unter deinem Zahne,
Wenn verderbengeiferude Imane
Zur Ermnys dich verziehn.

Ja! im acht und zehnten Jubeljare,
Seit das Weib den Himmelſohn gebare,
(Kroniker vergeßt es nie)
Hier erfanden ſchlauere Perille
Ein noch muſikaliſcher Gebrülle,
Als dort aus dem ehrnen Ochſen ſchrie.

Mag es, Rouſſeau! mag das Ungeheuer
Vorurtheil, ein thürmendes Gemäuer
Gegen kühne Reformanten ſtehn,
Nacht und Dummheit boshaft ſich verſammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelſtürmend dir entgegen gehn.

Mag die hundertrachigte Hyäne
Eigennuz die gelben Zackenzähne

Hungerglühend in die Armuth haun,
Erzumpanzert gegen Waisenthräne,
Thurmumrammelt gegen Jammertöne,
Goldne Schlöſſer auf Ruinen haun.

Geh du Opfer dieſes Trillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder! frank und frei.
Geh erzähl dort in der Geiſter Kraiſe
Dieſen Traum vom Krieg der Frösch' und Mäuſe,
Dieſes Lebens Jahrmarktsdudelei.

Nicht für dieſe Welt warſt du — zu bider
Warſt du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
Rouſſeau doch du warſt ein Chriſt.
Mag der Wahnwiz dieſe Erde gängeln!
Geh du heim zu deinen Brüdern Engeln,
Denen du entlaufen biſt.

Die Schriften Rouſſeau's entzündeten in Schiller eine geiſtige und ſittliche Revolution, und drei Jahre nach deſſen Tode ſchrieb er das verſtehende Gedicht. Rouſſeau hatte die ſocialen Krebsſchäden aufgedeckt (Du contrât social); er hatte gezeigt, daß Habgier und Eigennuz am Marke der Menſchheit zehren (Sur l'inégalité parmi les hommes). Nachdem er dadurch einen neuen „Leuchtthurm der Geſetzgebung" errichtet, war er jener üppigen lügneriſch geſchmückten Welt entflohen, die ſein reines Naturgefühl verhöhnte. Und Rouſſeau, Schiller's Ideal, wurde ruhelos über Land und Meer getrieben, denn ſcheinheilige „Imane", unter dem Deckmantel frommen Eifers, waren ſeine Häſcher. Während der Dichter uns dieſe Schickſale

mit zornbegeiſtertem Ausdruck ſchildert, gewinnt er das Reſultat: religiöſer Fanatismus, Vorurtheil und Eigennutz, zum Drillingsdrachen vereint, hätten den Untergang des edlen, weiſen Menſchen bereitet. — Kaum begreift man, wie Schiller, indem er nur die erſte und ſiebente Strophe wieder abdrucken ließ, dies glühend ſchöne „kosmopolitiſche Kriegslied“ zu einem faſt bedeutungsloſen Torſo verſtümmeln konnte.

„Vom Verfaſſer der Räuber.“

(30.) Monument Moors des Räubers.

Vollendet!
Heil dir! Vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle iſt vollbracht.

Hoher Gefallener!
Deines Geſchlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer ſchröklichſten Laune,
Erhabner Verſtoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Bliz!
Hui! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen!
Geizig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht
Zuken die Völker
Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modre — verſtieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Ihren gegenüber,
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt ſich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird unter dir auch die Schande zerſtieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geiſt!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Jüngſt ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Fern ſtand ich — ſah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtral
Lernt behutſamer ſpielen.
Störrig knirſcht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meiſters
Erd und Himmel in ſanfterem Schwunge wiegt,
Flammt's am kindiſchen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!

Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phäeton.

Kind des himmliſchen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mal meines Räubers?
War wie du glühenden thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmliſchen Genius Kind.
Aber du lächelſt und gehſt —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Moorn den Räuber findeſt du nicht —
Steh und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Hat uns ſchon aus dem vorigen Gedichte Karl Moor's Athem voll Zorn und Gluth angeweht, ſo tritt er uns hier ſelbſt entgegen. Plutarch und Rouſſeau waren die Lehrer des Räubers (ſ. Bd. I. S. 200), ihre Worte hat er mit gierigen Lippen eingeſogen, vor ihrem Katheder hat er Philoſophie und Moral gehört. Wie Jean Jaques, ſo appellirte auch Moor an die Menſchen, aber die Menſchheit verbarg ſich vor ihm (Akt I. Sc. 2); da ging er in den Wald und wurde ein Räuber. Schiller warnt alle Jünglinge, die den Aetherſtrahl des Genies beſitzen, vor einem ähnlichen Schickſal, denn fehlt auch Moor's Name in den Blättern der Geſchichte, ſeine Verbrechen und ſeine Schande ſtehen lebendig darin. — Leider verwarf Schiller nachmals dieſen Epilog voll feuriger und wahrer Poeſie, zu dem er ſich in der Anthologie durch die Unterzeichnung: „Vom Verfaſſer der Räuber“ mit ſtolzem Bewußtſein bekannt hatte.

D.

Daß die Metzler'sche Buchhandlung die Chiffre D überging, war damals ein Akt geziemender Diskretion, weil ſich dieſelbe unter ſehr ſtarken Dingen findet. Schiller erſcheint hier als Arzt, der die Geſchwüre der Zeit nicht mit Roſenwaſſer überſtreichen und das Gift in den Körper zurücktreiben will; er bohrt ſeine ſatyriſche Lanzette tief in's böſe Fleiſch, damit unreine Säfte entfernt werden. Wie bei den Räubern lautet ſein Wahlſpruch: „Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat", und da er ſich ſelbſt zu dem einen Gedicht bekannte, ſo hat er zugleich die Autorſchaft der andern recognoscirt.

(31.) Kaſtraten und Männer.

Ich bin ein Mann! — wer iſt es mehr?
Wers ſagen kann, der ſpringe
Frei unter Gottes Sonn einher
Und hüpfe hoch und ſinge!

Zu Gottes ſchönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born woraus der Himmel quillt
Darf ich hinunter ſteigen.

Und wol mir, daß ichs darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,
Rufts laut in mir, Du biſt ein Mann!
Und küſſe ſie ſo lieber.

Und röther wird das Mädchen dann,
Und 's Mieder wieder ihr enge —
Das Mädchen weißt, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr 's Mieder enge.

Wie wird ſie erſt um Gnade ſchrei'n,
Ertapp ich ſie im Bade?
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein,
Wie ſchrie ſie ſonſt um Gnade?

Ich bin ein Mann, mit dieſem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag ich des Kaiſers Tochter fort,
So lumpicht ich erſcheine.

Und dieſes goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürſtin holde,
Mich ruft ſie — habt indeſſen Wacht
Ihr Buben dort im Golde!

Ich bin ein Mann, das könnt ihr ſchon
An meiner Leier riechen,
Sie donnert wie im Sturm davon,
Sonſt würde ſie ja kriechen.

Zum Feuergeiſt im Rückenmark
Sagt meine Mannheit: Bruder;
Und herrſchen beide löwenſtark
Umarmend an dem Ruder.

Aus eben dieſem Schöpferfluß,
Woraus wir Menſchen ſprudeln,
Quillt Götterkraft und Genius,
Nur leere Pfeifen dudeln.

Tyrannen haßt mein Talisman
Und ſchmettert ſie zu Boden,
Und kann er's nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Pompejen hat mein Talisman
Bei Pharſalus bezwungen,
Roms Wollüſtlinge Mann für Mann
Auf teutſchen Sand gerungen.

Sahst ihr den Römer ſtolz und kraus
In Afrika dort ſitzen?
Sein Aug ſpeit Feuerflammen aus
Als ſähst ihr Hekla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgemut,
Gibt manches zu verſtehen —
„Sprich, du hättſt auf Karthago's Schutt
Den Marius geſehen!“ —

So ſpricht der ſtolze Römersmann,
Der Bub thät fürbaß reiten;
Das dankt der ſtolze Römersmann,
Das dankt er ſeinen Pfeilen!

Drauf thäten ſeine Enkel ſich
Ihr Erbtheil gar abdreben,
Und buhen jedermänniglich
Anmuthig an zu krähen. —

O Pfui, und Pfui und wieder Pfui
Den Elenden! — ſie haben
Verlüderlicht in einem Hui
Des Himmels beſte Gaben.

Dem lieben Herrgott ſündiglich
Sein Konterfei verhunzet,
Und in die Menſchheit ſchweiniglich
Von dieſem Nu gegrunzet.

Und ſchlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbiſſe von Buben
Zu Menſchenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort getrieben,
Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Flegma iſt geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgeſicht,
Und zittern es zu ſehen, —
Und dürften ſie — und können nicht!
Da möchten ſie vergehen! —

Und wenn das blonde Seidenhaar,
Und wenn die Kugelwaden,
Wenn lüſtern Mund und Augenpaar
Zum Luſtgenuſſe laden,

Und zehenmal das Halstuch fällt,
Und aus den loſen Schlingen,
Halbkugeln einer beſſern Welt,
Die vollen Brüſte ſpringen, —

Führt gar der hölliſche Schadenfroh
Sie hin, wo Rumfen baden,
Daß ihre Herzen lichterloh
Von diebſchen Flammen braten,

Wo ihrem Blik der Spiegelfluß
Elifium entziffert,
Arkana, die kein Genius
Dem Aug je blos geliefert,

Und Ja! die tollen Wünsche schrein,
Und Nein! die Sinne brummen —
O Tantal! ſtell dein Murren ein!
Du biſt noch gut durchkommen!

Kein kahler Treppen in den Brand!
Das beiß' ich auch beteufeln'
Gefühl iſt ihnen Kontreband,
Sonſt müſſen ſie verzweifeln!

Drum fliehn ſie jeden Ehrenmann,
Sein Glük wird ſie betrüben —
Wer keinen Menſchen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Drum tret ich frei und ſtelz einher,
Und brüſte mich, und ſinge:
Ich bin ein Mann! — Wer iſt es mehr?
Der hüpfe hoch und ſpringe.

Karl Moor ruft beim Beginn der zweiten Scene des erſten Akts: „Pfui! Pfui! über das ſchlappe Kaſtraten-Jahrhundert. Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen ꝛc.“ Das obige Gedicht ſchließt ſich dadurch gewiſſermaßen dem Trauerſpiele an; ſchonungslos hebt es den Mantel phyſiſcher Scheinheiligkeit auf und iſt im Grunde ſtreng ſittlicher Tendenz. Deshalb hat Schiller daſſelbe unter Hinweglaſſung beſonders anſtößiger Stellen,

dem zweiten Theil ſeiner Gedichte einverleibt, wo es „Männerwürde“ überſchrieben iſt, aber Körner ließ ſich einſchüchtern, und unterdrückte das Geißellied in den „ſämmtlichen“ Werken. Man muß Hoffmeiſter's Anſicht theilen, daß er dadurch gegen die Meinung des Dichters handelte, und außerdem ſehen wir, daß ſein Zweck unerreicht blieb. Wenn ein Gedicht wirklich in's Volk gedrungen iſt, löſcht man es nicht wieder aus; dies war hier vollſtändig der Fall, und trotz jener Präventivmaßregel hört man noch heute oft den ſprüchwörtlich gewordenen Satz: „Wer keinen Menſchen machen kann, der kann auch keinen lieben.“

(32.) Vergleichung.

Frau Ramlerin befiehlt ich ſoll ſie wem vergleichen,
Ich ſinne nach und weiß nicht wem und wie.
Nichts unterm Mond will mir ein Bildniß reichen,
Wohl! mit dem Mond vergleich ich ſie.

Der Mond ſchminkt ſich und ſtielt der Sonne Stralen
Thut auf geſtohlen Brod ſich wunderviel zu gut.
Auch ſie gewohnt ihr Nachtgeſicht zu malen
Und kokettirt mit einer Büchſe Blut.

Der Mond — und das mag ihm Herodes danken!
Verſpart ſein Beſtes auf die liebe Nacht.
Frau Ramlerin verzehrt bei Tag die Franken,
Die ſie zur Nachtzeit eingebracht.

Der Mond ſchwillt an und wird dann wieder mager,
Wenn eben halb ein Monat über iſt;
Auch dieſes hat Frau Ramlerin vom Schwager,
Doch, ſagt man, braucht ſie längre Friſt!

Der Mond prunkirt auf ſein paar Silberhörner,
Und dieſes macht er ſchlecht,
Sie ſieht ſie an Herrn Ramler gerner,
Und darinn hat ſie recht.

Um eine Anſchauung von den weiteren Beiträgen zu geben, die ſich unter der Chiffre **D** verfinden, ließ ich das Stück bereits in meinen Nachträgen zu Schiller's Werken (I. 40) abdrucken. Wohl mag es manchen Leſer befremden, daß ich ſolche Erzeugniſſe unſerm keuſcheſten Dichter zu vindiciren wage, aber man bedenke nur, wie derjenige verketzert worden wäre, welcher „Kaſtraten und Männer" an Schiller zugeſchrieben, ohne daß der Dichter ſich ſelbſt dazu bekannt hätte.

(33.) Aktäon.

Wart! Deine Frau ſoll dich betrügen,
Ein andrer ſoll in ihren Armen liegen,
Und Hörner dir hervor zum Kopfe blühn!
Entſetzlich! mich im Bad zu überraſchen,
(Die Schande kann kein Aetherbad verwaſchen,)
Und mir nichts, dir nichts — fortzufliehn.

Die vorletzte Zeile iſt ſo ausgeprägt Schilleriſch, wie nur irgend eine, die er geſchrieben. Es wäre übrigens die wunderlichſte Art von Sittenrichterei, wenn man den Dichter für alle Laſter verantwortlich machen wollte, gegen die ſeine Epigramme gezielt ſind. Das eheliche Verhältniß war damals in Stuttgart tief untergraben, wozu des Herzog's Vorbild, der mit Franziska von Hohenheim im Konkubinat lebte, nicht wenig beitrug, und es that noth genug, den Pfeil der Satyre auf dieſen wunden Fleck zu richten.

(34.) Der Wirtemberger. (35.) Quirl. (36.) Geſpräch.

Drei kleine Epigramme, welche nicht bedeutend gnug ſind, um hier wiederholt zu werden.

(37.) Zuverſicht der Unſterblichkeit.

Zum neuen Leben iſt der Todte hier erſtanden,
Das weiß und glaub ich feſtiglich.
Mich lehrens ſchon die Weiſen ahnden,
Und Schurken überzeugen mich.

Ein Stachel gegen die hochmüthigen „Schurken", welche ihr Daſein auf Erden im Glück und Glanz verbringen. Das kleine Gedicht iſt ganz im Sinne der Räuber gehalten.

(38.) Spinoza.

Hier ligt ein Eichbaum umgeriſſen,
Sein Wipfel thät die Wolken küſſen,
Er ligt am Grund — warum?
Die Bauren hatten, hör ich reden,
Sein ſchönes Holz zum Bau'n vonnöthen,
Und riſſen ihn deßwegen um.

Dies Sinngedicht iſt dem Gedanken ſo nahe verwandt, der ſich in „Rouſſeau" ausſpricht, und es athmet überhaupt ſo deutlich Schiller's Geiſt, daß ich mich nicht enthalten konnte, es ſchon in meine Nachträge (I. 50) aufzunehmen. Hoffmeiſter tadelte mich dafür, weil „das kleine Epigramm ein höchſt geringfügiges Ding, und weil ein Intereſſe Schiller's an Spinoza gar nicht nachweisbar ſei." Solche Worte, von dem gelehrten Biographen unſeres Dichters, laſſen ſich kaum begreifen. Das frühe

Studium Spinoza's hatte den Jüngling tief durchdrungen, hatte ſein ganzes Weſen erfüllt, und es ſpiegelt ſich faſt in allen ſeinen Jugendwerken, mit beſonderer Deutlichkeit aber in den Briefen des Julius an Raphael (ſ. die Anmerk. z. Nr. 15.) Gervinus leitet überhaupt die Gedichte aus Schiller's jüngeren Jahren von den ſpinozaſtiſchen Anſichten ab, mit denen er damals im ſtillen Verkehr lebte.*)

(39.) Grabſchrift
eines gewiſſen — Phyſiognomen.

Weß Geiſtes Kind im Kopf geſeſſen,
Konnt' er auf jeder Naſe leſen:
Und doch — daß er es nicht geweſen,
Den Gott zu dieſem Werk erleſen,
Konnt' er nicht auf der ſeinen leſen.

Seit Lavater die Solitüde beſucht und dort ſo arge Fehlſchüſſe gethan hatte, war für ihn in Schiller's Augen jeder Credit verloren. Der Letztere ſagt in ſeiner Diſſertation, S. 38: „Eine Phyſiognomik organiſcher Theile, z. E. der Figur und Größe der Naſe, der Augen, des Mundes, der Ohren u. ſ. w. der Farbe der Haare, der Höhe des Halſes u. ſ. f. iſt vielleicht nicht unmöglich, dörfte aber wohl ſo bald nicht erſcheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände ſchwärmen ſollte.“ Auf dieſe Stelle geſtützt, erkannte Hoffmeiſter in Schiller den Verfaſſer des obigen Epigramm's, und theilte daſſelbe zuerſt wieder mit.“**)

*) Literaturgeſchichte, Bd. V. S. 153.

**) Schiller's Leben, I. 103.

P.

Durch die Metzler'ſche Vorrede iſt eine glaubwürdige Urkunde ausgeſtellt worden, daß die Gedichte, unter denen ſich die Chiffre P. findet, von Schiller ſtammen. Sie gehören ſämmtlich zur ſatyriſchen Gattung, und ſind intereſſante Überbleibſel aus der jugendlichen Spottlaune des Dichters.

(40.) Der hypochondriſche Pluto.

Romanze.

In drei Büchern ſchildert das Ganze, wie der Beherrſcher des Tartarus von einer innern Krankheit befallen wird, die ihm das Blut erhitzt und nach dem Kopfe treibt. Sein Leibarzt, „ein ſtudirter Herr, mit knotiger Perrücke," entwickelt gelehrt den Namen der Krankheit, aber Pluto mag ſeine Latwergen nicht, und jagt ihn von dannen. Nun wird durch einen Eilboten, Apoll „der himmliſche Barbier" herbeigeſchafft; dieſer zeigt ſich höchſt elegant, und räth dem Fürſten, zu ſeiner Herſtellung incognito eine Reiſe vorzunehmen. Auch dies will Pluto nicht, Apollo geht wieder ab, und es erſcheint nun, von der Erde kommend, ein tüchtiger praktiſcher Arzt. Derſelbe benimmt ſich im Tartarus „freimüthig, ohne Furcht und Graus, wie Britten in dem Unterhaus." Leicht erkennt er das Übel des Gottes, und um den drückenden Alp zu bannen, verordnet er ihm: „ein Weibchen, oder — Nieſewurz!" Die Romanze, in Bürger's karrikirendem Ton gehalten, iſt ſehr gedehnt und von einem ungeberdigen Humor durchdrungen. Aber trotz aller Parodie und Derbheit zeigt ſie eine volle, friſche Farbengebung, und verräth zugleich unter der bunten

Maske, wie Schiller ſeine Berufswiſſenſchaft auffaßte. Er ſtrebt nach rationeller Medizin, verachtet die privilegirte Charlatane, und geißelt ſie in der Anthologie überall mit beißender Satyre. Seine Autorſchaft giebt ſich hier deutlich kund, denn Ausdruck, Reimart, politiſche Anſpielungen und ſelbſt die eigenthümlich geſtellten Gedankenſtriche verrathen ihn.

(41.) Grabſchrift.

Ein kurzes unwichtiges Epigramm.

(42.) Der Satyr und meine Muſe.

Ein alter Satyr ſpukte
Um meine Muſe, die
Umherzog, und begukte
Durch eine Brille lüſtern ſie.

Bei Phöbus goldner Fakel
Bei Lunas bleichem Licht,
Schlich um ihr Tabernakel
Der arme ſpizgeöhrte Wicht,

Und trillte manches Liedel
Zu ihrer Schöne Preiß,
Und ſtrich auf ſeiner Fiedel
Wol manche fürchterliche Weiſ.

Und ſeine Augen ſchwellen
Von Thränen Nüſſe groß,
Und ſeine Seufzer ſchellen
Wie Lieder von Silenus Roß.

Die Muſe ſaß und ſpielte
In ihrer Grotte drinn,
Sah grämlich aus, und ſchielte
Auf Herrn Adonis Bocksfuß hin.

Dich garſtigen Pedanten!
Wer dich auch küſſen ſoll!
Spielſt du nicht den Galanten
Wie Meiſter Midas den Apoll?

Sprich alter Hörnerträger!
Was iſt ſcharmant an dir?
Schwarz biſt du wie ein Neger,
Rauh biſt du wie ein Zottenthier.

Mich liebt ein junger Sänger,
Fern im Teutonenland,
An ihn, den Saitenſchwinger
Knüpft mich ein ewig Liebesband.

Sie ſprachs und huſch! und wiſchet
Dem Räuber aus, er nach,
Von Amorn angefriſchet,
Und haſchte ſie und plerrt und ſprach:

Halt an! Halt an! du Spröde!
Halt an und höre mich!
Dein Dichtergen, ich wette!
Bedankt ſich noch gar ſäuberlich.

Schau dieſes hübſche Dingel,
Zu melden ohne Ruhm
Auf manchem breiten Bengel,
Flog weidlich friſch das Dingel 'rum.

Das pfeffert ſein Geſchwäze,
Und würzet ſeine Lehr,
Und macht die derbe Säze
Auf Kopp und Steckengäulen her.

Das beſte Lied gewinnet
Durch dieſer Geiſel Wut,
Was von der Geiſel rinnet,
Iſt doch nichts mehr als — Narrenblut.

Die Geiſel ſoll er haben,
Gibſt du mir einen Schmaz,
Und du kannſt weiter traben,
Mamſell, zu deinem teutſchen Schaz.

Die Muſe, ſchlau beſonnen,
Ging den Vertrag bald ein —
Der Satyr iſt entronnen,
Die Geiſel iſt nun mein!

Und ſoll auch hier nicht ſeyren,
Das glaubt nur keck!
Die Küſſe ſeiner Ihrigen
Schenkt man doch in den Tag nicht weg.

Sie werden Flammen ſprühen
Doch Narren zünden nie!
Vor Würden ſoll die fromme Muſe knieen,
Doch Würdenſchänder geiſelt ſie.

Dies Gedicht zielt auf die polemiſche Tendenz der Anthologie, und wir werden bald ſehen (Nr. 49) daß Schiller die empfangene Geißel tüchtig zu handhaben

wußte. Die Schlußzeilen blieben immerdar ſein Grundſatz, und wie hier als jugendlicher Kämpe, trug er vierzehn Jahre ſpäter als Xeniendichter denſelben Schildſpruch: „Der Würden ſoll die fromme Muſe knieen, doch Wurdenſchänder geißelt ſie.“

(42.) Der einfältige Bauer.

Matthes.

Gevatter! hört 'nmal die Späße!
Bliz! hab euch da ein hochg'ſtudirt Geleſe,
Meßias ſchreibt ſich's Buch, der Mann
Hat Reiſen durch die Luft gethan
Und auf den ſonnengeſtaſterten Gaſſen
Manch Seelenleder ſizen laſſen,
Hat geſehen den Himmel offen,
Iſt hautgans durch die Höll geloffen,
Da hab ich nun ſo bei mir ſelbſt gedacht,
Ein Herr, der ſolch Stück Wegs gemacht
Sagt unſer ein'm, wie Flachs und Waizen wachſe.
Wie meint ihr? — 's käm aufs Fragen an? —

Lukas.

Narr meinſt, ein ſo fürnehmer Mann
Der frag nach unſer eines Korn und Flachſe?

Klopſtocks „Meſſias.“ Schiller hat mit dieſem Geſpräch ausdrücken wollen: religiöſe Schwärmer, die ſich ganz in himmliſche Fernen verirren, denken am wenigſten daran, ihren armen Mitbrüdern auf Erden beizuſtehn. Seine Begeiſterung für Klopſtock war früh erkaltet, und er äußerte nachmals, in dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung, mit augenſcheinlicher

Beziehung auf ſich ſelbſt: „Die Jugend, die immer über das Leben hinausſtrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu enge findet, ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſen Räumen, die ihr von dieſem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, ſo verliert ſich Vieles, ſehr Vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe" u. ſ. w.

A.

Folgendes Epigramm, das einzige, welches in der Anthologie mit **A.** unterzeichnet iſt, erklärte zuerſt Hoffmeiſter für Schiller's Eigenthum, und ließ es in deſſen Biographie (I. 103) abdrucken:

(44) Klopſtok und Wieland

(als ihre Silhouette neben einander hingen)

Gewiß! bin ich nur übern Strome drüben
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erſt ſchrieb dieſer Mann für mich.
Für Menſchen hat der linke Mann geſchrieben,
Ihn darf auch unſereiner lieben,
Komm linker Mann! Ich küſſe dich.

In der erwähnten Abhandlung Schiller's heißt es ferner: „Kein Dichter dürfte ſich weniger zum Liebling und Begleiter durch's Leben ſchicken, als gerade Klopſtock, der immer nur den Geiſt unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken." Jemehr ſich Schiller aber der Klopſtock'ſchen Poeſie entfremdet hatte, deſto inniger mußte ihn der

ſinnlich heitere Wieland feſſeln. Er ſchrieb demſelben einen bewundernden Brief, und war ſehr glücklich, als er deſſen liebenswürdige, anerkennende Antwort empfing (ſ. Bd. I. S. 263).

Nr.

Unter dieſem Zeichen bringt die Anthologie drei Stücke, von denen Schiller das eine ſpäter in ſeine Gedichte aufnahm.

(45.) Die Meſſiade.

Religion beſchenkte diß Gedicht,
Auch umgekehrt? — Das fragt mich nicht.

Der religiöſe Stoff hat die Verbreitung von Klopſtock's Meſſiade befördert, ob aber dieſe Dichtung auch auf die reine, ſchlichte Religioſität fördernd eingewirkt hat, bezweifelt Schiller. Er ſagt a. a. O.: „Keuſch, überirdiſch, unkörperlich, heilig, wie ſeine Religion, iſt ſeine dichteriſche Muſe, und man muß mit Bewunderung geſtehen, daß Klopſtock, wiewohl zuweilen in dieſen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgeſunken iſt. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang iſt, der wirklich und ohne Affektation dieſen Dichter zu ſeinem Lieblingsbuche machen kann: zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage ſich ſtimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch dächte ich, hätte man in Deutſchland Früchte genug von ſeiner gefährlichen Herrſchaft geſehen.“ — Hoffmeiſter nahm das obige Epigramm ſchon 1838 für Schiller in Anſpruch, und veröffentlichte es in deſſen Biographie, Thl. I. S. 102.

(46.) Das Muttermal.

Mann.

Sieh Schätzchen wie der Bub mir gleicht,
Selbſt meine Narbe von den Pocken!

Frau.

Mein Engel, das begreif ich leicht,
Bin auch einmal recht an dir erſchrocken.

Wieder ein Paar Spottverſe auf die Sittenloſigkeit der Frauen, wie „die Vergleichung“ und „Aktäon“.

(47.) Das Glück und die Weisheit.

Die Weisheit, im Bewußtſein ihrer ſittlichen Kraft, verſchmäht des Glückes Gaben, denn ſie bedarf deren nicht. Schiller hat dieſes treffliche Gedicht, dem die ſchmuckloſe Darſtellung eben recht zum Schmuck gereicht, mit einzelnen Abweichungen in ſeine poetiſchen Werke aufgenommen.

v. M.

(48.) In einer Bataille

von einem Offizier.

Als Schiller das Gedicht wieder abdrucken ließ, nannte er es: „die Schlacht“; aber deſſen urſprüngliche Ueberſchrift, verbunden mit der Chiffre **v. M.** zeigt recht deutlich, wie ſehr er die bewußte Abſicht hatte, in der Anthologie protensartig aufzutreten. Der Dichter giebt hier ein ſo lebendiges Gemälde, daß Wouwermann ſelbſt es nicht mit friſchern und keckern Zügen hätte entwerfen können. Wir verdanken daſſelbe wohl der halbmilitairiſchen Charge, welche Schiller bekleidete, und während der poetiſche Regimentsarzt als müßiger Zuſchauer auf dem Exercierplatz ſtand,

mag ſich ſeine Phantaſie aus den friedlichen Truppen dies erſchütternde Schlachtbild geſchaffen haben. — Profeſſor Abel äußerte wiederholt gegen den Oberbibliothekar von Staelin in Stuttgart: „die Schlacht ſei gar nicht von Schiller, ſondern von Scharffenſtein; der erſtere müſſe es beim Auswählen der Anthologie-Gedichte wohl nicht ſo ſtreng genommen haben.“ Abel's Gedächtniß ſcheint im Alter wirklich ſchwach geweſen zu ſein, denn er hat ſeinem ehemaligen Schüler manche ganz unhaltbare Dinge nacherzählt.

(49.) Die Rache der Muſen,

eine Anekdote vom Pelikan.

Weinend kamen einſt die Neune
Zu dem Liedergott.
„Hör Papachen, rief die kleine,
Wie man uns bedroht!

Junge Tintenleker ſchwärmen
Um den Pelikan.
Rauffen ſich, handthieren, lermen
Bis zu deinem Thron.

Galoppiren auf dem Springer,
Reiten ihn zur Tränk,
Nennen ſich gar hohe Sänger
Barden ein'ge, denk!*)

*) Ständlin liebte es, ſich ſo bezeichnen zu laſſen, darum heißt es in den „Epiſteln von Reinhard u. Gonz“, Zürich 1785, S. 59:

„An Ständlin, Gottfried auch genannt, den Barden:
Trägt einen grauen Hut mit goldner Schnur
Und einen grunen, kurzgeſchnittnen Frack.“

Wollen uns — wie garstig! — nöthen,
Ey! die Grobian!
Was ich, ohne Schaamerröthen,
Nicht erzählen kann;

Einer brüllt heraus vor allen,
Schreit: Ich führ das Heer!
Schlägt mit beiden Fäust und Ballen
Um sich wie ein Bär.

Pfeift wohl gar — wie ungeschliffen!
Andre Schläfer wach.
Zweimal hat er schon gepfiffen,
Doch kommt keiner nach.

Droht, er komm noch öfter wieder;
Da sey Zeys dafür!
Vater, liebst du Sang und Lieder,
Weis' ihm doch die Thür!"

Vater Föbus hört mit Lachen
Ihren Klagbericht;
„Wollens kurz mit ihnen machen,
Kinder zittert nicht!

Eine muß ins höllsche Feuer,
Geh Melpomene!
Leihe Kleider, Noten, Leyer
Einer Furie.

Sie begegn' in dem Gewande
Als wär sie verirrt
Einem dieser Jaunerbande
Wenn es dunkel wird.

Mögen dann in finſtern Nüſſen
An dem artgen Rind
Ihre wilden Lüſte büßen,
Wie ſie würdig ſind."

Red' und Thar! — Die Höllengattin
War ſchon ausgeſchmückt,
Man erzählt, die Herren hätten
Kaum den Raub erblickt,

Wären wie die Geier auf Tauben
Losgeſtürzt auf ſie —
Etwas will ich daran glauben,
Alles glaub ich nie.

Waren hübſche Jungens drunter,
Wie geriethen ſie,
Dieſes Brüder nimmt mich wunder,
In die Kompagnie?

Die Göttin abertirt hernach:
Kam 'raus ein neuer — Allmanach.

Hoffmeiſter hat dies, mit einem * unterzeichnete Gedicht zuerſt als ein Schiller'ſches aufgeführt (Biographie I. S. 102); es wurde dann in meinen Nachträgen mitgetheilt, und wer die köſtliche Satyre lieſt wird über den Autor nicht zweifelhaft ſein. Schiller war auf Ständlin höchſt erzürnt, er wollte deſſen Muſenalmanach „Germalmen", und ſo ſchrieb er das graziöſe Spottgedicht. Ständlin ſtellte ſich an die Spitze junger Dintenlecker und ſchreit: Ich fuhr' das Heer! Mit den „hübſchen Jungens", die darunter waren, meint Schiller ſeine Freunde Haug, Conz

und ſich ſelbſt. Wahrſcheinlich hatte Ständlin bereits zu Beiträgen für den Jahrgang 1783 aufgefordert, wodurch ſich die Stelle erklärt, daß er ſchon „zweimal“ gepfiffen habe.

---

†

(50.) Die Winternacht.

Ade! Die liebe Hergottsſonne gehet,
Grad über tritt der Mond!
Ade! mit ſchwarzem Rabenflügel wehet
Die ſtumme Nacht ums Erdenrund.

Nichts hör ich mehr durchs winternde Gefilde
Als tief im Felſenloch
Die Murmelquell, und aus dem Wald das wilde
Geheul des Uhus hör ich noch.

Im Waſſerbette ruhen alle Fiſche,
Die Schnecke kriecht ins Dach,
Das Hündchen ſchlummert ſicher unterm Tiſche,
Mein Weibchen ruht im Schlafgemach.

Euch Brüderchen von meinen Bubentagen,
Mein herzliches Willkomm!
Ihr ſitzt vielleicht mit traulichem Behagen
Um einen teutſchen Krug herum.

Im hochgefüllten Deckelglaſe malet
Sich purpurfarb die Welt,
Und aus dem goldnen Traubenſchaume ſtralet
Vergnügen das kein Neid vergällt.

Im Hintergrund vergangner Jahre findet
Nur Roſen euer Blik,
Leicht, wie die blaue Knaſterwolke, ſchwindet
Der trübe Gram von euch zurük.

Vom Schaukelgaul bis gar zum Lektorbute
Stört ihr im Zeitbuch um,
Und zählt nunmehr mit federleichtem Mute
Schweißtreffen im Gymnaſium.

Wie manchen Fluch — noch mögen unterm Boden
Sich ſeine Knochen drehn —
Terenz erpreßt, trotz Herrn Minellis Noten,
Wie manch verzogen Maul geſehn.

Wie ungeſtüm dem grimmen Landsmann
Des Buben Herz geklopft;
Wie ihm, ſprach ist der Meiter ſeinen Namen,
Der helle Schweiß aufs Buch getropft —

Wohl redt man auch von einer — e — gewißen —
Dich ſich als Frau nun ſpreißt,
Und mancher will der Leker baß nun wißen,
Was doch ihr Mann baß — gar nicht weiß —

Nun liegt dis all im Nebel hinterm Rüken,
Und Rube heißt nun Mann,
Und Friedrich ſchweigt der weiſeren Perüken
Was einſt der kleine Fritz gethan —

Man iſt — Pez gar! — zum Lektor ausgeſtrochen,
Wohl gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,
Daß Plane — Seifenblaſen ſind

Hauch immer zu — und laß die Blasen springen;
Bleibt nur diß Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Gesängen —
Zum Lohn ein teutscher Lorbeerkranz.

Ueber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft läßt der Dichter hier seine Blicke schweifen. Er ist dem Zwang der Akademie entronnen, hat leidliche Freiheit und ein wenig Brod, so daß er aus seinem warmen, hellen Stübchen sorglos in die winterliche Mondnacht hinausschauen kann. Jugenderinnerungen tauchen vor ihm auf; er fühlt sich frei und froh, denn die lange Schulzeit ist endlich überstanden, und er braucht nicht mehr zu zittern, wenn der Termin des „grimmen" Landexamens (s. Bd. I. S. 70) heranrückt. Der ehemalige Theolog hatte nun bereits die Staffel eines Regimentsdokters erstiegen; er durfte sich versiegeln, ein Weibchen an seiner Seite zu haben, und durfte sich überhaupt die bunten Seifenblasen der Zukunft so farbenhell ausmalen, als es ihm irgend gefiel. Vielleicht zersprang manche davon, aber der Lorbeer für seine Gesänge wurde ihm in einem Maaße zu Theil, wie er sich's in jener Winternacht wohl selbst nicht träumen ließ. „Die Winternacht" bildet den Epilog der Anthologie, und hiermit schließen diejenigen Beiträge, als deren Verfasser Schiller mit Sicherheit bezeichnet werden kann. Blickt man auf das halbe hundert dieser Gedichte zurück, so erstaunt man über die Fülle von Gedanken und Empfindungen, von Bildern und Formen, von Humor und Satyre, welche dem zwei und zwanzigjährigen Jüngling zu Gebote stand. Man gewinnt dadurch eine ganz andere Ansicht in Schiller's Geistesleben, als wenn man ihn

nur aus den gesammelten Werken kennt. Aber auch die übrigen Stücke der Anthologie dürfen nicht unbeachtet bleiben, denn sie bieten manche Vergleichungspunkte und Rückbeziehungen auf Schiller dar. Außerdem ist es wahrscheinlich, daß noch einzelne Produkte von ihm in dem Buche verstreut sind; wir besitzen ja so wenig sichere Nachrichten darüber. Die eingeweihten Männer wandeln nicht mehr auf Erden, und es ist versäumt worden, nähere Auskunft von ihnen zu erlangen; Hoven wurde fast achtzig Jahre alt, aber kein Biograph des Dichters befragte ihn. Solche Versäumniß läßt sich nicht wieder gut machen, und wir werden deshalb für alle Zukunft genöthigt sein, die ganze Anthologie, als untheilbares Aktenstück, der Jugendgeschichte Schiller's beizufügen.*)

W.

(51.) **An die Sonne.** (52.) **Die Herrlichkeit der Schöpfung.** (53.) **Ein Vater an seinen Sohn.** Drei wortreiche, aber gedankenarme Oden, die sicher nicht von Schiller sind. Vielleicht war Petersen deren Verfasser, denn er half Beiträge sammeln und war gewissermaßen Mitherausgeber der Anthologie. Die ersten Bogen des Buches enthalten nur Beiträge von Schiller und von W.

*) Eine neue Edition der Blumenlese erschien unter dem Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782 von Friedrich Schiller. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämonische und einem Anhange neu herausgegeben von Eduard von Bulow. Heidelberg 1850." Noch

3.

Es läßt ſich nicht ſagen, wer der Satyriker war, der ſich unter dieſer Chiffre verbarg, denn das **3.** auf den Grafen Zucato zu deuten, wäre doch ſehr gewagt. Allenfalls könnte der lebhafte und ſoldatiſch witzige Scharffenſtein dieſe Beiſteuer geliefert haben.

(54.) Der wirthſchaftliche Tod.

Will denn Markelf der Doktor ewig leben?
Was ſäumt der Tod ihm ſeinen Reſt zu geben?
Gemach! ihm fällt Aeſopus Fabel bei
Vom goldnen Ey.

(55.) Paſſanten-Zettel am Thor der Hölle.

Ein langes Regiſter wird aufgezählt; da kommen Advokaten, vornehme Herren, Recenſenten, Studenten, ein Trupp Huſaren mit dem Major voran — bis endlich der Schlagbaum fällt. Hierauf folgt:

Item am Thor des Himmels.

Vor Mittag nichts — Mittags ein Heid, zwey Kinder;
Spat Abends noch — ein armer Sünder.

(56.) Die Büchſe der Pandora. (57.) Alte Jungfern. Zwei völlig werthloſe Gedichtchen.

6.

Die beiden, mit **6** bezeichneten Epigramme darf man

---

dankenswerther würde dieſe Gabe ſein, wenn man alle die theils ungehörigen, theils unrichtigen Anmerkungen fortgelaſſen, und nur einen einfach treuen Abdruck veranſtaltet hätte.

wohl für Schiller's Eigenthum erklären, obgleich ein hiſtoriſcher Nachweis darüber fehlt. Er ſelbſt zählt, in ſeiner Kritik der Anthologie, dieſe Sinngedichte ausdrücklich zu denen, welche „treffend und gut“ ſind.

(58.) An den Galgen zu ſchreiben.

Wer zu mir kömmt paſſirt durch manche Grade,
Venus, Merkur, und — Fürſtengnade.

Die kurzen, ſcharfen Stachelverſe ſind ganz in Schiller's damaligem Styl.

(59.) Die Alten und Neuen.

Am Pfluge, wie die Chronik lehrt,
Philoſophirten unſre Väter —
Nun hat der Fall ſich umgekehrt,
Izt pflügt man am Katheder!

Auch in dem Gedicht: „Das Glück und die Weisheit“ ſehen wir die Weisheit am Pfluge, und in der Rheiniſchen Thalia (I. 2) ſagt Schiller von den Pedanten, die ihre Quartbände hüten: „Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Tagelöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchätzt, bezahlt und bewundert.“

I.

Auch unter dieſer Chiffre finden ſich Anklänge an Schiller's epigrammatiſche Dichtweiſe, welche man ohne vorgefaßte Meinung nicht wegleugnen wird.

(60.) Aufſchrift einer Fürſtengruft.

Zurük! Hier ruhn die Erdenrieſen,
Fern von dem Volk, in ihrer Gruft —
Um mit dem Volk nicht auferſtehn zu müſſen,
Wenn einſtens die Trompete ruft.

Dies Gedicht erinnert nicht nur an „die ſchlimmen Monarchen", ſondern es iſt auch ſo ſchneidend, daß ich keinen Mitarbeiter der Anthologie wüßte, dem es zuzuſchreiben wäre, ſelbſt Haug konnte ſich nicht mit ſolchem Freimuth ausdrücken. — Erdenrieſen, Erdengötter für „Fürſten", ſind Hyperbeln, deren ſich Schiller damals gern bediente.

(61.) Räzel.

Ich weis ein Ding — für Götter
Iſts nicht gemacht — für Engel
Iſts überley — für Thiere
Unbrauchbar; unentbehrlich
Iſt dieſes Ding dem Menſchen.
Und wandelt unter Menſchen,
Und lacht und weint mit ihnen,
Und liebt ſo ſehr die Menſchen:
Es heißt — Religion.

Ein ſehr liebes Stück, worin die „Himmelstochter" Religion geprieſen wird, wie in der achten Strophe des Gedichtes „Rouſſeau". Iſt Schiller deſſen Verfaſſer, ſo würde es ein Vorbote ſeiner ſpäteren ſinnreichen Räthſel ſein, „worauf man", wie Goethe ſagt, „faſt eine neue Dichtungsart gründen könnte." (Briefwechſel, VI, 86).

(62.) Aeſchylus. (63.) **Die Buße.** Ein paar Satyren auf die herrſchende Frivolität der Sitten, in grellen Worten ausgedrückt.

H...

Obwohl es gegen den ſonſtigen Gebrauch der Anthologie iſt, daß eine Maske den Mitarbeiter nur halb verhüllt, ſo haben wir doch hier unzweifelhaft Hoven vor uns. Durch Schiller aufgefordert (ſ. o. S. 111) lieferte er als Beitrag:

(64.) **Unterſchied der Zeiten.** (65.) **Auf den Herrn R.** — Zwei ganz unbedeutende Sinngedichte.

(66.) Die Spinne und der Seidenwurm.

In ein gewißes Haus kam einmal eine Spinne,
Und hub allda zu ſpinnen an,
Und ſprach zum Seidenwurm: „Sieh da, was ich beginne!
„Ein Beytrag ſtünde mir von dir nicht übel an.“ —
Der Seidenwurm ließ ſonder Zwang
Sich ſogleich dazu willig finden,
Und fängt wohl an, ihr ellenlang-
Gedrehte Fäden einzuſenden;
Die legt ſie dann in ihr Gemächt,
Jetzt hier, jetzt anderwärts zurecht. —
Da ſitzt ſie nun entzükt in ſich verloren
Ob ihrem Wunderding, das ſie zur Welt gebohren;
Als plözlich aufgemacht
Die Stubenthüre kracht. —

Wer tritt herein? — Die Magd, den Beſen in der Hand, —
Gerüſtet ſteht ſie da, die Stube auszufegen;
Da glänzt und ſchimmert an der Wand
Das Spinngewebe ihr entgegen. —
„Herunter du!“ — Sie ſagt es kaum, ſo riß
Der Beſen ſchon ſich in die Höh, und ſtieß
Wie ein Komet mit ſeinem Flammenſchwanze,
Den eine Welt der Herr zertrümmern hieß,
Das Spinngewebe, nach hundertfachem Riß,
Zu Boden in den Staub, trotz ſeinem Seidenglanze;

Fragt ihr, wie ließ ſich drob der Seidenwurm vernehmen?—
Er ſchlich gelaſſen fort, und ſprach: —
„Wer ſollt ſich wohl ob ſolchem Unſtern grämen?
„Ich ſchrieb an einem Almanach!!!“ —

Allem Anſchein nach wurde dieſe Fabel durch Schiller's Brief an Hoven hervorgerufen, worin er ihm mittheilte, daß er die eingeſchickte „Romanze“ nicht brauchen könne, weil er dadurch mit der theologiſchen Cenſur in Conflikt gerathen würde. Die Spinne perſonificirt alſo Schiller, den Herausgeber des Almanachs; der Seidenwurm iſt Hoven ſelbſt, und die Magd mit dem Beſen ſoll die „Intoleranz der Cenſur“ bedeuten.

(67.) Oſſians Sonnengeſang
aus dem Gedichte Carthon.

(In Muſik zu haben beim Herausgeber.)

O die du, rund wie meiner Väter Schild,
Wandelſt, Sonne, dort oben!
Woher dein ewig Licht? Von wannen quillt
Dein Stralenſtrom? Mit Majeſtät erhoben

Trittſt du herfür! — Da zittern zurük
Die dunkeln Geſtirne vom tazenden Himmel:
Froſtig bleich fliehet der Mond ins Abendwellengewimmel
Finſter vor deinem allherrſchenden Blik! u. ſ. w.

Dies iſt der Anfang des „Sonnengeſanges", den Schiller ſich ausdrüklich beſtellt hatte. Die Ueberdichtung war noch in der Akademie entſtanden, wo durch Werther's Leiden die Vorliebe der poetiſchen Genoſſen auf Oſſian gelenkt wurde. (ſ. Bd. I. S. 137). Auch Petersen überſezte des Barden Lieder, und gab ſie anonym unter dem Titel heraus: „Die Gedichte Oſſians neuverteutſchet. Tübingen 1782." — Bei ihm lautet die oben mitgetheilte Stelle: „O! du, der du wandelſt dort oben, rund wie der Schild meiner Väter: von wannen deine Strahlen, Himmelsſohn? von wannen dein ewiges Licht? Du trittſt herfür in deiner heiligen Schöne, und es ſchwinden am Himmel die Sterne, es ſinket froſtig und blaß ins Abendmeer der Mond" ꝛc.

Ha.

(68.) Edgar an Pſyche.

Vielleicht war dieſer Beitrag von Haug, der ſchon damals recht ſangbare Lieder dichtete. Er befand ſich zur Zeit noch auf der Akademie; Schubart's Gattin ſchreibt am 7. April 1783: „Der älteſte Sohn des Prof. Haug, welcher nach allen Theilen ein braver Menſch iſt ſieht nächſter Tagen ſeiner Freiheit und Verſorgung entgegen."

Nun begegnet uns eine Reihe von Stachelverſen, mit verſchiedenen Chiffren bezeichnet. Dieſelben mögen aus Hoven's, Peterſen's, Scharffenſtein's und Haug's Federn gefloſſen ſein, deren epigrammatiſche Manier nicht ohne Aehnlichkeit war. Man würde dem Herausgeber Unrecht thun, wollte man die Aufnahme ſolcher Kleinigkeiten allzu ſtreng rügen, denn er mußte das Erſcheinen der Anthologie voll Haſt betreiben, und in der Selbſtrecenſion äußert er: „Die meiſten der Sinngedichte ſcheinen mehr da zu ſein, die Lücken zwiſchen größern auszufüllen, und ſagen nichts.“

(69.) **Sitten und Zeiten.** (**Bn.**) (70.) **Die alten und neuen Helden.** (**L.**) (71.) **In Fulda's Wurzellexikon.** (**L.**) (72.) **Doktor Pandolff.** (**U.**) (73.) **Peter.** (**U.**) (74.) **Polizeiordnung.** (**Hr.**) (75.) **Begründete Furcht.** (**Hr.**)

X.

Es folgen jetzt vier Gedichte, die nicht von Schiller herrühren, und für deren Autor ich den Grafen Zuccato halten möchte. In dieſen Beiträgen ſpiegelt ſich ein Wiederſchein von Schiller's Jugendpoeſie, ſie ſuchen ſich an deſſen Dicht- und Denkweiſe anzuſchmiegen, wodurch ſie ihre eigenthümliche Bedeutung empfangen.

(76.) An Fanny.

Bei den Lauraoden wurde gezeigt, daß dieſelben an keinen beſtimmten Gegenſtand gerichtet ſind, ſondern auf Klopſtockſchen Illuſionen beruhen:

„Heißeſt du Laura? Laura beſang Petrarcha in Liedern,
Zwar dem Bewunderer ſchön, aber dem Liebenden nicht!
Wirſt du Fanny genannt? — "

Während Schiller die „Laura" feierte, hatte ſein nacheifernder Jünger die „Fanny" erwählt, welche letztere ſich geradehin als ein bloßes Luft- und Schattenweſen als „die künftige Geliebte" zu erkennen giebt:

Wer Du auch biſt, Du biſt für mich geboren
Uns unerkannt,
Hat Dir mein Herz, hat mir Dein Herz geſchworen
Zum ſüßen Band.

Längſt, längſt, o Du Geliebteſte von allen!
Fleh ich nach Dir,
Und alle Seufzer dieſes Herzens wallen
Entgegen Dir.

Ein Engel liſple, ſchlummerſt Du auf Roſen
In holder Ruh,
Dir meinen Namen, und mir Ruheloſen
Den Deinen zu.

(77.) An mein Täubchen.

Geh trautes liebes Täubchen du
Zu Minna meiner kleinen,
Und was ich ſag, das thu, das thu
Bei Minna meiner kleinen.

Siehſt du zwei Augen himmelblau
Die ſanft von Sehnſucht glühen,
Und Wangen die gleich Roſenthau
In Frühlingsanmuth blühen; u. ſ. w.

Hier finden wir eine lebendige, blauäugige Minna, wie in dem Schillerſchen Gedicht Nr. 27, und vielleicht wurden beide Lieder an dieſelbe Perſon gerichtet. Wenn das nächſte Stück auch für ſie beſtimmt war, ſo müſſen ſich die Namensſchweſtern wenigſtens von Charakter ſehr ähnlich geweſen ſein, denn X. ſchildert darin ihr Thun und Treiben faſt ganz wie Schiller, doch flucht er ihr, während dieſer um ſie weint.

(78.) Fluch eines Eiferſüchtigen.

Ein furchtbarer Fluch wird über die treuloſe Buhlerin ausgeſprochen und der Autor malt das Bild des Verderbens, dem ſie entgegengeht, mit ſo gräßlich wahren Farben, daß es an Franz Moor's Worte (Akt I Sc. 3) erinnert: „Da durchwühlt es der Knochen innerſtes Mark und bricht die mannhafte Stärke der Jugend — da, da ſpritzt es den citrichten freſſenden Schaum aus Stirne und Wangen und Mund und der ganzen Fläche des Leibes zum ſcheußlichen Ausſatz hervor, und niſtet abſcheulich in den Gruben der viehiſchen Schande — pfui! pfui! mir ekelt!“ Wie ein ächter Italiener ſchließt X. ſein kraſſes, widerwärtiges Gedicht:

Dann ſeh ich jauchzend die verweßten Glieder,
Wollüſtig ſaugt den Jammerton mein Ohr,
Seh, ſtürze ſelbſt von Schrecken ſtarrend nieder,
Und lache laut empor.

(79.) An Gott.

Ein ziemlich mattes Seitenſtück zu Schiller's „Hymne an den Unendlichen.“

G.

(80.) Auf Chloes Geburtstag. (81.) Lied eines abweſenden Bräutigams. (82.) Der Unterſchied. — Der Verfaſſer dieſer drei Lieder iſt bereits Bräutigam, er hat ſein Schätzchen in der Nähe und beſucht ſie jedes Vierteljahr. Es iſt etwas ſo Geordnetes, Reelles und Wohlberechnetes in den Erzeugniſſen des Herrn G., daß man dabei unwillkührlich an den Rentkammer-Secretarius Pfeiffer aus Pfullingen denken muß. Derſelbe hatte ein Amt, hatte die Gunſt des Herzogs, und alſo gegründete Ausſicht auf Beförderung. In höchſtens zwei bis drei Jahren kann er Hochzeit machen und die Geliebte heimführen, darum ſingt er mit voller Zuverſicht:

Verfliegen noch zwey Jahre, dann
Nenn' ich mein Mädchen mein!
Und gieng es noch ſo ſchlimm, es kann
Kein ganzes drüber ſeyn!
Und die verfliegen wie der Wind —
Zwar eine hübſche Zeit!
Doch die zwey längſten Jahre ſind
Lang keine Ewigkeit!

B.

Schiller hat dem folgenden Stücke, Anthologie S. 156, die Anmerkung beigeſetzt:

„Der würdige Mann, den dieſe Ode feiert, möge mir die Kühnheit vergeben, daß ich meine Sammlung mit Seinem Namen und Lobe krönte. Ob ich mich ſchon nicht für den Verfaſſer davon bekennen darf, ſo glaubte ich doch durch Aufnahme derſelben in meine Anthologie

ihr den Stempel des Gleichgefühls aufgedrükt zu haben, und ich freute mich dieſes Anlaſſes meine wärmſte Hochachtung gegen Denſelben vor der ganzen Welt entblöſen zu können. Der Herausgeber."

Auch ohne dieſe beſondere Erklärung würde man Schiller niemals für den Autor des Geburtstagsliedes halten können, da es ſeiner Dichtungsart vollſtändig fremd bleibt. Das unterſchriebene **B.** iſt nur eine Maske; aus der vorletzten Strophe ſehen wir, daß der wirkliche Name des Verfaſſers mit G. anfing, und ich glaube hier den Freiherrn von Gemmingen zu begegnen (ſ. o. S. 110). Zwar hat er ſeinen Namen zweiſylbig ſcandirt, aber das lag damals im ſüddeutſchen Sprachgebrauch, denn man findet ihn in gleichzeitigen Schriften häufig „Gemming" gedruckt.

(83.) Gefühl am erſten Oktober 1781.

Woher das Jauchzen dort auf jenen Traubenhügeln?
Woher das Evan Evoe?
Wem glüht die Wang'? wer iſts, den ich in bunten Flügeln
Den hohen Thyrſus ſchwingen ſeh?

Iſt es der Genius des freudigen Getümmels,
Und zahlreich ſein Gefolg umher? —
Im offnen Füllhorn trägt er das Geſchenk des Himmels,
Und vor Entzükken taumelt er! —

Wie prächtig glänzt ſie dort hervor die goldne Traube:
Vom erſten Morgenſtral begrüßt!
Wie freundlich winkt er nicht den Schatten jener Laube,
Die voll von Segen überfließt!

Ha! ſey willkommen mir, du feſtlicher Oktober!
Sey, Erſtling! ganz willkommen mir!
Weit reinern Dank bring ich, als alle deine Lober,
Bring ihn mit mehr Empfindung dir.

Denn du biſt es, der mir Ihn, den ich theuer ſchäze,
Und zärtlich liebe bis zum Grab,
Ihn, der verdient, daß Ihm mein Herz ein Denkmal ſeze,
Den beſten Freund in Rieger gab.

Zwar wigt dein Hauch, — kömmſt du, — den lezten Schmuck der Bäume,
Die Blätter, in Melancholie;
Still ſinken ſie herab: und ſchnell, — wie Morgenträume
Bei dem Erwachen — fliehen ſie.

Zwar folgt dir auf dem Fus der flokkigte Zerſtörer,
Den jede Saite der Natur
Im dumpfen Mißklang ſtimmt, daß öder dann und leerer
Rings um ſie trauern Hain und Flur.

Doch ſieh, wie ſchwindet es bei jedem frohen Mahle,
Des Alters, ach! ſo düſtres Bild:
Wenn in gehobner Hand aus ſchäumendem Pokale
Der Freude edler Purpur quillt!

Wie ſchwindet es, wann bei vertraulichen Geſprächen,
Der Freund von ſeinem Freund umarmt,
Und an dem kalten Nord des Winters ſich zu rächen,
An ſeines Buſens Glut erwarmt!

Und lächeln ſie uns einſt des Frühlings Kinder wieder,
Wann all die jugendliche Pracht,

Wann jede Melodie der wonnevollen Lieder,
Mit ihnen jede Luſt erwacht:

Wie heiter ſtrömts alsdann durch unſre ganze Seele:
Welch Leben ſtralt in unſerm Blick!
Ruft uns nicht der Akzent der ſanften Philomele
Und jugendliche Kraft zurück!

So liſple, — denkt ſich heut' auch Rieger den Gedanken,
Des Sturms, der uns im Alter beugt: —
Leiſ Ihm Sein Schuzgeiſt zu, wann von den blauen Schranken
Herab der Abendſtern ſich neigt.

Still führ' er Ihn hinaus auf jene Donnerhöhe,
Lenk' Ihm ſein Aug, daß Er im Thal, —
Auf dem Gefild umher, — all Seine Freunde ſehe,
Und daß Ihm hoch bey Ihrer Zahl,

Und höher Ihm alsdann auf jener heil'gen Stelle,
Dekt er Ihm die Geſinnungen
Der wahren Freundſchaft auf, — gedrängt, — die Bruſt Ihm ſchwelle,
Fühlt Er: ſie alle lieben Ihn!

Laut wird ſie dann — hinauf, die ferne Stimme, ſchallen:
„Auch G*** iſt ein Freund von Dir!
Wann Silberlokken ihm nicht mehr die Schläf' umwallen,
Iſt G*** noch ein Freund von Dir!

Auch jenſeits", — und nun glänz Ihm die kryſtallne Zäre
Im Aug': — „Auch dorten liebt er dann,
Dich einſt noch, wann ſein Herz in jener Frühlingsſphäre
Sich an das Deine ſchlieſſen kann."

Am 1. October, zur rechten Weinleſezeit, war der Geburtstag des Generals Rieger. Derſelbe wurde damals 39 Jahre alt, doch hat er das Erſcheinen der Anthologie nur wenige Monate überlebt.

Wir haben nun alle Partien der Anthologie, von Schiller's kühnen Palmenblüthen und Fackeldiſteln, bis zu den letzten Studentenblumen ſeiner Gefährten herab, durchwandert. Sämmtliche Mitarbeiter erſcheinen ſehr unbedeutend; was Schiller von ihnen empfing, war nicht geeignet, den Werth ſeines Buches zu erhöhen, ſondern nur, ihn herunterzuſetzen. Es erſchreckt ordentlich, die poetiſche und geiſtige Armuth dieſer jungen Männer in der Nähe zu ſehen, mit denen ſich Schiller entwickelte, aus deren Umgang er Friſche und Anregung ſchöpfen ſollte. Wie anders dagegen Goethe's Jugendgenoſſen, ein Herder, Merck und Lenz, gewaltige Menſchen, die, gleich dem Jupiter, wenn ſie nur vom Sitz aufſtanden, mit ihrem Kopfe das Dach des Philiſterthums zertrümmerten. Um wieviel raſcher und freier hätte ſich Schiller's Bildungsgang vollenden müſſen, wäre auch ihm der frühe Einfluß ſolcher Naturen vergönnt geweſen.

Nur eine einzige Recenſion der Anthologie kam mir zu Geſicht; ſie ſteht im Wirtembergiſchen Repertorium und iſt aus Schiller's eigner Feder gefloſſen. Doppelt wichtig wird ſie uns, weil ſich manche leiſere Andeutung zwiſchen den Zeilen entdecken läßt, und ſie darf an dieſer Stelle nicht fehlen:

Anthologie auf das Jahr 1782.
gedruckt in einer Buchdruckerei zu Tobolsko. Mit einem ſchönen Apollokopf. 18 Bogen. 8vo.

Schon wieder eine wirtembergiſche Blumenleſe? — Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern geſpielt, buſch! ſpringt ſchon ein zweiter, groſſer und trotziger, aus dem Rumpfe. — Und eine Anthologie aus Jobsloke! Auf was doch die Herren Entrepreneurs nicht alle verfallen! Auch den Norden verſchonen ſie nicht, und beſchmuzen das ſchuldloſe Sibirien mit ihrer poetiſchen Dinte. Warum der Anthologiſt ſein Vaterland verläugnet, mag er wiſſen. Sonſt trompetet er ſich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anſpielung iſt: „Tum primum radiis gelidi incaluere Triones.“ In der Vorrede wird hoffentlich über die andern Muſenſamm lungen (doch hie und da mit Unrecht) geſchimpft, und auf den ſchwäbiſchen Almanach, als den Amtsbruder, ſpöttiſch geſchielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Städele*) nicht hold ſeyn, und zupft ihn wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt dieſe beiderſeits läppiſche Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeſchrieben, und der Autor verräth ſich, daß er ein Arzt iſt.

Die Gedichte ſelbſt ſind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura gerichtet**), in einem eigenen Tone, mit brennender Fantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle, und verrathen eine allzuunbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt ver-

*) Ständlin's Name wurde in Stuttgart gewöhnlich Stadele oder Standle ausgeſprochen (vergl. Schubart's Leben von Strauß I. 433).

**) Den „Triumph der Liebe“ hat Schiller nicht mitgezählt.

ſchlevert. Das Gedicht an Rouſſeau, die Elegie auf einen Jüngling, an die Sonne, an Gott, Gröſſe der Welt, in einer Bataille, die Freundſchaft, Fluch eines Eiferſüchtigen, die ſchlimmen Monarchen u. ſ. f. enthalten ſtarke, kühne und wahrpoetiſche Züge. Zärtlichweich und gefühlvoll ſind die Kindsmörderin, der Triumf der Liebe (wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der Nachtfeier der Venus von Burger geſchrieben) an mein Täubchen, an Minna, Morgenfantaſie, der Unterſchied, an Fanny, an den Frühling. In einigen andern, z. E. dem Fragment an einen Moraliſten, vorzüglich den Kaſtraten und Männern, der Vergleichung und einigen Sinngedichten fällt ein ſchlüpfriger Wiz, und petroniſche Unart auf. Einige darunter ſind launiſch und ſatyriſch, als Bacchus im Triller, der hypochondriſche Pluto, die Rache der Muſen, Bauernſtändchen u. ſ. f. Doch ſehr oft iſt der Wiz auch gezwungen, und ungeheuer. Im ganzen ſind faſt alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen, und erſtickt. Die meiſten der Sinngedichte ſcheinen mehr da zu ſeyn, die Lücken zwiſchen gröſſern auszufüllen, und ſagen nichts. Der wirthſchaftliche Tod, an den Galgen zu ſchreiben, Spinoza, die alten und neuen, und einige wenige ſind treffend und gut. Auch merke ich daß ſich ein Verfaſſer hinter mehrere Anfangsbuchſtaben verſchanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohlgethan, aber ſogar fein iſt dieſes Stratagem eben nicht ausgefallen.*) Viele Stellen ſind von edelm Freiheitsgeiſte belebt, und

*) Alſo nur Ein Verfaſſer, der ſich dieſer Kriegslift bedient.

feile Lobreden findet man hier nicht. Eine ſtrengere Feile wäre indeß durchaus nöthig geweſen, und überhaupt unter den Gedichten eine ſtrengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden, und ſeine achtzehn Bögen haben; was kümmert es dem Anthologiſten, ob er unter die Narziſſen und Nelken auch h[illegible]nd da Stinkroſen und Gänſeblumen bindet? —

Deſſen ungeachtet hat dieſe Sammlung manche ihrer Schweſtern in Schatten geſtellt, und zu wünſchen wäre es immer, daß Teutſchland mit keiner ſchlechtern heimgeſucht würde. Möchten ſich doch unſere junge Dichter überzeugen, daß Ueberſpannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geſchmacks und des Wohlſtands nicht Kühnheit und Originalität, daß Fantaſie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talismann nicht ſey, von welchem die Pfeile der Kritik ſplitternd zurückprellen; — möchten ſie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen, und ihren beſcheidenen Kleiſt, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten ſie — doch, was ſollten ſie nicht alle mögen! Unſere modiſchen Skribenten wiſſen gar zu gut, was ſie dem gegenwärtigen Geſchmack auftiſchen müſſen, um Entree zu bekommen. — Dieſe Anthologie ſcheint ſich jedoch, wenn ſie die Abſicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, ſchlimm betrogen zu finden: denn der darin herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unſern zuckerſüſſen Schwäzern und Schwäzerinnen behagen könnte.

Bz.

Wohl niemals hat ein junger Schriftſteller, vom Mantel der Anonymität verhüllt, ſein Buch mit ſolcher un-

partheiſchen Strenge beurtheilt, alle Fehler deſſelben ſo nachſichtsvoll aufgedeckt, und in gleicher Weiſe verfuhr Schiller auch bei den Räubern. Jedes abgeſchloſſene Werk lag als ein entfremdetes vor ihm; ſeine hohe kritiſche Natur machte ſich dann geltend, und ohne Rückhalt ſprach er ſein Urtheil darüber aus. Dies freie, kräftige Ringen, dies Aufgeben trüber Selbſtverblendung mußte den Dichter raſch vorwärts führen und ſo wurde jede neue Schöpfung von ihm ein neuer Schritt zur Vollkommenheit.

Während ſich nun in ganz Deutſchland kein Recenſent fand, der die glühende Jugendpoeſie Schiller's einer Beſprechung würdigte, konnte Ständlin ſeinen Groll und Neid nicht zurückhalten. Er machte ihnen in Verſen Luft, und ſchrieb ein giftiges Spottlied, das er in ſeine neuerſcheinenden Gedichte*) einrücken ließ:

Das Kraftgenie.

1782.

Ich bin und heiße Kraftgenie,
Ein Lieblingsſohn der Fantaſie!
Seit Vater Lohenſtein erblich,
Gieng nie ein Geiſt hervor wie ich.

Ich weile, Sklavenſeelen gleich,
Nicht in des Staubes dunklem Reich;
Ich breche ſelbſt mir eine Bahn
Und ſtreb' und fliege himmelan.

Ich ſchwinge mich, ein Ritter groß,
Auf Shakeſpear's raſches Flügelroß

*) Vermiſchte poetiſche Stücke von G. K. Ständlin. Stuttgart bei Cotta 1782. S. 51 ff.

Und renne ſtolz wie Philipps Sohn,
Auf ſeinem Bucefal davon.

Was kümmert mich die Kritikerzunft?
Was alle Zäune der Vernunft?
Was deine Hecken, Ariſtot!
Der kleinen Geiſter großer Gott?

Ich flieg' in meinem freien Sinn
Hoch über Berg' und Thäler hin!
Wie ſchnaubt mein Roß! wie brennt mein Kopf
Und ſiedet wie ein heißer Topf.

Da gafft mit ſtaunendem Geſicht
Das ganze Volk mich an und ſpricht:
Seht doch den großen Wundersmann,
Seht Deutſchlands neuen Shakeſpear an!

Was ſoll das Alltagsweib Natur?
Ich lobe mir Karrikatur!
Ich laſſe dieſes Erdenrund,
Und hole Menſchen aus dem Mond.

Was ſoll mir das Kaſtratenheer
Und all die Zwerge um mich her?
Ich ſtelle nur Koloſſen auf,
Und drücke Shakeſpear's Stempel drauf.

Da leſet, habt ihr Kraftgefühl,
Da leſet 'mal mein Trauerſpiel!
Seht einen Halbgott hier der Welt,
Dort einen Teufel aufgeſtellt!

Erhub ſich je in aller Welt
Ein Deklamator wie mein Held,
Mit Pfauenfedern ſchön geziert
Und mit Metafern ausſtaffirt?

Laß ſein, daß auch der Rezenſent
Mich einen Sprachverhunzer nennt,
Mein Werk vergleicht der Mißgeſtalt, (*)
Die uns der ſchaale Römer malt;

Mit Ariſtarchenblick mich ſtraft,
Daß ich im Rauſche meiner Kraft,
Die alte Baaſe Sittlichkeit
Und den Orbil, Geſchmack, entweiht.

Wie jammert mich der arme Wicht,
Er fühlt die Seelenſchwungkraft nicht,
Den Genius, der hoch mich hebt,
In meinen Werken lebt und webt. —

Verſchlangt ihr auch mein Lieblingslied,
Das wie des Laurafängers glüht?
Sagt, ob nicht himmelan den Geiſt
Die wirbelnde Entzückung reißt? (**)

Nicht Einfalt und Empfindelei
Genie iſt wilde Fantaſei,
Und deſto größer der Poet,
Je minder ihn das Volk verſteht.

(*) Humano capito cervicem pictor equinam etc.

(**) Beim Wiederabdruck in Stäudlin's Gedichten (Stuttgart 1788, Bd. I. S. 82) iſt dieſe Strophe fortgeblieben.

Wer nicht, in Fesseln angeschmiegt,
Mit mir die Gränzen übersliegt —
Wie geißl' ich ihn mit scharfem Hohn,
Den nervenlosen Erdensohn!

Da tummelt vor dem Publikum
Mein Bocksfußsatyr sich herum,
Bespukt mit Geifer Groß und Klein,
Daß ihm die Jungen Beifall schrei'n.

So glänzt man in der Dichterzahl
Als Kraftmann und Original!
So wandl' ich immer eigne Bahn
Und Plimplamplaske bleibt mein Mann.

Die Schlußzeile bezieht sich auf einen platten, satyrisch-komisch sein sollenden Roman: „Plimplamplaske, der hohe Geist (heut Genie). Eine Handschrift aus den Zeiten Knipperdollings und Doctor Martin Luthers. Zum Druck befördert von einem Dilettanten der Wahrheit. u. s. w. 1780." — Wenn Ständlin's Polemik gegen Schiller auch noch so grell und geistlos war, es fehlte dennoch nicht an Leuten, die ihn glauben machten, er habe in dem Kampf einen olympischen Siegerkranz errungen. So sang sein Freund, Karl Friedrich Reinhard, von ihm in den Episteln. Zürich 1785, S. 63:

„Der jene große Fehde kühn bestand,
Und Fels auf Fels dem Blitzeschleuderer Sch**
Entgegen hundertarmig thürmte."

Aber selbst unter seinen Anhängern gab sich auch Mißbilligung kund. Dasselbe Heft des Wirtembergischen Repertoriums, welches Schiller's Kritik der Anthologie

enthielt, brachte eine Beurtheilung der „Poetiſchen Stücke“ von Stäudlin. Die letztere war C—z unterzeichnet, und mochte wohl von Conz herrühren, der jene Epiſteln mit Reinhard herausgab. Seine Recenſion bedauert den Stäudlin'ſchen Pegaſus, weil das arme Thier, wenn es kaum mit etlichen Blümchen vom Helikon nach Würtemberg zurückkam, immer ſchon wieder die klatſchende Peitſche fühlen muß. Zum Schluſſe ſagt er: „Mit dem achten Stücke, das Kraftgenie betitelt, iſt Hern. Stäudlin ein garſtiger Poſſen widerfahren, wie man uns geſchrieben hat. Der Drucker vergriff ſich, und druckte dieſes fremde Stück, das eigentlich eine Satire auf Hern. Stäudlin ſelber iſt, wiewohl es durch die Ausſagen von Trauerſpiel, Shakeſpear, Laura verſteckt werden ſollte. Wir halten noch zu viel auf unſern Dichter*), als daß wir ihn nicht einer beſſern Satire würdig achten ſollten. Alle Gedanken des Gedichts ſind ohne allen Zweifel Ausſprüche einiger Studenten im Bierrauſche, die ein guter Reimer in dieſe Geſtalt gegoſſen hat.“

Mit dem Geſchehenen nicht zufrieden, ſuchte Stäudlin die Fehde wider Schiller auch noch in ſeinem Muſenalmanach auf 1783 fortzuſpinnen, bei deſſen Erſcheinen der unglückliche junge Dichter bereits heimathslos geworden war. Stäudlin bringt in der Vorrede dem Publikum ſeinen Dank für die gute Aufnahme des früheren Jahrgangs, und fährt dann fort: „Ich habe mich wenigſtens nicht, wie mir neulich ein journaliſtiſcher Marktſchreier proſezet hat, an den Schwerdſpizen der Kritik geſpießt (ſ. o. S. 109); es müßte denn ſeinen eigenen Hanswurſt-

*) Hier iſt Staudlin gemeint.

degen meinen, welcher uns, wie wir ihn versichern dörfen, nicht gefährlich verwundet hat. Was wir ihm übrigens freundschaftlich rathen wollen, iſt, daß er künftig Satiren etwas ſchlauer von ſich abwälzen, und ſich hüten möge, ſeiner eigenen Kritik den Stab zu brechen, wenn er mir in der einen brennendes Dichtergenie und epiſche Schöpferkraft zuſpricht, und mich in der andern zu den ſchaalen Reimern herabſetzt." Ständlin wollte hiermit ausdrücken: er ſei überzeugt, nicht Conz, ſondern Schiller ſelbſt, habe die eben erwähnte Recenſion ſeiner „Poetiſchen Stücke" geſchrieben.

Außerdem enthielt der Almanach die Epiſtel an Schott in Erlangen (ſ. o. S. 105) und folgendes Epigramm von Ständlin, deſſen Beziehung auf die Anthologie nicht ſchwer zu finden war:

Die Blumenleſe.

Ein Dichter band 'mal einen Blumenſtrauß
Von Oden, Liedern und Satiren,
Und bracht' ihn, wie ſichs that gebühren,
Apollo zum Opfer dar! — Fi! ſprach der, wie heraus
Das Unkraut ſtinkt! das rott' er förderſt aus!
Erlauben ſie, rief ſtotternd der Poet,
Diß Pflänzchen heißt — Originalität.*)

Nun lag ein weiter Raum zwiſchen Schiller und Ständlin; die Zeit warf ihren Schleier über den Federkrieg und unſer Dichter wuchs raſch empor, geliebt und bewundert von Deutſchland. Da ſuchte ſich denn ſein ehemaliger Gegner höflich an ihn heran zu drängen,

*) Schwäbiſche Blumenleſe auf das Jahr 1783. S. 36.

übersendete ihm die spätern Jahrgänge des Musenalmanachs 1792—93, und nannte ihn in den Briefen „Verehrungswürdiger Freund“.*) Im Jahre 1793 wollte Charlotte von Kalb einen Hofmeister für ihren Sohn durch Schiller erwählt haben; der letztere befand sich eben in Ludwigsburg, und auf Ständlin's Empfehlung schlug er den jungen Dichter Hölderlin vor, welcher bereits poetische Beiträge für den schwäbischen Musenalmanach geliefert hatte. Ständlin versank nachmals in Trübsinn, und während einer Reise endete er sein Leben, am 11. September 1797, freiwillig im Rhein.

Nach diesen vielfach wiederholten Ausfällen gegen Schiller, thut es doppelt wohl, einem Dichter zu begegnen, der selbst in langer Kerkerqual die Fähigkeit nicht verloren hatte, sich an fremden Schöpfungen zu erfreuen. Als die Anthologie erschien, trank der arme Schubart, hinter des Aspergs Mauern, begierig aus ihrem poetischen Sprudel, und schrieb seiner Gattin: „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb ihn heiß, — grüß ihn.“**) Außerdem richtete er folgende Ode an den Herausgeber welche eine dithyrambische Kritik des Buches geworden ist:

An Schiller.

Dank Dir Schiller, für die Wonne;
Die Deinem Gesang entquoll! —
Meines Berges Genius, der Riese,

*) Hoffmeister schloß hieraus, ziemlich leichtfertig: Ständlin habe sich durch Schiller's Anthologie nicht verletzt gefühlt. (Hoffmeister und Berhoff I. 124).

**) Schubart's Leben von Strauß II. 47.

Ein Schäzer hohen Sangs,
Lauscht' Dir, daß der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolkigten Rechte!

Auch ich schlang Deinen Gesang,
Wie der Langdurstende,
Mit wollüstig geschlossnem Auge
Schlürft aus des Baches Frische.

Sah' nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!

Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm,
Denn du sangst!
Schiller, du sangst!

Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte seinem Wogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Fluth.

Da trat vor mich ein Bothe des Himmels;
Lächelte mir sanft und sprach:
„Ein Bothe des Himmels bin ich
Und bringe deinem trauten Schiller,
Den du so heiß und brüderlich liebst,
An dessen Feuerbusen du jüngst lagst
Und lange dran weintest, —
Zu deinem trauten Schiller bring' ich

Gottes Gruß — und — Befehle! —
Daß ihn Laura's Zauberblick
Nicht lockt' in der Wolluſt Lache;*)
Daß er in Laura's flimmerndem Auge
— Gott ſah'!**)
Daß er muthig zürnt
Dem gekrönten Laſter!***)
Daß er's köſtlicher hält
Menſchen zu lieben!
Als zu überfliegen! — †)
Daß er hörte des Weltalls Sinfonie,
Beginnend im tauſendſtimmigen Einklang der Liebe,
Endend im allſtimmigen Einklang der Liebe! ††)
Daß er von ſeines Felſen Zacken
Die Sprache des Sturms der Natur
Hinunter in's Menſchenwogende Thal hörte:
„Kreaturen, erkennt ihr Gott? —
„Kreaturen, erkennt ihr Gott? —"
Daß er's für Thorheit hält
Mit hektiſchem Menſchenodem
Zu hauchen in Gottes
Lebenden Sturmwind;
Zu beflügeln den ewigen Kreislauf
Der braugten Räder! —
Daß er beim künftigen Seraph

*) Kaſtraten und Männer.
**) Das Geheimniß der Reminiscenz.
***) Die ſchlimmen Monarchen.
†) Vorwurf an Laura.
††) Der Triumph der Liebe.

Den gegenwärtigen Wurm nicht vergißt:*)
Dies dank' ich deinem Schiller
Und bring' ihm Gruß des Hocherhabnen!
Auch bring' ich ihm Befehle:
Den Aetherſtrahl des Genius zu brauchen
Für Gott! —
Für den Geſalbten Gottes!
Für's Vaterland!
Zu ſtählen ſeiner Brüder milchzerfloßnen Muth;
Zu ſprechen jenes Lebens Hoffnung
In's Herz des Leidenden!
Die frömmere Thräne
Zu wecken in des Jünglings Blick!
Zu ſchleudern ſiebenfach-
Gezackten Bliz, — wenn Laſter, Wahn,
Unglaube, Chriſtusläſterung
Aus aller Macht die Drachenhäupter heben.
Er wird es thun!
— Dein Schiller wird es thun.
Gott gab ihm Sonnenblick,
Und Cherubs Donnerflug,
Und ſtarken Arm zu ſchnellen
Pfeile des Rächers vom tönenden Bogen." u. ſ. w.

Wenn Schubart im Anfange ſagt: „ſeines Berges Genius, der Rieſe", habe den Schiller'ſchen Liedern aufmerkſam gelauſcht, ſo meint er damit ohne Zweifel den General Rieger. Derſelbe zeigte ſich vorzüglich in den

*) Das Geheimniß der Reminiscenz und die Hymne an den Unendlichen.

Fällen als „ein Schäzer hohen Sanges“, wo der Poe ihm Weihrauch ſtreute, und da dies in der Anthologi- geſchehen war, ſo mochte er leicht eine günſtige Theil- nahme für das Buch gewonnen haben.

Wir ſcheiden nun von der ſibiriſchen Blumenleſe, und wenden uns einer andern Richtung zu, in welcher Schiller thätig wirkte. Nicht blos der ſchwäbiſchen Poeſie hatte er ein Organ ſtiften wollen, denn die Anthologie war wohl auf künftige Wiederkehr berechnet, ſondern auch Schwabens ernſtere Literatur und Kritik ſtrebte er, vielſeitig waltend, in einem Mittelpunkt zu ſammeln. Da Haug's ſchwäbiſches Magazin mit Ende des Jahres 1780 zu erſcheinen aufgehört hatte, ſo begründete Schiller, im Verein mit ſeinem Freunde Peterſen und dem Pro- feſſor Abel, ein „Wirtembergiſches Repertorium der Litteratur. 1782. Auf Koſten der Heraus- geber.“

Das erſte Stück dieſer Vierteljahrsſchrift erſchien gegen Oſtern 1782, und es brachte gleich eine Reihe bedeutender Beiträge von Schiller. Der Aufſatz: „Ueber das gegenwärtige teutſche Theater“ (U. unter- zeichnet), ſteht in des Dichters geſammelten Werken, wo nur ein paar kurze Stellen ausgelaſſen ſind, z. B. wenn Edoardo*) den Stahl, noch dampfend vom Blute des geopferten Kindes, zu den Füſſen des fürſtlichen armen Sünders wirft, dem er ſeine Mätreſſe ſo zugeführt hat — welcher Fürſt gibt dem Vater ſeine geſchändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn euer Spiel ſein getroffenes Herz unter dem Todesbande zwei-

*) In Leſſing's Emilia Galotti.

oder dreimal ſtärker ſchüttelt. — Bald ſchwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg.“ Der Zweck dieſer Abhandlung iſt: die Nachtheile recht lebendig zu machen, welche die Bühne durch ein herzloſes Publikum, durch unfähige Dichter und plumpe Schauſpieler erleiden muß. — Hierauf folgte: „Der Spaziergang unter den Linden“, gleichfalls aus Schillers Werken bekannt, doch wurden dem Geſpräche nachmals einzelne extravagante Federn ausgerupft. Zwei Freunde unterhalten ſich über Natur und Welt; dem glücklichen Edwin erſcheint alles im Roſenlicht, dem melancholiſchen Wollmar iſt das Ganze nur ein großer Aſchenkrug. Schiller hat hier die Doppelſtimme vergegenwärtigt, die in jeder Jünglingsbruſt, vorzüglich im Dichter wohnt, und die bald vor lauter Lebensluſt aufjubelt, bald vor tiefer Trauer vergehen will. Der Dialog war A. unterſchrieben, und am Schluſſe hieß es: „Vielleicht Fortſezungen.“

Zwei Recenſionen, von denen ſich die eine mit dem Text, die andere mit der Aufführung der Räuber beſchäftigt, haben wir bereits kennen gelernt. Als der Dichter ſein Stück darſtellen ſah, beſchloß er im erſten Feuer, eine umfaſſende Kritik deſſelben zu ſchreiben und eine Charakteriſtik der beſten Mannheimer Schauſpieler hinein zu weben. Bei ruhigem Blute ſah er indeß, wie übereilt jener Vorſatz geweſen, und am 1. April 1782 ſchrieb er dem Herrn von Dalberg: „Die verſprochene Kritik über die Vorſtellung meiner Räuber erſpare ich mir auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Piecen aufführen geſehen habe, welches, wie ich hoffe, dieſes Jahr noch geſchehen ſoll. Unterdeſſen habe ich irgendwo in

einem vaterländiſchen Journal einige Worte davon geſagt.“ Hier meint Schiller eben jene Beurtheilung im Wirtembergiſchen Repertorium.

Am Ende des erſten Heftes enthielt die Zeitſchrift eine beſondere „Wirtembergiſche Bibliothek“, unter dem Virgil'ſchen Motto: „Hinc exaudiri gemitus, ac saeve sonare Verbera“ — worin die geiſtigen Produkte Schwabens kritiſirt werden ſollten. Leicht erkannte ich, daß Schiller ſich der Chiffre Sz. bedient hatte, und ließ fünf Recenſionen, welche von ihm herrührten, in meinen Nachträgen (II. 313 ff.) wieder abdrucken. Die Richtigkeit dieſer Auswahl iſt ſpäterhin durch Peterſen's handſchriftliches Zeugniß vollkommen beſtätigt worden*), und wir gewannen hierdurch einen ſehr merkwürdigen Beitrag zur Kenntniß der Schiller'ſchen Selbſtkritik. Die Recenſionen über Ständlin's Muſenalmanach und über die Anthologie, ſind dem Leſer nicht mehr fremd; auch eine dritte, über Pfeiffer's Ueberſetzung der „Nanine“, wurde bereits vorangeſchickt (ſ. o. S. 481). Das vierte der beſprochenen Bücher hieß: „Kaſualgedichte eines Wirtembergers. Stuttgart 1782“, doch bietet deſſen Kritik nichts von Bedeutung dar. Dann kommen endlich noch: „Vermiſchte teutſche und franzöſiſche Poeſien, von *. Vermehrte und verbeſſerte Auflage. Frankfurt und Leipzig 1782“, an die Reihe, worüber Schiller folgenden Richterſpruch fällte:

„Von der erſten Auflage habe ich weder geſehen noch gehört, ich nehme alſo ſo lange das Buch für neu. Der anonymiſche Verfaſſer gab nur in Nebenſtunden den

*) Vergl. Hoffmeiſter's Nachlese. Bd. 4. S. 131 f.

Musen Gebör, er fand an soliden Wissenschaften mehr Geschmack, hat Philosophen und Mathematiker studirt, und hätte, wie es scheint, gern, daß diß auch seine Leser wüßten. So lang er also nicht für die Dichtkunst allein vorhanden zu seyn ausgibt, so lange bleiben seine Verse lobenswerth und gut; falls er aber seinen alten Beruf zum Heliken weiter urgieren wollte, hätten wir einige Bestellungen an ihn, wie folget: Allerdings sind seine Poesien rein, angenehm und flieſſend versifizirt. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung, und eben so wenig an Gedanken — aber neu sind sie eben nicht, selbst nicht in der Form. Originalität muthet man freilich nicht jedem zu, aber überrascht, will man doch seyn. Ich meyne das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe, und doch kann betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche als starke Empfindung, einen mildern, gemäßigtern Schwung der Fantasie, (nicht den feurigen heftigen unserer Kraftmänner, der mehr umreißt als rühret), gute Lektüre und ein metrisches Ohr. Die Gedichte an seine Daphne sind voll herzlicher, süsser Empfindungen, und verdienen von jedermann gelesen und empfunden zu werden. Freilich mag das Publikum das groſſe und warme Interesse dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er selbst nicht vorbeiläßt anzumerken."

Zu den Dichtungen in fremder Zunge übergehend, sagt der Recensent: „Gute französische Poesien wird kein Teutscher verachten, es müßte denn einer von den ein-

gebildeten, handveſten Patrioten ſeyn, der den Geſchmack ſeines Vaterlands mit dem Dreſchflügel rettet. Was aber die franzöſiſchen Poeſien des Hrn. Verfaſſers betrift, ſo kommt es mir hiebei ein klein wenig verdächtig vor. Es iſt wahr, er kann ſein Franzöſiſch ſo ziemlich (und wie? wenn wir eben das bei dieſer Gelegenheit hätten erfahren ſollen?), aber zuweilen ſcheint es auch nur ein ſchlauer Behulf zu ſeyn, Werkeltagsgedanken mit galliſchen Flittern zu bedecken.

„L'inconstance d'une Belle
N'est pas un petit malheur."

Das flieſt ja ſcharmant im Original! Der Teutſche hat die üble Gewohnheit, ſeine Meinung von der Bruſt wegzuſagen, er drückt alſo dieſen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeſtändigkeit einer Schönen
Iſt kein kleines Unglück."

Der Fuchs finde die Poeſie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump teutſch:

Aber das Ding bei nahem beſehen
Biſt du vielleicht, wenn man alles rechnet,
Selbſt die Urſache
Ihrer Untreu.

Da hats der Herr! hätte ſich das nicht beſſer franzöſiſch ſagen laſſen?

Mais voyons de près la chose
Peut être, tout bien compté,
Tu seras toi-meme cause
De son infidelité.

Sonſt hab ich an dem Verfaſſer noch wahrgenommen, daß er ſein Publikum gar zu einfältig voraus-

ſezt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht alles begreiflich macht! In ſeinem Gedicht an die Genfer iſt er gar zu beſorgt geweſen; man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverain gemacht haben, wenn er ſich auch die Mühe erſpart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jakob Rouſſeau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Geneve iſt ausgebrütet worden, ſo müſſen dort wohl nicht alle Gedanken ſo römiſch ſeyn."

Wegen dieſer Kritik ſind an Schiller ſehr bittere Vorwürfe gemacht worden. Die „Vermiſchten Poeſien" ſtammten nämlich aus der Feder des Mag. Johann Chriſtoph Schwab (geb. 1743, geſt. 1821), den Herzog Karl, nachdem derſelbe eilf Jahre in der franzöſiſchen Schweiz und in Savoyen Hofmeiſter geweſen, 1778 als Lehrer der Logik und Metaphyſik an die Akademie berufen hatte, wo er auch Schiller's Lehrer war. Guſtav Schwab, deſſen jüngſter Sohn, fühlte ſich durch das Urtheil über die Poeſien ſeines Vaters tief gekränkt, und ſagte darum in der Biographie des Dichters, S. 110: „Nebenbei benutzte Schiller ſein Repertorium, wie gleichzeitig die Anthologie, nicht nur ſich ſelbſt hervorzuheben, ſondern literariſche Feindſchaft auf nicht ganz ungehäſſige Weiſe zu üben. So ſcheute er ſich z. B. nicht, einen ſeiner edelſten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweiſung Rache nehmend, auf eine hämiſche und ungutmüthige Weiſe in einer literariſchen Beurtheilung zu verletzen *)." — Selbſt ein Ueberfluß kindlicher Liebe

*) Hoffmeiſter bemerkt hierzu: „Ich weiß nicht, worauf dieſe Anklage geht, die in der That ſchwerer iſt, als eine offene und bewieſene.

kann den Biographen nicht von der großen Ungerechtigkeit freisprechen, die er hier gegen Schiller verübt hat. Dieser ließ in der vorstehenden Recension seinen Humor walten, aber keine Spur von hämischem Sinn oder Rachsucht liegt darin, und es hieße die Grenzen der Pietät gar zu weit ausdehnen, wollte man von einem Kritiker verlangen, er müsse schlechte Gedichte unter jeder Bedingung loben, wenn deren Verfasser ehemals sein Lehrer gewesen ist.

Schiller's Mitwirkung war der belebende Athem für das Repertorium, und da er vom Monat Mai an wenig Muße zum Schreiben fand, so verzögerte sich das Erscheinen des zweiten Stückes nicht nur, sondern es blieb auch an Frische gegen das erste zurück. Es brachte von Schiller nur die kurze Erzählung: „Eine großmüthige Handlung, aus der neusten Geschichte", **33.** unterzeichnet. Den Stoff hierzu verdankte der Autor wohl seiner Freundin, Frau von Wolzogen, in deren Nähe sich jene „großmüthige Handlung" wirklich zugetragen hatte. Zwei Brüder, Barone von Wurmb, liebten dasselbe Mädchen mit gleicher Leidenschaft. Der ältere verließ Deutschland, um dem Glücke seines Bruders nicht im Wege zu sein, doch ertrug er die Trennung nicht, und kam elend, bleich, ein Bild des Todes nach der Heimath zurück. Nun ging der jüngere nach Batavia, dem Bruder die geliebte Braut überlassend, der sich denn auch mit ihr vermählte. Aber nach einem Jahre schon starb die junge schöne Frau, und auf dem Sterbebette entdeckte sie einer Vertrauten, daß sie den Entfernten geliebt habe. — Die Schwester der beiden Brüder lebte noch in Thüringen, und dies war Frau

von Lengefeld, welche nachmals Schiller's Schwiegermutter wurde.

Außerdem enthielt das zweite Stück des Repertoriums einen Aufſatz von Schiller's Akademiegenoſſen, dem Architekten Johann Jakob Atzel. Derſelbe entwickelte darin den Plan, Nationaldenkmäler für ausgezeichnete Deutſche zu errichten, und fügte einige ſeiner monumentalen Ideen als Probe bei:

Luther.

Ueber ſeinem Sarge, der an der Wand auf einem Felſen ſteht, iſt, hinter der aufgeſchlagenen Bibel, der Sonnenaufgang in muſiviſcher Arbeit gemalt. Eine ſtarke Guirlande von Eichenlaub bekränzet Sarg und Medaillon. Die Inſchrift heißt:

MARTINVS LVTHERVS
IN TERRA NOTVS
ET COELO ET INFERNO.

Das Denkmal ſteht auf einem freien erhabenen Plaz.

Keppler.

Die Urne, mit mathematiſchen Inſtrumenten umgeben, ſteht auf einem vollkommenen Würfel, wo in einem Basrelief Keppler vorgeſtellt iſt, welchem die in die Sphären deutende Aſtronomie Flügel giebt. Newton folgt der Fakel nach, die ihm Keppler darhält. Im Vordergrund ſizet das Glück, das Kepplern den Rücken kehrt. Auf der entgegen geſezten Seite weinet die Nachwelt, und auf den zwo andern Seiten ſind ſeine Werke mit Lorbeern umwunden.

IOANNES KEPPLERVS.
FORTVNA MAIOR
NEVTONI
PER SIDERA
DVCTOR.

Der Plaz iſt in einer einſamen melancholiſchen Gegend.

Haller.

Ueber dem Sarge zerreißt die Philoſophie den Schleyer, der über die Natur herabhieng. Seine Werke, mit Lorbeer in den Schlangenſtab und eine Leyer gebunden, liegen auf dem Sarge umher. Auf der entgegen geſetzten Seite weint Hygiäa über ſein Medaillon hin. Die Inſchrift heißt:

CORPORI LEGES
ANIMO OFFICIA
ASSIGNAVIT.

Der Plaz iſt auf einem Hügel auſſer dem Kirchhof.

Klopſtock.

An einer hohen, einfachen Pyramide, worauf ſeine Urne ſteht, über welcher ein Adler ruht, der zum Himmel ſieht, hängt die Religion eine Harfe auf. Vor der Religion liegt knieend, mit zerbrochenen Ketten, Abbadonna, der mit der rechten Hand das Kreuz faßt, mit der linken auf das Medaillon hinzeigt. Am Fuß der Pyramide ſteht die Inſchrift:

GRATIAM
CECINIT
TERRIS ET INFERIS.

Der Plaz iſt, ſeinem Wunſche nach, in einem feierlichen Eichenhaine.

Die lateiniſchen Lapidarſchriften ſind Schiller's Werk*), und er hatte deren wahrſcheinlich noch mehrere verfaßt. Am Schluß des Artikels heißt es: „die Fortſezung künftig", und Atzel ſagte, daß er eine ganze Reihe ſolcher Denkmal-Entwürfe, z. B. für Karl den Großen, Melanchthon, Franz von Sickingen, Leibnitz ꝛc. vollendet habe. Im Jahre 1783 beabſichtigte der Herzog Karl, die Monumente ausführen und ſie in dem Garten, der die Bibliothek zu Hohenheim umgab, aufſtellen zu laſſen.

Den letzten Beitrag dieſes Repertoriumsſtückes bildet ein Geſpräch, mit der Chiffre „**Schſtn.**" verſehen. Es läßt ſich kaum verkennen, welcher Name hier gemeint iſt, und in einem Exemplar**) findet ſich dabei die alte handſchriftliche Bemerkung: „Von Schiller, nach Scharffenſtein." Da auch Gedanken und Ausdruck des Ganzen übereinſtimmend darthun, daß Schiller bei der Autorſchaft betheiligt war, ſo dürfen wir den Dialog, deſſen Inhalt pſychologiſch wichtig iſt, nicht übergehen:

„Der Jüngling und der Greis.

Verſuch eines Nichtſtudierten.

Selim. Wie der Strom in der Ferne braust, während der Sturm ſich ſammelt! Ein begeiſterndes Getöſe, eine Thatenahndung, Almar, die Seele ſchwillt mir.

Almar. Jüngling, warum weilt dein Auge nicht lieber an jener noch heiteren Strecke des Himmels, dein Ohr nicht am ſanften Gemurmel dieſer Quelle?

*) Peterſen, im Morgenblatt 1809 Nr. 267.

**) Daſſelbe beſitzt der bekannte Literaturforſcher, Profeſſor Joachim Meyer zu Nürnberg.

Selim. Oft war Ruhe meine Sehnſucht, ich nannte mich thöricht, nach Fantomen zu jagen, die gleich den Hydra-Köpfen bei ihrem Untergang wiederum gefährlicher hervorſchieſſen. Aber o Almar! was ſind wir für zweideutige Geſchöpfe! Ruhe iſt nicht die Beſtimmung unſerer Natur, unaufhaltſam liſpelt und ruft eine geheime Stimme nach unbekannten dunklen Scenen. Unter grauen Haaren würd ich mich feige ſchelten, hätt' ich, gleitend ins unbekannte Land, nur die Hälfte meines Wegs zurück gelegt, indeſſen vorwärts, und um und um Regionen blüheten, die ich öde gelaſſen.

Almar. Ich bedaure dich, mein Lieber! dein Kopf iſt noch von Romanen erhizt, deine Ideen von Beſtimmung und Thätigkeit ſind Irrwiſche. Sieh! die Natur läßt überall Roſengebüſche wachſen, und lehrt die Unſchuld ihren frohen Geſang; werden glänzende Trophäen oder das Triumphgetön der Trompete unſer Leben beſſer verherrlichen, als jenes? Deine eitle Wünſche, glaub es einem Greiſen, ſind nicht in dir entſproſſen, und ein Traum wird dich verzehren.

Selim. Eine Moral die ich oft gehört habe, die aber allein für dich paſſet, in deiner ſich neigenden Natur entſpringt, verzeihe mir dieſes Wort, mein Vater! Biſt du glücklich Almar, wünſcheſt du nichts mehr?

Almar. Ich bin glücklicher, weil ich genügſamer worden bin.

Selim. Armer! dieß iſt dein Glück, daß du nicht ſiehſt was du am Tauſche verlorſt. Du blickſt dich nicht mehr nach der Blume, weil deine Nerven ſtarr worden ſind. Du wähnſt dich glücklich, weil du es nicht mehr in einem hohen Grade ſeyn kannſt. Laß mich warm davon reden,

ich zittre vor dem Augenblick, wo ich ohne Wunſch und ohne Hoffnung entſchlummern und erwachen müßte. Unaufhaltſames Streben iſt das Element der Seele. Beim Worte Genügſamkeit zerſplittern die Stufen in der unendlichen Leiter der Weſen. Dieſer Durſt, dieſe Unruhe, mein Schmerz über meine Schwachheit entſchleyert meine Hoheit. Ich weine nur ein Menſch zu ſeyn, ich jauchze, ein Gott ſeyn zu können.

Almar. Und du biſt nur ein Sclav! Sieh die Fläche des Fluſſes, er iſt jedem Säuſeln preiß gegeben, und der Wind jagt ihn über die Ufer.

Selim. Aber ohne Säuſeln und ohne Sturm würden ſeine Waſſer verderben. Es giebt Minuten, wo mein Geiſt ſtillen Gewäſſern gleichet; kein wohlthätiger Wind vermag das drückende Gleichgewicht aus einander zu ſchaukeln; der Puls der Natur macht eine Pauſe, gekrümmt über mich ſelbſt winde ich mich raſtlos, wie einer, der im Grab erwacht; ein Inſekt erbittert mich; ich ſuche dann mit Gewalt mein Leben wieder; ich vegetire in einem hohen Grade, ich ſchwelge.

Almar. Du ſprichſt ſo viel von Wünſchen und Streben, wo bleibt dann dein Genuß? Nach deinen Paradoxen wird deſſen Fülle wohl ein Unglück ſeyn.

Selim. Allerdings, wenn ſie anhaltend wäre. Wenn du's überlegſt, iſt nur die Ahndung, die Hoffnung des Genuſſes die Würze des Vergnügens; der Genuß ſelbſt iſt ſein Tod. Im Arme des ſchönſten Mädchens bin ich am meiſten zu bedauren, wenn ich am nächſten der höchſten Wonne bin. Dieſes ſcheint mir das ſchönſte Vorrecht des Menſchen zu ſeyn, und ein weſentlicher Unterſchied vom Thiere. Ich wünſche und ahnde den Genuß, und

bin glücklich. Dem Thiere behagt es blos, wann es genießt.

Almar. Izt ertappe ich dich auf einem Widerſpruch. Du jagſt einem Ziele nach, das du zu erreichen fürchteſt.

Selim. Ich fürchte es nicht, aber die Seele hört auf zu glühen, die Schwingen der Imagination ſinken am Ziele; der Zauber verſchwindet; der Tumult von Aſſociationen macht der dringenden lauten Wirklichkeit Plaz; die Seele iſt dann am meiſten leidend und am wenigſten glücklich. Ich fürcht' es nicht, Almar, weil neue, erhabnere Ziele mir wieder entgegen winken, meine Laufbahn iſt die Ewigkeit. Durch die Zahl meiner Wünſche werd ich mich in der Geiſter Gewühl ſtehlen, die nach der Gottheit hinzücken.

Almar. Halt ein, Schwärmer, nun hab ich dich wo ich wünſchte; du ſagteſt, der Zauber verſchwinde am Ziele deines Wunſches, du haſt alſo ein leeres Fantom verfolgt.

Selim. Aber der Weg war nicht verloren, und laß es auch Fantomen ſeyn, wenn nur mein Schöpfer mir eine glühende Seele nach ihnen gab. Wehe dem Frechen, der mit frevelnder Hand den Schleyer wegzieht in dieſem magiſchen Tumult. Er kommt dem Alter in dieſem traurigen Vorrecht zuvor. Elyſium ſinkt ihm zu einem Küchengarten herab.

Almar. Lebe wohl, Träumer! Das nächſtemal werd ich reden, und du wirſt mir antworten, wann du unterdeſſen auf deinem Fluge in keinen Sumpf ſtürzeſt. Ich gehe in meinen Garten, um mich am wiederkehrenden milden Sonnenſchein zu waiden.

Selim. Ich weine Elyſium zu abnden, und nicht zu finden. Du lächelſt noch aus Luſt, aber für Luſt weineſt du nicht mehr.“

Das zweite Stück des Repertoriums erſchien etwa zur Zeit, als Schiller aus Stuttgart floh; das dritte, zu welchem er keinen Beitrag mehr lieferte, verſchleppte ſich bis ins Jahr 1783, und damit hatte das ganze Unternehmen ſein Ende erreicht.

Neben ſolcher vielverzweigten literariſchen Beſchäftigung fühlte ſich Schiller doch immer wieder, mit beſonderer Macht, zum Drama hingezogen. Schon auf der Akademie hatte ihm die Verſchwörung des Fiesko vorgeſchwebt (ſ. Bd I. S. 208); auch Rouſſeau rühmte den Genueſer als einen höchſt merkwürdigen Charakter, und allmälig gewann dieſer Stoff dramatiſches Leben in der Seele des Dichters. Er fing nun an, durch fleißige Studien dem neuen Plan Farbe und Vollendung zu geben. Oft beſuchte Schiller damals die Stuttgarter Bibliothek, um ſich mit Italien, mit Genua, mit Fiesko und deſſen ganzem Zeitalter vertraut zu machen. Vorzüglich dienten ihm als Quellen: „Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque,“ von Paul de Goedi, dem nachmaligen Cardinal Retz, und der dritte Theil von Robertſon's Geſchichte Kaiſer Karl des Fünften. Schiller ſchrieb nun den Gang des Stückes, den Inhalt der einzelnen Akte und Auftritte in ſtrenger Reihenfolge nieder, aber ſo kurz und trocken, als ob es nur eine Anleitung für den Couliſſen-Dirigenten werden ſollte. Dann arbeitete er, nach Luſt und Laune, bald einen Monolog, bald eine Scene aus, die ihn beſonders intereſſirte. Hatte er ſolch ein Bruchſtück fertig, ſo theilte er es raſch an Streicher mit, von deſſen inniger Em-

pfänglichkeit er überzeugt war; die beiden Jünglinge sprachen darüber, und der Dichter fand frischen Reiz, wenn er sah, wie lebhaft seine Gedanken und Gefühle sich in einer befreundeten Brust abspiegelten*). In Schiller's Brief an Dalberg, vom 1. April 1782, heißt es: „Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieses Jahrs die Verschwörung zu Genua vollendet sehe, woran ich schon einen großen Theil vorausgearbeitet habe. Darf ich bei dieser Gelegenheit so kühn sein, E. E. an das ehemalige Versprechen zu erinnern, mir ein interessantes teutsches Thema zu einem Nationalschauspiel zu verschaffen?"

Mittlerweile sah Schiller sich in poetischen Schöpfungen durch eine ernst-wissenschaftliche Arbeit unterbrochen. — Auf die günstigen Berichte des Grafen Kinsky und auf Fürsprache des Großfürsten Paul von Rußland hin, hatte Kaiser Joseph die Militair-Akademie, am 22. December 1781, in den Rang einer deutschen Universität für drei Fakultäten erhoben. Seitdem hieß das Institut „die hohe Karlsschule", und ein kaiserliches Diplom verlieh derselben die Macht, daß ihre immatrikulirten Schüler „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- oder Doctors-Würde, nach der bei andern Universitäten herkömmlichen Art und Feierlichkeit, befördert werden könnten und sollten." Der Herzog wachte über seine neue Universität mit eifersüchtiger Vorliebe, und forderte von der Welt unbedingte Anerkennung für diejenigen, welche in der Anstalt erzogen und gebildet worden. Da Schiller, ein so vorzüglicher Zögling, die Akademie verlassen mußte, ohne den Doctorhut errungen zu haben, durfte er sich jetzt dieser Förm-

*) Streicher, S. 42.

lichkeit unter keiner Bedingung entziehen. Er war deshalb genöthigt, abermals eine große Dissertation zu schreiben, damit ihm nachträglich der Grad eines Doctor der Medizin ertheilt werden könne.

In dem vorerwähnten Briefe an Dalberg äußerte er, mit Bezug hierauf: „Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachsende Neigung zum Drama verläugnete, die einen großen Theil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen soll, und doch habe ich vor Verfluß eines halben Jahrs wenig Hoffnung, sie befriedigen zu können. Meine gegenwärtige Lage nöthiget mich den Gradum eines Doktors der Medicin in der hiesigen Karlsuniversität anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine mediciniſche Dissertation schreiben, und das Gebiet meiner Handwerkswissenschaft noch einmal zurückstreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trocknen terminologischen Kunst machen müssen; allein was seyn muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden war, vielleicht finde ich dann im Schooß der schönen Kunst eine süße Indemnisation für den fakultistischen Schweiß."

Dalberg hatte ihn aufgefordert, Goethe's Götz von Berlichingen für die Bühne einzurichten, aber Schiller wagte nicht, ohne besondere Genehmigung des hochverehrten Meisters, irgend Hand an dessen Werk zu legen. „Wenn Eure Excellenz" — fügte er hinzu — „durch Ihr Ansehen, und persönliche Bekanntschaft mit Göthen, mir vollkommene Freiheit hierin verschaffen könnten, so

würde ich, während meiner medicinischen Beschäftigungen, in der Umarbeitung dieses Stücks die angenehmste Erholung finden."

Trotz aller Störungen, welche ihn der poetischen Produktion entzogen, fand Schiller doch hin und wieder eine Mußestunde für Gelegenheitspoesien. Als er seinen Vater um die Dissertation ersuchte, (s. Bd. I. S. 211), bat er zugleich, ihm wo möglich die kleinen Sachen mitzuschicken, die zur Zeit seines Stuttgarter Aufenthalts gedruckt worden. Unter den „gedruckten Sachen" bezeichnet er vorzugsweise: die Carmina über Wiltmeister, über Rieger, über Weckerlin und andre mehr. Das erstere Gedicht scheint rettungslos verschwunden, denn es gelang mir nicht, auch nur die leiseste Spur des Mannes zu entdecken, dem es gewidmet war. Eine Familie Wiltmeister existirt in ganz Würtemberg nicht, in den Listen der Akademie und Karlsschule kommt der Name ebenfalls nicht vor, und die herzoglichen Dienstbücher aus den 1770er und 80er Jahren enthalten weder einen Civil- noch einen Militairbeamten, der Wiltmeister hieß. Dagegen nennen dieselben in jener Zeit den herzoglichen Wildmeister Georg Friedrich Heller zu Stuttgart, und ich möchte beinahe glauben, Schiller habe in dem Briefe an seinen Vater, weil ihm der Name des Besungenen entfallen war, dessen amtlichen Charakter substituirt. Ein Schreib- oder Druckfehler konnten leicht das d in t verwandeln, und wir müssen erwarten, ob nicht etwa ein glücklicher Zufall das verlorene Carmen ans Licht bringt.

Der Grabgesang auf Rieger hat sich besser erhalten. Er wurde zuerst bruchstückweise im Berliner Freimüthigen 1806, Nr. 109, dann vollständig im Taschenbuch für

Damen 1808, S. 252 ff. mitgetheilt. Ich ließ ihn hierauf in meinen Nachträgen (I. 62) abdrucken, und als dieſe 1839 erſcheinen ſollten, lebte Rieger's Schwiegertochter noch. Sie wurde über das Gedicht befragt, und beſtätigte nicht nur deſſen Aechtheit, ſondern verſicherte, daſſelbe einſt aus Schiller's eigenhändigem Manuſcript abgeſchrieben zu haben.

Der General Rieger ſtarb am 15. Mai 1782 eines plötzlichen Todes. Schubart mußte „im Namen ſämmtlicher Offiziere ſeines Bataillons" ein Trauerlied dichten, und ſchilderte ihn darin beſonders als Soldatenfreund und ſtreng gerechten Mann. Außerdem errichtete ihm der Gefangene folgendes merkwürdige Denkmal, welches ganz und gar unbekannt zu ſein ſcheint:

Monument
Herrn
Philipp Friedrich von Riegers,
General-Majors, Commandanten der Veſte Hohenaſperg, Befehlshaber eines Infanterie-Bataillons, Ritter des St. Carl-Ordens
von
Schubart.

Wandrer
Weil an dieſer Gruft.
Hier harret
Riegers Ausſaat
Der erſten Auferſtehung.
Er war
Ein Mann deutſcher Kraft,
Herzog Karls treuer Knecht,
Des Vaterlands warmer Freund,

Der Soldaten Vater,
Der Wittwen Arm,
Der Waisen Pfleger,
Der Armen Erquickung,
Der Gefangenen Troſt,
Ein Chriſt von Salbung,
Im bitterſten Leiden geübt.
In Jeſu ſucht er alles
In Jeſu fand er alles.
Stark war ſein Glaube,
Innig ſeine Liebe,
Feurig ſeine Hoffnung.
Vom tiefen Gefühle des armen Sünders
Stieg er zur Chriſtenherrlichkeit auf.
Eiſerne Thätigkeit, Ordnung, Adelung' im kleinen
wie im großen.
Heiterkeit und Licht des guten Gewiſſens,
Ernſt und Liebe,
Dem Laſter ein Wetterſtrahl,
Der Tugend ein Frühlingsſäuſeln,
Zärtlich als Gatte, warm als Vater,
Treu als Freund,
Des Genius Wecker, und Verehrer jeder Wiſſenſchaft
und Kunſt.
Dies ſind die Strahlen ſeines Sonnenbilds.
Gott
Kennt ihn ganz,
Lobt ihn ganz.
Die Welt
Wurd' ihm zu enge;
Er flog,

Vom Schlage getroffen,
Wie im Sturme
Gen Himmel.
Menſchen trauern um ihn.
Engel freuen ſich ſeiner.
Geh, Wandrer,
Noch eine Thräne,
Dann eil;
Und kannſt du,
So gleich ihm.
Halleluja dem Wecker der Todten, Chriſtus,
Dem Geber des Lebens, Chriſtus,
Halleluja.*)

Auch Schiller hatte dem Todten einen feurigen Nachruf geweiht, welcher damals, als einzelner Druck, in Stuttgart verbreitet wurde:

Todtenfeyer
am Grabe
Philipp Friedr. von Rieger's.

Noch zermalmt der Schrecken unſre Glieder —
Rieger todt!
Noch in unſern Ohren heult der Donner wieder —
Rieger, Rieger todt!
Wie ein Blitz, im Niedergang entzündet,
Schon im Aufgang ſchwindet,
Flog der Held zu Gott!
Sollen Klagen um die Leichen hallen,
Klagen um den großen Mann?

*) Pfälziſches Muſeum. Mannheim 1783. Heft II. S. 143 f.

Oder dürfen warme Thränen fallen,
Thränen um den guten lieben Mann?
Dürfen wir mit Riegers Söhnen weinen?
Mit den Patrioten uns vereinen?
O so feire, weinender Gesang,
Einer Sonne Untergang!

Groß, o Rieger, groß war deine Stufe,
Groß dein Geist, zu seinem großen Rufe,
Größer war — dein Herz!
Engelhuld und göttliches Erbarmen
Rief den Freund zu deinen offnen Armen;
Froher unschuldsvoller Scherz
Lachte noch im silbergrauen Weisen,
Jugendfeuer brannte noch im Greisen.
In dem Krieger betete — der Christ.
Höher als das Lächeln deines Fürsten
(Ach! wornach so Manche geizig dürsten!)
Höher war dir Der, der ewig ist.

Nicht um Erdengötter klein zu kriechen,
Fürstengunst mit Unterthanen Flüchen
Zu erwuchern war dein Trachten nie.
Elende beim Fürsten zu vertreten,
Für die Unschuld an dem Thron zu beten
War dein Stolz auf Erden hie.
Rang und Macht, die lächerlichen Flitter,
Fallen ab am Tage des Gerichts,
Fallen ab wie Blätter im Gewitter,
Und der Pomp — ist Nichts! — —
Krieger Karls! erlaubt mir hier zu halten,

Tretet her, ihr lorbeervollen Alten
(Das Gewiſſen brenne flammenroth);
Dumpfig hohl aus eures Rieger's Bahre
Spricht zu euch, ihr Söhne vieler Jahre,
Spricht zu euch — der Tod:

„Erdengötter! glaubt ihr ungerochen
„Mit der Größe kindiſchkleinem Stolz —
„Alles faßt der ſchmale Raum von Holz —
„Gegen mich zu pochen?
„Hilft euch des Monarchen Gunſt,
„Die oft nur am Ritterſterne funkelt,
„Hilft des Höflings Schlangenkunſt,
„Wenn ſich brechend euer Aug verdunkelt?
„Erdengötter redet doch,
„Wenn der Götterdunſt zerſtiebet,
„Redet denn, was wär't ihr noch,
„Wenn ihr — ſchlechte Menſchen bliebet?

„Trotzt ihr mir mit euren ſtolzen Ahnen,
„Daß von euch — zwei Tropfen Blut
„In den Adern alter Helden rannen?
„Pocht ihr auf geerbtes Gut?
„Wird man dort nach Ri[redacted] Range fragen?
„Folgt ihm wohl Karl's Gnade bis dahin?
„Wird er höher von dem Ritterkreuz getragen,
„Als vom Jubel ſeiner Segnenden?
„Wann der Richter in dem Schuldbuch blättert,
„Fragt er, ob der große Todte hier
„Zu dem Tempel des Triumphs geklettert?
„Fragt man dort, wie man ihn hier vergöttert?
„Richtet Gott — wie wir?"

Aber Heil dir! ſeliger Verklärter,
Nimm zufrieden deinen Sonnenflug!
Deinem Herzen war die Menſchheit werther,
Als der Größe prangender Betrug!
Schöne Thaten waren deine Schätze,
Aufgehäuft für eine ſchöne Welt,
Glücklich gingſt du durch die goldnen Netze,
Wo die Ehrſucht ihre Sklaven fällt.
Wenn die Rieſenrüſtung ſtolzer Größe
Manches große Heldenherz zerdrückt,
Flohſt du frei, entſchwungen dem Getöſe
Dieſer Welt, und biſt — beglückt.
Dort, wo du bei ew'gen Morgenröthen
Einen Lorbeer, der nie welket, pflückſt,
Und auf dieſen trauernden Planeten
Sanften Mitleids niederblickſt;
Dort wo du an reine Seraphinen
Dich in ewigem Umarmen ſchmiegſt,
Und bei jubelvollen Harfentönen
Kühne Flügel durch den Himmel wiegſt;
Dort, wo Rieger unter Edens Wonne
Dieſes Lebens Folterbank verträumt,
Und die Wahrheit leuchtend wie die Sonne,
Ihm aus tauſend Röhren ſchäumt —

Dorten ſehn wir — Jauchzet Brüder! —
Dorten unſern Rieger wieder!!!

Der Inhalt dieſes Gedichts ſtimmt freilich wenig mit Rieger's Charakterſchilderung (ſ. o. S. 4) überein, aber Schiller hatte ja immer nur die milde Seite von deſſen

Janusantlitz erblickt. Freundlich ſcherzend empfangen, ſprach er den General in Schubart's Gegenwart, der ſich wohl bemühte, ſeine Sanftmuth und Güte zu preiſen, weil er durch das lange Kerkerleben an eine gewiſſe Doppelzüngigkeit gewöhnt worden war. Dann erſchien die Anthologie mit dem klingenden Loblied auf Rieger, und dieſer rühmte dafür Schiller's Beiträge zu der Blumenleſe. Uebrigens erhebt der Trauergeſang beſonders den Freimuth des Todten, ſeinem Herzoge gegenüber, und das war keine leere Erfindung, denn auf Heucheln und Schmeicheln verſtand ſich Rieger nicht. Schiller's Carmen mußte daher großes Aufſehen am Hofe zu Stuttgart machen, und Herzog Karl wurde höchlich erzürnt, daß ein Unterthan, ein bedeutungsloſer Regimentsarzt „ohne Portepee", ſolche Sprache zu führen wagte.

Wir haben nichts mehr von dem Herzoge erfahren, ſeit ihm Schiller, beim Abgang aus der Akademie, dankbar die Hand geküßt. Unterdeß wendete Karl den ſcharfen Forſcherblick niemals von Schiller's emporſtrebendem Talente ab, und der Dichter erzählte ſpäterhin: es ſei in mehreren Handbillets, welche der Fürſt an ihn richtete, ſeine damalige Schreibart, nebſt der Ueberfülle von Gedankenſtrichen, nachgeahmt geweſen." *) Wohl fühlte ſich Karl geſchmeichelt, daß die Akademie, auf deren Univerſität er ſtolz war, auch einen Poeten gezeitigt hatte, aber deſſen Schöpfungen ſollten nicht ungeſtüm brauſend, ſondern ſanft und gefällig ſein. Ganz vorzüglich mußten die Räuber ihn im Innerſten verletzen, wobei es ihn noch mehr anſtachelte, daß man in Stuttgart unverholen äußerte:

*) Caroline von Wolzogen.

manche Stellen des Stücks wären auf ihn und seine nahe Umgebung gemünzt.

Es ist freilich sehr leicht, den Herzog, aus unserer Zeit und von unserm Standpunkt herab, streng zu tadeln, daß er Schiller's Muse nicht pflegte und förderte, statt sie zu unterdrücken. Aber man muß, wenn man nicht ungerecht werden will, sich in seine Individualität versetzen. Karl begriff keinen andern Staat, als denjenigen, der sich aus Befehlen und Gehorchen aufbaut. Um das erwachende Freiheitsgefühl der Völker mitzuempfinden, war er zu sehr Despot, und um eine solche Mitempfindung zu heucheln, war er zu ehrlich. Außerdem besaß er durchdringenden Verstand genug, die Bedeutung eines Buches, wie die Räuber, für Gegenwart und Zukunft wohl abmessen zu können. Es empörte ihn der Gedanke, das weite Haus, in welchem er so behaglich wohnte, solle durch einen Jüngling angezündet werden, dessen Erziehung er selbst geleitet hatte, dessen Geist er als ein Erzeugniß seines eigenen Geistes betrachtete. Wer ihn schmäht, weil er keinen Sinn für Schiller's poetische Titanenkraft kundgab, der mag auch den Landmann schelten, der, wenn er sein Gehöft in Flammen emporlodern sieht, kein Auge hat für den malerischen Wiederschein auf Strom und Gebirg.

Fast noch empfindlicher, als durch die Räuber, muß der Herzog durch „den Venuswagen" und „die schlimmen Monarchen" mit ihrer schneidenden Tonart berührt worden sein. Trotzdem gab der fürstliche Erzieher seinen Zögling nicht ohne Weiteres auf; er hoffte, dessen Talent in eine glatte loyale Bahn zu leiten. Er ließ denselben zu sich kommen, und ermahnte ihn so väterlich vor Verstößen gegen „den bessern Geschmack", daß Schiller nicht unbe-

wegt blieb. Aber dem Befehl, ihm künftig jede Dichtung vor der Veröffentlichung zu zeigen, konnte sich dieser unmöglich fügen, und sein Weigern wurde sehr ungnädig aufgenommen *). Kein wohlwollender Vermittler trat zwischen die beiden streitenden Elemente; eine offne freie Aussprache des Regimentmedicus aber, seinem Herzoge gegenüber, würde Verbrechen gewesen sein, und so schlug denn die Spaltung ungehindert ihre trennenden Wurzeln. Da erschien Schiller's Gedicht auf Rieger's Tod; es erregte Karl's Mißfallen nicht blos, weil es „verschiedene Seiten seiner fürstlichen Existenz zu verletzen schien" **), sondern auch deshalb, weil er sich seiner Gewaltthaten gegen Rieger im Innern wohl bewußt war. Hierdurch zerriß das letzte Ankertau der Liebe und des Vertrauens, welches den Fürsten mit dem jungen Dichter bisher noch verband.

Der Frühling des Jahres 1782 hatte sich in reichster Fülle entfaltet. Schiller kam sich in Stuttgart wie in einem Gefängniß vor, und es drängte ihn, wieder einmal, hinauszufliegen, in die freie, schöne Welt. Gar zu gern hätte er den Freundinnen, der Frau von Wolzogen und der Hauptmann Vischer, seine Räuber auf der Bühne gezeigt; sie waren bereit, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, und dieselbe wurde also recht heimlich ins Werk gesetzt. Herzog Karl würde ihm gewiß keinen Urlaub ertheilt haben, doch der Fürst befand sich zur Zeit von Stuttgart abwesend, darum durfte der günstige Augenblick nicht versäumt werden. Auf seinen Fiesko, das fühlte Schiller, mußte solche Erfrischung wie belebende

*) Caroline von Wolzogen.

**) A. a. O.

Frühlingsluft wirken, auch trug er wohl die ſtille Hoffnung, den Freiherrn von Dalberg durch mündliche Bitte zu bewegen, daß derſelbe mit ſchirmender Hand in ſein trübes Daſein eingreifen möchte. Er ſchrieb deshalb dieſem Gönner am 24. Mai, und legte ihm den Reiſeplan vor. Schiller wollte Sonnabend, den 25ſten, Stuttgart verlaſſen, am Sonntag in Mannheim eintreffen und bis Dienſtags Nacht dortbleiben. Auf ſolche Art wurde es möglich, zweimal dem Schauſpiel beizuwohnen, und im Briefe des Dichters heißt es: „Wie glücklich wäre ich, wenn meine Räuber eins davon ſeyn könnten! — Itzt erſt würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorſtellung verlieren, und mit vollen Zügen an dieſem Anblick mich weiden können!“ —

Ohne eine andere Bürgſchaft für das Gelingen des raſchentworfenen Plans, als Dalberg's freundliche Geſinnung, ſendete Schiller folgendes Billet an Hoven:

Stuttgart, den 25. Mai 1782.

Liebſter Freund! Ich gehe dieſen Nachmittag um 1 Uhr von hier ab, nach — (wohin meynſt Du wol?) I nach Mannheim, Frau von Wolzogen, Frau Hauptmann Viſcherin und ich machen zuſammen eine Reiſegeſellſchaft aus. Willſt Du nun Parthie mit machen, ſo biſt Du von uns allen freundſchaftlich eingeladen und kannſt Dich praecise um ½ zwei Uhr im Chauſſeehauß zwiſchen Suffenhauſen und Ludwigsburg einfinden und dort auf uns warten. Wir kommen in einer 4ſitzigen Chaiſe vorbei und haben Raum genug zu einer 5ten Perſon darin übrig. Die ganze Reiſe wird Dich nicht über 10 Fl. kommen. So iſt es doch ſchon

unter uns ausgemacht und durchgehends accordirt. Ich habe nach Mannheim wissen lassen, daß ich komme und um eine Vorstellung meiner Räuber ersucht. Bist Du daher entschlossen, Theil an der Sache zu nehmen, so vergiß ja nicht praecise um ½ zwei Uhr Dich im Chausseehauß einzufinden und uns dort zu erwarten. Wir werden nach Dir fragen, und, da wir uns nicht aufhalten können, unsern Weg fortsetzen, wenn Du nicht zugegen bist. Du nimmst allenfalls 2 Hemden und ein gutes Kleid mit, welches Du unter einem Überrocke auf dem Leibe tragen kannst. Stiefel versteht sich ohne hin, und allenfalls 2 Ducaten Geld, willst Du und kannst Du also, so komme! wo nicht, so werden wir, wenn Du nicht am besagten Ort bist, es für einen Beweiß halten, daß Du nicht kommen werdest und also weiter fahren.

Übrigens stillschweigen!

Dein aufrichtiger
Schiller.*)

Wer möchte Schiller's glühend gehobene Stimmung schildern als er nun mit lieben, vertrauten Menschen im Reisewagen saß, als die helle Frühlingslandschaft mit Städten und Dörfern, Wäldern und Bergen an ihnen vorüberzog. Jeder Druck und Schmerz war von ihm genommen; weder die Lerche am blauen Himmel oben, noch der Zug von Kranichen im fernen Abendroth konnte sich freier und glücklicher fühlen, als er. Der mächtige Rhein blinkte den Reisenden entgegen, die Vogesen blühten violett am Horizont, und das heitre Mannheim mit seinen

*) Hoven's, Biographie, S. 377.

sonnigen, baumgesäumten Straßen that sich vor ihnen auf. Hier, unter des Churfürsten mildem Scepter, herrschte eine andre Luft, als in Würtemberg; hier wurde die Gabe der Poesie nicht verachtet, sondern geschätzt; hier wehte ein Athem griechischer Schönheit durch jedes Gemüth — wenigstens schien es dem entzückten Dichter so, wenn es auch in der Wirklichkeit anders aussah.

Dalberg hatte den Wunsch erfüllt, die Räuber wurden gegeben. Schiller trank die Luft in vollen Zügen, und seine Begleitung war nicht minder berauscht von dem gewaltigen Eindruck des Trauerspiels. Auch für seinen stillen Zweck benutzte der Dichter diesen Aufenthalt. Er gewann eine vertrauliche Unterredung mit Dalberg; durch offene Darstellung seiner Lage suchte er das Herz des einflußreichen Mannes zu rühren und dessen hülfreiche Theilnahme zu erringen. Schiller las im Auge des Freiherrn einen Strahl des Mitgefühls; derselbe ließ ihn nicht ohne Hoffnung auf seine Unterstützung scheiden, und er sagte durch einen stummen Händedruck noch mehr, als durch Worte.

So trat Schiller die Heimkehr an, doch zog er sich auf der Reise die bösartige Grippe zu, welche damals ganz Europa durchwanderte. Sein körperliches Leiden, verbunden mit dem unendlichen Contrast zwischen Mannheim und Stuttgart, schmetterten seinen Geist vollständig zu Boden. Fast bereute er, um jenes Contrastes willen, den Ausflug unternommen zu haben, der ihn für kurze Zeit so glücklich gemacht. Stuttgart und alle schwäbischen Scenen waren ihm ekelhaft geworden; es konnte niemand unglücklicher sein, als er. Schiller

hatte das deutlichſte Bewußtſein ſeiner traurigen Situation, und hatte zugleich die feſte Ueberzeugung, ein beſſeres Loos zu verdienen. Nur Eine Zuverſicht gab es in dieſer Qual: Befreiung aus den Ketten des Vaterlandes und Gründung einer neuen, freieren Heimath. Von ſolchem Drange ganz erfüllt, ſchrieb er am 4. Juni dem Freiherrn von Dalberg: „Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie ſchnell ſich Ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menſchenliebe es auffordern; ich weiß wie ſtark Ihr Muth iſt eine ſchöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, ſie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthuſiasmus vorhergeſagt, aber es war dieſer Verſicherung nicht nöthig; ich habe ſelbſt, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr geleſen. Dieſes macht mich nun auch ſo dreiſt mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schickſal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In dieſem Norden des Geſchmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich ſonſt glücklichere Sterne und ein griechiſches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden."

So viel Rührendes in dieſe Zeilen ausgegoſſen iſt, ebenſo practiſch zeigt ſich Schiller in der Beilage des Briefes. Dalberg hatte weniger Schwierigkeit darin gefunden, ihn irgendwie beim Theater anzuſtellen, als in der Art, ihn von Stuttgart fortzubekommen. Schiller machte deshalb folgende Vorſchläge: Da das Fach der Mediziner in Würtemberg überfüllt ſei, ſo würde man

im Ganzen froh ſein, einen Platz erledigt zu ſehen. Aber der Herzog laſſe ſich niemals trotzen, darum müſſe man der Sache den Schein geben, als wäre alles ſein eigenes Werk und gereiche ihm nur zur Ehre. Dalberg ſollte alſo an ihn ſchreiben und ſollte ſich den Dichter von ihm ausbitten, weil er denſelben für ein Geſchöpf des Herzogs halte; einige ſtarke Complimente, welche Karl's Erziehungsanſtalt feierten, würden als „Passe par tout" bei ihm wirken. Demnächſt wünſchte Schiller, und zwar auch ſeiner ſelbſt wegen, daß ſein Aufenthalt am Theater zu Mannheim nur für einen gewiſſen Termin feſtgeſtellt werden möge, nach deſſen Ablauf er dem Herzog wieder angehöre. So müſſe das Ganze weniger auffallen, weil es dann mehr einer Reiſe, als einer völligen Entſchwäbung ähnlich ſähe. „Wenn ich nur einmal hinweg bin", meinte Schiller; „man wird froh ſein, wenn ich ſelbſt nicht wieder anmahne." Endlich ſollte Dalberg auch ſchreiben: man werde ihm die Mittel gewähren, in Mannheim zu practiciren und ſeine mediziniſchen Uebungen dort fortzuſetzen. Dieſer Artikel ſchien dem jungen Arzt beſonders wichtig, damit man, unter dem Vorwand, für ſein Wohl zu ſorgen, ihn in Würtemberg nicht „cujonire" und noch weniger fortlaſſe.

Während Schiller nun auf die Verwirklichung ſeiner diplomatiſch angelegten Pläne hoffte, zogen ſich von mehreren Seiten finſtre Wetterwolken über ihn zuſammen. Als, nach Verlauf einiger Wochen, von Dalberg auch gar nichts geſchah, um ihn der unerträglichen Lage zu entreißen, fing er an zu ahnen, daß ſeine dringende, flehende Bitte umſonſt geweſen ſei. Aber noch ließ er den Muth nicht ſinken, ſondern arbeitete nur deſto

eifriger an dem Fiesko, was allein im Stande war, ihn der verhaßten Gegenwart zu entheben. Frau von Wolzogen und Frau Vischer hatten es inzwischen nicht vergessen, daß sie in Gesellschaft des Dichters zu Mannheim die Räuber gesehen, und unter dem Siegel des Geheimnisses schilderten sie ihren Bekannten die genußreiche Fahrt. So erfuhr es, immer unter demselben Siegel, die halbe Stadt, der General Augé und endlich auch der Herzog. Dieser wurde, durch die frühern Ereignisse schon gereizt, im hohen Grade über die Vermessenheit seines ehemaligen Lieblings aufgebracht, welcher sich ohne Urlaub*) mehrere Tage entfernt, und den Lazarethdienst vernachlässigt hatte. Er gab ihm deshalb die strengsten Verweise, verbot ihm, sich jemals wieder mit dem Ausland einzulassen, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und dort vierzehn Tage in Arrest zu bleiben.**)

Da saß nun unser Dichter, mit der ganzen glühenden Wucht seiner Schmerzen, in der dumpfigen Wachtstube, und sah kaum ein Stück vom blauen Frühjahrshimmel durch die eisernen Stäbe blicken. Wie eine freud- und thatenlose Wüste lag die Zukunft vor ihm, er würde der Verzweiflung zum Opfer geworden sein, hätte die Dichtkunst nicht den Stab gebildet, an dem er sich emporrichten konnte. Schiller entwarf in dieser

*) Nach Abel's (sehr unverbürgter) Mittheilung soll der Herzog auf Schiller besonders deshalb so erbittert gewesen sein, weil derselbe, um seinen Obersten zu schonen, durchaus nicht eingestehen wollte, daß er die Reise mit dessen Wissen und Willen unternommen (Hoffmeister und Viehoff, I. 134).

**) Streicher, S. 55.

Haft den Plan zu Kabale und Liebe*); es war kein Wunder, wenn er ein Abbild der künstlichen Regien von Stuttgart, und zwar ein recht grelles Abbild, darin niederlegte. Unsichtbar, aber durch seine Umgebungen deutlich geschildert, lernen wir einen deutschen Herzog kennen. Er verkauft siebentausend Söhne seines Landes zum Dienst in Amerika, und für den Erlös schickt er seiner Maitresse einen Brillantschmuck. Er setzt den Saft von zwei Indien auf die Tafel, ruft Paradiese aus Wildnissen, läßt die Quellen seines Landes in stolzen Bögen gen Himmel springen, oder das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — aber kann seinem Herzen nicht befehlen, gegen ein großes und feuriges Herz groß und feurig zu schlagen, er kann sein darbendes Gehirn nicht auf ein einziges schönes Gefühl exquiriren.

In solchem Lichte sah Schiller jetzt den Herzog Karl.

Zur Lady Milford mußte die Gräfin Franziska das Modell geben, und der Dichter, vergangener Tage eingedenk, lieh ihr eine solche Fülle trefflicher Herzens-Eigenschaften, daß auch ein strenger Tugendrichter bald mit ihr ausgesöhnt wird. Den Präsidenten Walter, der einen Rivalen durch teuflische Künste aus dem Wege geschafft, während er mit ihm Piquet spielte und Burgunder trank, hatte Karl Moor bereits geschildert: „Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstande zu seinem ersten Günstling empor geschmeichelt, der Fall seines

*) Karlsruhe von Weizogen.

Nachbars war seiner Hoheit Schemel. Thränen der Waisen haben ihn hinauf.“ Diese Gestalt, in Würtemberg nur allzuwohl bekannt, war der, in den Grafenstand erhobene Minister Montmartin, der seinen Nebenbuhler Rieger, als er ihn fürchten zu müssen glaubte, durch schändliche Kabalen in Ungnade und in die Kerker von Hohentwiel gestürzt hatte (s. Bd I. S. 87). Den Namen Walter verdankte der Präsident einem Ehrlosen, der mit tückischer Hand in Schiller's Leben eingriff, und dem wir bald begegnen werden. Der Hofmarschall Kalb, der Kammerjunker Bock und der Sekretair Wurm . . . man hätte in Stuttgart mit Fingern auf sie deuten können, denn am dortigen Hoflager fehlten dergleichen Creaturen nicht. Sie waren aus dunklem Instinkt Schiller's bitterste Feinde, und ein „Ober-Hofmarschall von Bock“ stand wirklich an der Spitze der würtembergischen Camarilla.

Aber noch ein anderer Plan zu einem erschütternden Lebensdrama erwachte in Schiller während der Gefangenschaft, — nämlich der Plan zu seiner Flucht. Hier gab es für ihn keine mögliche Existenz mehr, er mußte in der Ferne einen neuen Wirkungskreis, ein neues Glück suchen. Wohl strömte in seinem Innern ein Meer von Poesie; man vergiftete ihm jedoch diese Fluth, und so war ihm wie den Schiffern, die auf dem weiten Ocean verschmachten, weil ihnen eine Schale voll Trinkwasser fehlt. In Dalberg hatte er sich getäuscht, als er ihm ein heißes, theilnehmendes Herz zurechnete, das sah er immer deutlicher. Der Reichsbaron, Oberstkämmerling und Vicekammerpräsident antwortete ihm auf sein feurig hingebendes Schreiben einen „gnä-

digen Brief“*), aber wenn er auch den unglücklichen Zustand des Dichters mitempfand, konnte er sich dennoch nicht entschließen, irgend eine That für ihn zu unternehmen, obwohl es seiner gewaltigen Stimme leicht gewesen wäre, den Bedrängten aus der Seelenfolter zu retten. Der churpfälzische und würtembergische Hof standen im besten Verhältniß zu einander, auch hatte Herzog Karl schon einige Male den italienischen Hofpoeten von Mannheim kommen lassen, um der Aufführung von Opern, die derselbe für das Stuttgarter Theater gedichtet, beizuwohnen.

Schiller's Freunde glaubten, der Befehl des Herzogs, allen Verkehr mit dem Ausland zu meiden, sei daher entstanden, weil jener seine Räuber nicht der deutschen Bühne in Stuttgart, sondern dem Mannheimer Theater angetragen hatte.“*) Ohne weiter über die Ursachen zu grübeln, kannte Schiller den Fürsten genau genug, um zu wissen, daß, wo seine Liebe einmal aufgehört, sein Haß begonnen habe. Es blieb ihm also keine Wahl mehr, als sich selbst Hülfe zu verschaffen, und diese Hülfe war nur möglich durch Flucht. Da kam ein unerwartetes Ereigniß, welches Oel in den entbrannten Zorn des Herzogs goß. Das 98. Stück der „Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten“, vom 13. December 1781, enthielt folgenden Aufsatz:

„An den Verfasser des Schauspiels: die Räuber.

Ich habe, mein Herr, nichts dawider einzuwenden, daß Sie alle Teufeleien, die nur jemals im Reiche der

*) S. Schiller's Brief an ihn, v. 15. Juli 1782.

**) Streicher, S. 59.

Finsterniß, oder — in einem Menschenherzen mögen ausgeheckt worden sein, in Ihr Schauspiel zusammengedrängt und zu Ihrer unverkennbar guten Absicht genutzt haben. Ich bin weit entfernt, Sie als einen Apologisten des Lasters anzusehen, und hoffe dabei, daß Sie mich nicht selbst nicht im Unmuth über eine kleine Ahndung, die ich Ihnen zugedacht habe, zu dem „weit um sich wurzelnden Pöbel“*) herunter stoßen werden.

Im dritten Auftritt des zweiten Aufzugs Ihrer Räuber sagt Spiegelberg zu Razmann: „... zu einem Spitzbuben wills Grütz — auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewißes, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rath ich dir, reis du ins Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner.“

Daß man schon längst, und gewiß mit dem besten Grunde, die immer nachgebeteten allgemeinen Urtheile über Nationaleigenheiten getadelt hat, ist Ihnen gewiß nicht unbekannt. Alsdenn aber verdient wohl ein solches Urtheil am meisten Tadel, wenn es über die Tugenden und Laster einer Nation allgemein entscheidet. Die Zuversichtlichkeit, mit welcher ein solcher Ausspruch oft hingeworfen wird, übertäubt noch manche schwache Seelen, und erzeugt bei ihnen ein unüberwindliches und, wie sich bei genauerer Beobachtung leicht bemerken läßt, höchst schädliches Vorurtheil. Mir däucht also, ein Schriftsteller, dem die Menschenliebe so sehr am Herzen liegt, als Ihnen, mein Herr, kann nicht anders, als wenn er durch den Strom seiner Einbildungskraft hingerißen, sich vergißt, ein allgemeines ungemäßigtes Urtheil über die Sittlichkeit

*) Siehe die Vorrede zu den Räubern.

einer Nation seiner Feder entwischen lassen. Dies ist wohl die möglichst gelindeste Annahme, und diese allein will ich mir in Ansehung des Hinschreibens Ihres Urtheils über die Graubündner erlauben; jedoch mit der einzigen Anmerkung, daß Sie dieses Urtheil schwerlich für einen Zug, für einen Grundsatz werden ausgeben können, dessen Sie zu der Absicht, die Ihre Vorrede verkündigt, bedurft hätten. Aber wie ist das gute Graubünden bei Ihnen in den Ruf eines Spitzbubenklima, eines Athen der heutigen Gauner gekommen? ich meine, wodurch ist dieser Begriff in Ihrem Kopfe veranlaßt worden? Das ist es, was ich mit Ihrer Erlaubniß ein wenig untersuchen möchte.

Haben Sie vielleicht mehrere Graubündner gekannt, deren Denkungsart und Aufführung Sie so zu urtheilen veranlaßte? Das sähe freilich einer Erfahrung ähnlich. Aber wo kannten Sie die Graubündner? Stahlen, raubten, mordeten sie in Graubünden selbst, oder außer ihrem Vaterlande? Im letzten Fall, wie ungerecht! einem ganzen Volk eine Denkungsart beizulegen, die man bei einigen seiner ausgewanderten, vielleicht weggebannten Landsleute antrifft, bei einigen Individuen, die eben dadurch ihr Vaterland rechtfertigen, daß sie den Schauplatz zu ihren Schandthaten auswärts suchen müssen.

Haben Sie aber, mein Herr, Bündner bei Bündnern kennen gelernt, waren Sie selbst in dem Lande, unter dem Volk, daß Sie so fürchterlich brandmarken, und glauben Sie, dorten die Veranlassung zu Ihrem Urtheile gefunden zu haben, so machen Sie entweder unverzeihliche Fehlschlüsse, oder Sie begehen eine höchst unverzeihliche Verwechslung. Wenn Sie in Graubünden waren, wurden Sie von Räubern angefallen? Waren Sie deren Ver-

folgung oft, so oft ausgesetzt, daß Sie das Land für ein Athen der heutigen Gauner halten mußten? Fürwahr, wenn dieses der Fall ist, so kann ich Sie versichern, daß er so selten, so unerhört selten in Graubünden vorkommt, daß Sie Ihre Erfahrung auf Rechnung Ihres sehr unglücklichen Gestirnes schreiben müssen. Oder hörten Sie nur in diesem Lande viel von häufig in demselben begangenen Räubereien erzählen?

Nun so hat ein Spaßvogel Ihnen bange machen wollen, oder ein elender Verleumder hat Sie belogen. Denn — jetzt schreibe ich Thatsachen, deren Wahrheit leicht zu berichtigen ist — ich kenne in Deutschland wenige Provinzen von eben der Größe wie Graubünden, in welchen nicht mehr gewaltsame Diebstähle, Einbrüche, Straßenräubereien vorfallen sollten, als in diesem Lande. Hier reisen beständig die, unsere Posten vertretenden, Boten durch einsame Wege, mit großen Geldsummen und kostbarem Gepäck beladen, öfters ganz allein; hier gehen unaufhörlich eine Menge Lastpferde, wovon ein einziges nicht selten für viele tausend Gulden Waaren trägt; hier reisen bei Tag und zur Nachtzeit eine Menge in- und ausländische Reisende allein, oder höchstens von einem Bedienten begleitet, und dennoch — ich fordere jeden zum Beweise des Gegentheils auf — dennoch gehen viele Jahre hin, ohne daß man, bei den günstigsten Umständen, von einer einzigen Beraubung hört.

Doch vielleicht waren es nicht eigentliche sogenannte Räubereien, welche Ihre schwarzen Begriffe von diesem Lande erzeugten; vielmehr hörten Sie in demselben von der dortigen Art, die politischen Geschäfte zu betreiben, von Parteimacherei, Bestechung, Feilheit der Stimmen,

Verfolgung, Haß, Neid und Rachsucht eines Graubündners gegen den andern, Gewaltthätigkeiten und den freilich oft niedrigen Mitteln, wodurch mancher diesen Leidenschaften Genüge zu thun sucht; vielleicht schien Ihnen diese Handlungsart das Betragen von Gaunern und Spitzbuben zu sein. Aber mein Herr Autor, wenn der Einfluß niedriger Leidenschaften in Staats- und bürgerliche Angelegenheiten und deren Betreibung diejenigen, welche sich diesem Einfluß überlassen, Ihrem Spiegelberg und Razmann gleich macht, würden Sie da, bei genauerer Beobachtung vom Staatskabinet bis zur Advokatenbude in unseren Monarchieen nicht Werkstätten politischer Geschäfte genug finden, die der Wirkungskreis von etwa einem Ihrer Schauspielhelden sind? Ueberhaupt besteht vielleicht der Unterschied unter den schlechten Triebfedern in monarchischen und denen in populären Staaten hauptsächlich nur darin, daß eben das, was in jenen, aus Furcht vor der alles übersteigenden Macht, im Stillen, in der Finsterniß und unter künstlicher Einkleidung geschieht, in diesen durch den Tumult, mit dem es verbunden ist, nur mehr in die Augen fällt. Uebrigens werden Sie wohl wissen, daß es Vergehen giebt, die mit einem besondern Stempel der Niederträchtigkeit bezeichnet sind. Dahin gehören die Thaten der Helden Ihres Schauspiels. So lange diese noch nicht zur Klasse der für minder schädlich und verabscheuungswürdig gehaltenen Vergehen erhoben sind, sollte niemand, auf Unkosten der Ehre einer ganzen Nation, jene mit diesen verwechseln. Daß hier Vorurtheil mit unterläuft, thut nichts zur Sache.

Ich komme auf einen andern möglichen Grund Ihrer schrecklichen Abschilderung der Graubünden.

Die drei Bünde der Graubündner sind Oberherren eines kleinen Landes, welches von einem Volke bewohnt wird, das — Ausnahmen verstehen sich von selbst — freilich in Ansehung seiner Sittlichkeit, zu den letzteren des christlichen Erdbodens gehört.

Sollten Sie mit diesem Volke seine Oberherren verwechselt haben? Wenn es auf äußerst harte Beschuldigungen ankommt, die man durch den Druck der jetzigen und künftigen Welt überliefern will, so sollte man doch behutsamer sein, man sollte Irrthümer vermeiden, die durch eine sehr mäßige Genauigkeit so leicht zu vermeiden sind. Die schlechte Denkungsart der bündnerischen Unterthanen hat ihren Grund hauptsächlich in der Religionsfinsterniß, in welche sie noch eingehüllt sind, und zum Theil freilich auch in der Einrichtung des Regiments, welches die Verfahren ihrer Oberherren über sie angeordnet haben. Die Abänderung dieser Regierungsverwaltung ist, wie ich sehr sicher weiß, der fromme Wunsch vieler Patrioten, oder vielmehr der meisten Graubündner, welche die Denkungs- und Handlungsart ihrer Unterthanen überhaupt, besonders aber die Mordsucht derselben aufs höchste verabscheuen; aber der muß demokratische Regierungen wenig kennen, dem die unendlichen Schwierigkeiten nicht bekannt sind, die der Abstellung alter Mißbräuche in solchen Staaten im Wege stehen.

Endlich noch eine Hypothese über den Grund Ihres fürchterlichen Urtheilsspruchs, und dann keine mehr.

Mit der Einfalt der Sitten, und selbst mit der altdeutschen Ehrlichkeit ist öfters noch eine Art von Rusticität verbunden, welche den Ausländer — der vielleicht aus einem monarchischen Lande kommt, und auf den Bauer

eben so verächtlich, wie sein Despot oder dessen Minister auf ihn herabsieht — freilich sehr auffällt, und ihn vielleicht in eine verdrießliche Laune setzt, in der er sich harte, gewöhnlich übertriebene Urtheile erlaubt.

Sind Sie, mein Herr, vielleicht in Bünden gewesen, und haben sich in diesem Falle befunden, so muß ich Ihnen doch eine Anekdote von einem nun schon längst verstorbenen Prinzen erzählen, welcher Rohheit und trotzige wilde Sitten von Spitzbüberein besser als Sie zu unterscheiden wußte. Dieser Prinz, gewohnt ganze Heere mit einem Wink zu despotisiren, reiste durch Bünden. Er mußte einen Berg passiren, wo die dazu gedungenen Bauern eben beschäftigt waren, ihm und andern Reisenden einen Weg zu bahnen. Die geschwerliche Arbeit ging langsam von statten; der Prinz ward ungeduldig, fluchte und drohte mit Zwangsmitteln, deren Anwendung ihm wohl sehr gelaufig sein mochte. Bei den Bauern entflammte das Gefühl ihrer Freiheit, und der Prinz mußte gute Worte geben. Er übernachtete in einem Dorfe am Fuße des Berges wo die Wegmacher zu Haus waren. Sein Blut war kälter geworden; er besann sich, daß er hier nicht mit sklavischen Trabanten, sondern mit Männern zu thun hatte, bei denen die eigne Kraft noch selbstthätig sein konnte. Jetzt erschien ihm der Trotz in einem weit andern Gesichtspunkte; er fing an, so etwas von Achtung, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, gegen Bauern zu fühlen. Er ließ die Trotzköpfe zu sich kommen und machte sich das Vergnügen, sie bei dem Trunk, den er ihnen reichen ließ, noch länger zu beobachten. Die Nutzanwendung von diesem Geschichtchen werden Sie, mein Herr Autor, leicht selbst machen können, wenn

Sie nicht etwa für gut finden, es für eine Fabel zu halten. —"

Dieser Artikel, ohne Unterschrift abgedruckt, kam von einem jungen Literaten, Namens Wredow, welcher aus der Grafschaft Lavu-Hachenburg in Westphalen stammte, und sich damals in Hamburg aufhielt. Er hatte einige Jahre als Hofmeister beim Freiherrn von Salis in Graubünden*) gelebt, hatte die Leute dort nicht so schlimm gefunden, und wollte sich ihrer nun dankbar annehmen, aber gewiß ohne Absicht, dem Verfasser der Räuber Schaden zuzufügen. Wir erfahren durch ihn eigentlich erst, worauf sich die angeschuldigte, bisher immer noch räthselhafte Stelle bezog. Denn daß darin nur ein einzelner Graubündner, der als militairischer Aufseher bei der Akademie angestellt war, gezeißelt werden sollte, klingt, obgleich man es mehrfach versichert hat, gar zu unglaublich. Unter den dortigen Aufsehern aus dem Offizierstande, befand sich kein einziger Bündner**), und mit Korporalen oder Unteroffizieren hat Schiller sicher keine literarische Fehde angeknüpft. Jenes kleine Land, von dem Wredow berichtet, daß es unter Graubündens Herrschaft stehe, und daß es „in Ansehung der Sittlichkeit zu den letzten des christlichen Erdbodens gehöre", war das Veltlin. Dies wein- und fruchtreiche, von der Adda durchströmte Thal kam 1512 von Mailand an Graubünden, doch 1620 kündigten die Veltliner den Gehorsam auf, ermordeten

*) Es war vermuthlich der Vater des bekannten lyrischen Dichters, Johann Gaudenz von Salis geb. 1762 zu Seewis in Graubünden, gest. 1834.

**) Vergl. Beschreibung der Hohen Karls-Schule vom Directer Dr. Bay in Stuttgart 1783. S. 42—55.

alle evangelischen Bewohner, und setzten ihre eigene Regierung ein. Hieraus entstand ein innerer Krieg, und die Graubündner kamen erst 1637, vorzüglich durch Frankreichs Vermittlung, wieder in den ruhigen Besitz der Landschaft.

Wredow hatte in denselben Addreß-Comtoir-Nachrichten kurz vorher (Jahrgang 1781, St. 81) einen Aufsatz über die Staatsverfassung des Veltlin mitgetheilt; darin heißt es wörtlich: „Vom Charakter der Veltliner kann ich Ihnen wenig Vortheilhaftes sagen. Niederträchtige Schmeichelei, Falschheit und eine Rach- und Mordsucht machten mir den Umgang mit diesen Menschenkindern unerträglich. Von den zehn bis eilf Monaten, die wir im Veltlin zubrachten, verging beinahe keiner, in welchem nicht eine schauderhafte Mordthat in dem Gerichtsbezirk des Gouverneurs verübt worden wäre.“ —

Spiegelberg's Aeußerung enthielt also eine furchtbare Wahrheit; er meinte das Veltlin, dessen Bewohner an Sprache und Sitten vollkommen Italiener sind. Darum antwortet ihm auch Razmann: „Bruder! man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.“ Seit 1797 wurde das Veltlin der cisalpinischen Republik, dann dem Königreich Italien einverleibt, und gegenwärtig gehört es, unter österreichischem Scepter stehend, zum Gouvernement der Lombardei.

Schiller's Vergehen bestand also allein darin, daß er ganz Graubünden nennen ließ, statt den einzelnen Landstrich näher zu bezeichnen, der ihm wohl nicht allgemein bekannt genug scheinen mochte.

Für diese kleine Ungenauigkeit sollte der Dichter büßen müssen, als ob er den schwersten Frevel begangen hätte.

Uebrigens erlebte er späterhin eine große Satisfaction, denn 1786 wurde eine starke Bande von Räubern und Zigeunern in Graubünden durch denselben Freiherrn von Salis ergriffen, bei welchem Wredow Hofmeister gewesen war. Da das Gesindel auch in Würtemberg viele Verbrechen verübt hatte, so wurde es dorthin abgeliefert; Herzog Karl mußte für den Transport tausend Gulden Kosten bezahlen, und er ließ einigen Rädelsführern die Köpfe abschlagen.*)

Wredow's Artikel war glücklicher Weise spurlos an Würtemberg vorübergegangen, denn wie es scheint, gelangten die Addreß-Comptoir-Nachrichten gar nicht dahin. Aber das Blatt kam dem Dr. Amstein in Chur, ebenfalls einem Deutschen, zu Gesicht, und er wollte durchaus zum Helden an Schiller werden. Deshalb ließ er eine giftige Anklageschrift gegen ihn in das einzige öffentliche Organ Graubündens: „Der Sammler. Eine gemeinnützige Wochenschrift für Bündten. Chur 1782" einrücken. Dies Blättchen beschäftigte sich sonst nur mit harmlosen haus- und landwirthschaftlichen Dingen, aber das „Sechs- und Siebzehnte Stück", welches Ende April erschien, wurde absichtlich in Eins zusammengezogen, um darin für den folgenden Aufsatz des Dr. Amstein Raum zu gewinnen:

„Apologie für Bünden
gegen
die Beschuldigung eines auswärtigen Comödienschreibers.

Tituli Remedia, Pyxides Venena habent Agrippa

Unter allen Kunstgriffen, deren sich eine gewisse Classe von Scribenten von jeher bedient hat, den Produkten

*) Reinwald, im N. literar. Anzeiger 1807, Nr. 26.

ihrer Feder, als einer feilen Waare, einen deſto größern Vertrieb zu verſichern, iſt wohl keiner verwerflicher, keiner, der dem Kopfe und dem Herzen dieſer Herren weniger Ehre macht, als wenn ſie ſich einer gewiſſen unmoraliſchen Neigung der Menſchen, oder einer nicht eben rühmlichen Schwäche ihres ſogenannten Publikums, als eines Mittels, zu ihrem Zweck zu gelangen, bedienen. Dieſes verabſcheuungswürdige ſchriftſtelleriſche Maximum hat, wie mich dünkt, größtentheils jene ungeheuren Schriften ausgeheckt, welche ſo oft den niedrigſten Laſtern geſchmeichelt und das Heiligſte geſchändet haben, daß dieſe Materie längſtens erſchöpft zu ſein ſcheint. Es iſt nun ſchon etwas zu Gemeines, als ein Spötter der Religion und der Tugend auftreten zu wollen, und das Publikum ſelbſt iſt des Dinges bereits überdrüſſig geworden. Originelle Genies, von eben demſelben Geiſte beſeelt, verfallen izt auf ein anderes Thema, und beginnen eine Epoche, die man füglich die Epoche der Calumnianten und Pasquillanten nennen könnte, indem ihre gemeinnützige Bemühung darin beſteht, von den Paläſten der Könige ab, bis zu der ſtillen Hütte des Privatmannes, ärgerliche Hiſtörchen, wahre oder falſche, aufzuhaſchen oder, nach der Gabe, die in ihnen iſt, zu erdichten; ungemäßigte Urtheile über hohe und niedere Perſonen zu fällen; Länder, Staaten und Regierungen, die ſie oft kaum dem Namen nach kennen, anzutaſten und, ſo viel an ihnen liegt, zu beſchimpfen, und zuletzt dieſes alles, mit der zügelloſeſten Frechheit, der Welt feilzubieten.

Dieſem Modegeiſt, dem „großen Geſchmack“*) unſere

*) Die hervorgehobenen Stellen ſind aus der Vorrede zu den Räubern entnommen.

Zeitalters, und der Geläufigkeit, welche unſern neugebackenen brauſenden Genies in dergleichen Dingen eigen iſt, wird es wohl zugeſchrieben werden müſſen, daß auch Bünden das Schickſal getroffen hat, von einem derſelben, ich meine den Verfaſſer des Schauſpiels: die Räuber, einen ziemlich unhöflichen Seitenſtreich zu bekommen. Es wird ſich nun freilich mancher ehrliche Mann darüber verwundern, wie gerade Graubünden zu der Ehre gelangt ſein könne, die der menſchenfreundliche Herr Verfaſſer, in der Perſon ſeines Spiegelberg's, den Einwohnern dieſes kleinen Landes zugedacht hat, einer Ehre, die deſto größer iſt, da man es offenbar nur als einen Ausbruch ſeiner Beſcheidenheit anſehen muß, wenn er, weit entfernt, nach dem „zweifelhaften Gewinn bei theatraliſcher Verkörperung zu zeigen, ſeine lebendigen treffenden Conterfeien" von der Bühne verbannt, und ſeinem Stück blos einen Platz unter den moraliſchen Büchern eingeräumt wiſſen will.

Wir geſtehen freimuthig, daß wir platterdings ſelbſt nicht wiſſen, was für ein Vorrecht Bünden vor andern Ländern des Erdbodens, ſogar vor dem Vaterlande des Herrn Verfaſſers nicht, aufzuweiſen hätte, das den witzigen Einfällen eines Spiegelberg jene individuelle Richtung hätte geben können; eben ſo wenig begreifen wir, durch was für ein Abenteuer ein ganzer Freiſtaat einem unbekannten Comödienſchreiber dergeſtalt in die Quere gekommen ſein könnte, daß dieſer ſich vielleicht bei der erſten beſten Gelegenheit an jenen ſich zu reiben berechtigt gefühlt hätte; oder wenn wir von möglichen Fällen auch den ſetzen wollen, daß etwa ein einzelner Bündner irgend einmal das Unglück gehabt haben ſollte, dem Herrn Verfaſſer zu mißfallen, ſo wäre dieſe Rache zu unſinnig und

zu pöbelhaft, als daß wir sie bei einem Manne von geradem Verstande suchen sollten, dem noch dazu der Ruhm der Rechtschaffenheit so sehr am Herzen liegt, als wir dem Verfasser des oft belobten Schauspiels gern glauben möchten. Wir setzen also das Phaenomen so lange unter die zufälligen unerklärbaren Dinge, bis es dem Herrn Verfasser gefallen wird, uns „dasselbe mit seinem ganzen innern Räderwerk zu entfalten", und zugleich seinen Helden oder, was eins ist, sich selbsten von dem Verdacht und der Bosheit einer schändlichen Calumnie zu reinigen.

Ein Bündner könnte nun freilich bei der Mißhandlung seines Vaterlandes von einem Spiegelberg ruhig bleiben, wenn es nicht immer noch Leute gäbe, die so was, das ein Spiegelberg sagt, begierig auffangen, oder doch dabei nicht ohne Eindruck bleiben. Ich müßte mich sehr irren, oder ich dächte, dergleichen beleidigende Züge sollten in einer öffentlichen Schrift eben so sorgfältig, als alles was gegen die Religion und gegen die Sitten anstößt, vermieden, und um der gemeinen Liebe sowohl, als um der politischen Achtung willen, die ein Staat dem andern schuldig ist, auf keiner gereinigten Schaubühne jemals geduldet werden. Wenn eine verleumderische Zunge im gesellschaftlichen Leben schon etwas Verhaßtes und das Kennzeichen einer höchst niederträchtigen Seele ist, wie ist es möglich, daß ein rechtschaffener Mann sich so sehr vergessen kann, schwarze Verleumdungen, nicht etwa im Verborgenen, sondern so laut und so öffentlich als möglich, nicht nur über eine einzelne Person, sondern über ein ganzes Land, einen ansehnlichen Freistaat auszustoßen, und wenn er es thut, muß er nicht den Unwillen jedes wohlgesitteten Menschen erregen?

Daß es aber ſchwarze Verleumdungen ſind, deren ſich der Verfaſſer jenes Schauſpiels ſchuldig gemacht hat, bedarf keines weitern Beweiſes, ſobald man nur deſſen ſchwere, ſo allgemein in das Publikum ohne Beweiſe hingeworfene Beſchuldigung eines ganzen Landes mit unbefangenem Gemüthe betrachten will. Wer dieſes Land mehr als vom Hörenſagen kennt, muß zugeſtehen, daß bei der übertriebenſten Art vom Einzelnen auf's Allgemeine zu ſchließen, jene Zulage dennoch eine der ungereimteſten ſei, die in ein menſchliches Gehirn hätte kommen können. Welche Entſchuldigung kann endlich hier ſtatthaben? Was hat ihn genöthigt ſeinen Witz auf Koſten eines Landes ſpielen zu laſſen, das er gar nicht kennt, das er für einen Theil Italiens anſieht? Aber es ſei hievon genug! Wenn der Verfaſſer ſeine Unbeſonnenheit oder Uebereilung (denn von Bosheit wollen wir ihn noch freiſprechen) nicht bereut, und er ſollte es ſo öffentlich thun, als ſeine Beleidigung geweſen iſt, ſo überlaſſen wir ihn, bei allen ſeinen übrigen Vortrefflichkeiten, der billigen Verachtung jedes Rechtſchaffenen!

Wir kehren zu unſerm Zweck. Ein würdiger Deutſcher, der ſich einige Jahre in Graubünden aufgehalten, und dabei Gelegenheit gehabt hat, dieſes Land und deſſen Einwohner von einer beſſern Seite kennen zu lernen, als ſich unſer Dramaturgiſt nicht in den Kopf ſteigen läßt, konnte den Unfug ſeines Landsmanns nicht mit anſehen, ohne ihn in einer kleinen Abndung zurecht zu weiſen, die in dem 98. Stück der Hamburger Addreß-Comtoir-Nachrichten vom vorigen Jahre eingerückt iſt. Wir haben geglaubt, dieſe Abndung, die zwar gegen jene Unbill nur zu glimpflich, übrigens aber ein rühmlicher Beweis von der Ehr-

und Wahrheitsliebe des Herrn Verfaſſers iſt, verdiene auch unter uns bekannter zu werden. Jeder Rechtſchaffene wird den Mann hochſchätzen, der ſich in einer entfernten Gegend der Ehre eines Landes annimmt, das er verkannt und auf eine unwürdige Weiſe geſchmäht ſieht, und jeder Bündner, der es erfährt, wird es ihm danken."

Hierauf ließ Amſtein den Wredow'ſchen Aufſatz folgen, den er noch beiläufig mit ſeinen eigenen plumpen und gehäſſigen Randgloſſen ausgeſtattet hatte. „Que de bruit pour une omelette!" werden die Leſer denken, wenn ſie von der graubündneriſchen Aufregung hören und all die Aktenſtücke ſehn, die ich ihnen darüber vorlegen muß. Es handelte ſich in der That nur um eine Omelette, aber die Wetterwolken, welche ſie über Schiller zuſammengezogen, waren ſehr ernſthafter Natur; drohend rollte der Donner, und Blitze zuckten auf ihn herab. Ich mußte deshalb die tragikomiſche Angelegenheit in ihrem vollen Zuſammenhang darſtellen, um ſo mehr, als ſie bisher immer theils lückenhaft, theils unwahr geſchildert worden iſt.

Der Redakteur des „Sammlers" begnügte ſich nicht, ſeinen Landsleuten durch den Abdruck der beiden gegen Schiller gerichteten Libelle Genugthuung verſchafft zu haben. Er richtete außerdem ein Privatſchreiben an den Verfaſſer der Räuber, worin er ihn aufforderte, entweder die ausgeſprochene Beſchuldigung thatſächlich zu erweiſen, oder dieſelbe, als eine Uebereilung, öffentlich zu widerrufen. Schiller empfing den Brief, fand ſich aber nicht veranlaßt, ihn zu beantworten. Nachdem der zornerfüllte Bündner eine Zeitlang vergebens gewartet, wollte er unſerm Dichter die Erklärung abdringen laſſen, und beauftragte mit der Sache ſeinen Freund, den herzoglichen

Gartenunspekter Walter in Ludwigsburg, welchem er zugleich Amstein's und Bredow's Apologien mitschickte. Dieser nahm sich der Botschaft mit einem Diensteifer an, der des besten Zweckes würdig gewesen wäre. Er ging sogar weit über die Wünsche des Redakteurs hinaus, und trug Sorge, daß der Herzog von Würtemberg selbst die Anklageschriften zu Gesicht bekam. Da Walter wohl kaum einen Grund hatte, den Dichter persönlich zu hassen, so bleibt es unentschieden, ob ihn blos der Hang zum Denunciren spornte, oder ob er sich durch die Heldenthat bei dem Freistaat Graubünden einschmicheln wollte.

Als Herzog Karl die Apologie gelesen, wurde er von neuem wider seinen, einst so belobten Zögling empört, den er nun schon für einen ausgemachten Unruhestifter ansah. Diesmal hatte das Ganze ebenein politische Beziehungen, denn solche Ausfälle mußten das Nachbarland reizen, sich durch Angriffe auf Würtemberg zu rächen, welche letzteren ohnehin in Chur gedruckt zu werden pflegten. Kaum hatte der Regimentsmedicus Schiller seine Haft überstanden, so ließ ihn der Herzog nach Hohenheim entbieten, wo er zur Zeit mit der Gräfin Franziska wohnte. Die Façade des neuerbauten Palastes, in welchem Fürstenpracht und Landwirthschaft sich bei einander angesiedelt, schimmerte weit bis zu den Bergen der rauhen Alp empor. Herrliche Gärten umgaben das Schloß, und kein Schmuck, den die Phantasie der Architekten oder Bildhauer ersinnen mag, fehlte dieser mächtigen Parkanlage. Schiller empfand aber gewiß wenig Theilnahme für die Reize der Bau- und Gartenkunst, als er die Wege zu dem strahlenden Fürstensitz emporstieg, denn er ahnte wohl, daß ein neues Unwetter ihn hier erwartete. Und er hatte sich nicht

getäuſcht. In den Mienen Karl's war jeder Zug des väterlichen Erziehers und Gönners ausgelöſcht; mit der unerbittlich kalten Strenge eines Gebieters trat er dem Dichter entgegen, fuhr ihn zornig an, und ſchüttete eine Fluth von Vorwürfen über ihn. Er befahl ihm, künftig durchaus keine andre, als mediziniſche Schriften drucken zu laſſen, und entließ ihn endlich mit der Drohung: „Ich ſage Ihm, bei Caſſation und Feſtungsſtrafe, ſchreibt Er keine Comödie mehr!“ *)

Zwar wird die Sache von allen Biographen ſo dargeſtellt, als wäre ſie vor Schiller's zweiter Reiſe und vor dem Wachtſtuben-Arreſt geſchehen, doch das beruht unzweifelhaft auf einem Irrthum, denn unter der Laſt einer ſolchen Scene mit dem Herzog würde Schiller jene Luſtfahrt ſicher nicht gewagt haben. Die bezüglichen Stücke des Sammlers erſchienen Ende April; dann ſchrieb der Redakteur an Schiller, und wartete längere Zeit auf Antwort. Am 4. Juni, nach überſtandener Influenza, malte der letztere dem Baron Dalberg ſeine traurige Lage, und bat ihn um Erlöſung aus derſelben. Aber von der ganzen Begebenheit findet ſich kein Wort in dem Briefe, obwohl ſie mehr als alles andere geeignet war, Mitgefühl zu erwecken. Nun duldete Schiller ſeine Militairſtrafe und gleichzeitig wurde dem Herzog der Amſtein-Wredow'ſche Artikel bekannt, worauf denn die Vorladung des Dichters erfolgte. Dieſer Gang der Ereigniſſe ergiebt ſich auch aus nachſtehendem Aufſatz des Redakteurs, der Mitte October im Sammler, Stück 42, abgedruckt war:

*) Nach Petersen; nur die „Feſtungsſtrafe“ iſt Schiller's eigenen Worten im Deutſchen Muſeum 1784, S. 566, entlehnt.

Noch etwas, den Verfaſſer des Schauſpiels die Räuber betreffend.

Von einem Bündner.

Eine Stelle dieſes Schauſpiels war für jeden Bündner äußerſt beleidigend, auch für jeden redlichen Nichtbündner, der unter uns wohnt, denn ſie war ungerecht. Davon könnte zwar genug geſagt ſcheinen, aber ich habe noch etwas zur Ergänzung der Geſchichte beizufügen.

Die zu rechter Zeit in unſere Wochenſchrift eingerückte Apologie hatte nicht nur den Beifall von uns Bündnern, auch Ausländer billigten die Abfertigung des unbilligen Schauſpielmachers. Wir haben dieſe Vertheidigung zweien Freunden des Vaterlandes zu danken, und ſie iſt deſto unparteiiſcher, da dieſe zwei Freunde keine Bündner waren. Inzwiſchen war unſer Publikum begierig, ſowohl den Verfaſſer des beſagten Schauſpiels, als auch die Vertheidiger der Ehre unſerer Landsleute zu kennen. So wenig Vaterlandsliebe, ſo wenig National-Ehrgefühl iſt doch nicht unter uns, daß wir nicht die öffentliche Ablehnung dieſer ſchimpflichen Aufbürdungen gewünſcht und ſie gerne geſehen hätten. Alles rühmte die edle Vertheidigung und in der That war es edel, ohne unſer Zuthun von frechen Verleumdungen, die eben durch ihre Frechheit Eindruck machen konnte, geſäubert zu werden.

Der Verfaſſer jenes Schauſpiels iſt durch die Journale und durch Privatnachrichten bekannt. Ich mag ihn hier nicht nennen. Er iſt beſtraft durch die Mißbilligung höherer Richter.

Anderen geborenen Bündnern und mir nagte lange der Wunſch, den Verfaſſer öffentlich aufzufordern, That-

ſachen anzuzeigen, durch die er mein Vaterland ſo beſchuldigen dürfe, oder ſeine Uebereilung zu geſtehen und freimüthig zu widerrufen. Ich that es in einem Privatſchreiben.

Das Schauſpiel ward indeſſen in mancher gelehrten Zeitung Deutſchlands lobgeprieſen, und die Herren übergingen die ehrloſe Stelle, die gar nicht daher taugte, in löblicher Fertigkeit; oder es war ihnen gleichviel, wie dem Verfaſſer der Räuber, zu lügen, zu ſchimpfen und ſchimpfen zu laſſen ohne den Grund oder Ungrund zu unterſuchen oder zu ahnden. Ich laſſe mich nicht auf die Moralität, auf den Plan des ganzen Stückes ein; Kenner mögen Verſchiedenes daran zu tadeln finden. Was ich weiß, iſt, daß mir beim Durchleſen des Stücks die Mühe und der Ekel, ſo lange unter dieſen Ungeheuern geweſen zu ſein, am Ende ſchlecht vergolten worden iſt, und daß die Tugend darin eine erbärmliche Rolle ſpielt. Unter dem Schleier der guten Abſicht, wird oft Teufeleien die Uniform des Nützlichen und Guten angezogen. Ueber ſolche Sachen ſind die Herren Recenſenten hinaus.

In Kurzem war ich bereit, den Verfaſſer des Schauſpiels durch ein Journal an die Antwort, oder an eine Erklärung ſeines Betragens erinnern zu laſſen. Sein Verzögern ſchien mir ſehr verdächtig, und ich ließ ihm zuerſt noch durch einen Freund mein Erwarten anzeigen. Dieſer gab mir von dem Verfaſſer und ſeinem Schickſal folgende Nachricht:

„Ludwigsburg, den 2. September 1782.

— — Der Comoedienſchreiber iſt ein Zögling unſrer Akademie, hat einen Graubündner, Namens C**,

zum Aufſeher gehabt, mit dem er unzufrieden iſt, und um ſich an dieſem zu rächen, greift der Thor die ganze Nation an. Ich hatte nicht ſo bald ihre Apologie von Bünden geleſen, ſo machte ich ſo gleich Anſtalt, daß es auch mein Souverain bekam. Dieſer verabſcheute das Betragen ſehr, ließ ſolchen vor ſich ruffen, weſchte ſolchen über die Maſſen, bedeutete ihm bei der gröſten Ungnad, Niemals mehr weder Comedien noch ſonſt ſo was zu ſchreiben! ſondern allein bei ſeiner Medizin zu bleiben. Hier hatte es niemals Beifall gefunden, deßwegen hat er ſolche vor die Mannheimer Bühne ſuchen einzurichten, hat aber zur Strafe ſchon damals 14 Tage in Arreſt ſizen müſſen. Er kann zwar läugnen, daß er einen Brief aus Bünden erhalten, ſchämt ſich aber, daß er ſo mit ſeinen Räubern angelauffen, ſo, daß weiter dermalen aus Ihnen nichts heraus zu bringen, und da er nicht nur die Apologie ſelbſten zu leſen bekommen, ſondern Ich ſolche überall ausgebreitet, ſo weiß er, daß dieſes Ihm von mir geſpielt worden, und ich muß alſo noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann."

Durch die Richtigkeit und die edle Theilnehmung meines entfernten Freundes — fährt der Redakteur nun fort — hab' ich ſo viel genug thuende Wirkung unſerer billigen Ahndung meinen Mitbürgern mitzutheilen. Wir können uns zufrieden geben. Ein Fürſt, der ſich durch große Eigenſchaften unter den deutſchen Fürſten auszeichnet, verabſcheut das Betragen des unbeſonnenen Schauſpielſchreibers, ſo bald es ihm bekannt wurde; er ward ſelbſt ſein Ankläger, ſo wie er ſein Richter iſt; er beſtrafte ihn, und

entließ ihn mit einem weiſen Befehl. Mög' er ihm nachkommen, und künftig ſeines Landesvaters Huld verdienen!! —

— Hiermit ſchließt der Sammler die Akten über dieſe Angelegenheit, welche, bei aller ihrer Jämmerlichkeit einen tiefen Einſchnitt in Schiller's Leben machte. Die Aechtheit des angeführten Briefes vom Garteninſpector Walter ſteht unzweifelhaft feſt, doch habe ich denſelben nicht nach dem Abdruck im Sammler mitgetheilt, denn dort iſt die ſchlechte Ortographie und der gemeine Ausdruck bedeutend gemildert. Wahrſcheinlich ſchämte man ſich eines ſolchen Bevollmächtigten, um ſo mehr, als er auch „correſpondirendes Mitglied der Bündner ökonomiſchen Geſellſchaft" war, weshalb man ihn wohl zu der Sendung erwählt hatte. Der obige Text iſt dem „Beitrag zu einem ſchwäbiſchen Martyrologium" entnommen, welcher in Armbruſter's ſchwäbiſchem Muſeum, Jahrgang 1785 (Bd. I. S. 253 ff.) abgedruckt wurde. Dieſer Artikel iſt J. J. unterzeichnet, und am Schluſſe deſſelben heißt es: „Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes wird ſich nennen, ſobald es begehrt wird." Er berichtet im hiſtoriſchen Zuſammenhang und mit ſtrenger Wahrheitsliebe über die Verfolgung, die Schiller von Graubünden, und mehr noch von Deutſchen, erfahren mußte. Das Schreiben Walter's, nebſt einem andern von deſſen Hand, iſt dort ungeſchminkt wiedergegeben, und der Referent ſagt: „Seine Originalbriefe liegen vor mir. Ich ſchreibe ſie bis auf die Orthographie ab." Nur die Stelle, welche von dem Aufſeher S** handelt, wurde im ſchwäbiſchen Muſeum fortgelaſſen, und ich habe ſie aus dem Sammler ergänzt.

Es wird nöthig ſein, dem Gang der Ereigniſſe etwas vorzugreifen, um die leidige Gauner-Athen-Geſchichte ein für allemal abzuthun. Wredow und Amſtein wurden für ihre Dienſte dadurch belohnt, daß man ihnen auf der Standesverſammlung im September 1782 das Bürgerrecht von Bünden verlieh, eine Ehre, die ſeit Jahrhunderten keinem Fremden widerfahren war.*) Auch der Herr Garteninſpector trachtete nach dieſer Auszeichnung, und das ſchwäbiſche Muſeum äußert darüber: „Der gute Mann wollte am Verfaſſer der Räuber zum Ritter, und — wie wir hernach hören werden — Bündnerbürger, Republikaner werden, vermuthlich weil er nicht ahnte, daß ſeine Handlung von der Fackel Publicität gelegentlich dürfte beleuchtet werden.“ Sein Freund, der Redakteur, ſcheint ihn in ſolchen Hoffnungen beſtärkt zu haben, und als Schiller Stuttgart verlaſſen hatte, ſchrieb Walter dem erſteren wieder:

„Ludwigsburg, 7. October 1782.

Mich freuet der Beyfall Ihres regierenden Bundeshaupts. Mein Verfahren mit dem bekannten Comoedienſchreiber hat noch die Satisfaktion von Bünden vor etlichen Tagen ganz vollkommen gemacht. Der Verfaſſer der Räuber hat ſich einfallen laßen (vielleicht Originale wo ander zu ſeinen Comoedien zu ſuchen, weil es ihm zu hart mit Bünden gieng) eine unbeſtimmte Reiſe zu unternehmen, kurz zu ſagen, er iſt deſertirt, und hat damit vollends jedermänniglich gezeigt, wer er iſt. Ohngeachtet nicht das geringſte In-

*) Deutſche Zeitung, herausgegeben von A. J. Becker. Jahrg. 1784. S. 323.

tereße die Triebfeder dieſer Handlung war, da Ich mit Vergnügen gern Jedermann ſo viel meine Kräfte es zulaßen, diene, ſo machte mir es doch ein großes Vergnügen, wenn mich eine Hochlöbliche Standes-Verſammlung zu einem Bündner annehmen würde!“ *)

Selbſt in Bünden erregte es Indignation, daß Walter nun den Lohn für ſeine verächtliche Angeberei einfordern wollte. Zur Ehre des Freiſtaats, erhielt er das Bürgerrecht nicht, ſondern es wurde ſeinetwegen nur folgendes Protokoll im zierlichen Graubündner-Deutſch abgefaßt:

„1783. den $^{10}/_{21}$ Merz.

Ver

Löblich großer Congressualverſammlung wurde beliebt, wann durch ein Originalſchreiben dasjenige, was der Herr Inspector Walter gemeldet haben ſoll, das in Betreff des Doctor Schillers als Authoren der Comedie wegen den Räubern vorgegangen ſein ſoll, ſich beſtetfen und erhärten würde, daß ſodann durch den Actuarium ebenfalls in einem höflichen Schreiben von Seiten des Standes dem Herrn Inspector Walter gedankt werden ſoll.

In fidem, Hercules de Pestallutz
Foed^{us} Cathed^{us} Cancell^{us}.

*) Friedrich Nicolai erinnerte 1795, im zehnten Bande ſeiner Reiſebeſchreibung, S. 83, „mit gebührendem Abſcheu“, an dieſe Aktenſtücke der Schande, und theilte bald nach Schiller's Tod, im Octoberſtück der N. Berliniſchen Monatsſchrift 1805, S. 286 ff. die Walter'ſchen Briefe mit.

Ob dann wirklich vor Löblich großer Congreſſualverſammlung durch ein Originalſchreiben beſteift und erhärtet worden, was in Betreff des Autheren der Comedie wegen den Räubern vorgegangen, und ob demzufolge Herr Inſpector Walter ein höfliches Schreiben durch den Actuarium erhalten hat — darüber ſchweigt die Geſchichte. —

Wir haben unſern Schiller auf der Schwelle des Schloſſes Hohenheim verlaſſen. Nach dem Auftritt mit dem Herzoge konnte er ſich die Gefahr nicht verhehlen von der ſeine Zukunft bedroht war. Er brauchte ja nur an Rieger, an Schubart und an Moſer zu denken, die ohne Verhör, ohne Urtheil jahrelang im ſchauerlichen Kerker ſchmachten mußten. Es lagerten alſo gewiß recht ſchwere, finſtre Wetterwolken um Schiller's Seele, als er von Hohenheim nach Stuttgart zurückwanderte. Allein wie es auch in ſeinem Innern ſtürmen und wogen mochte, er gab ſich keinem dumpfen Brüten hin, denn ſchon beſaß er männliche Feſtigkeit genug, den Aufruhr zu bemeiſtern Unmittelbar nach der Heimkehr ging er in den Garten zum „Ochſen", den er mit ſeinen Freunden gewöhnlich beſuchte; dort ſchob er eine Partie Kegel, und ſchien gelaſſen, ſogar heiter dabei.*)

Dieſe Ruhe ſtieg aus dem vollen Bewußtſein deſſen hervor, was er nun thun wollte und mußte. Die Idee, Stuttgart und Würtemberg um jeden Preis zu verlaſſen, hatte ihn bisher nur als ſchwankendes Phantaſiebild angelockt; jetzt war ſie auf einmal zum unerſchütterlichen Entſchluß gereift. Am 15. Juli ſchrieb Schiller wieder nach Mannheim; er ſchickte Wagner's Kindesmörderin

*) Petersen, handſchriftlich.

und deſſen Makbeth-Ueberſetzung zurück, welche ihm Dalberg zur Beurtheilung mitgegeben.

Wegen der Verzögerung entſchuldigt er ſich mit einer „verdrießlichen Geſchichte", die er in Stuttgart gehabt, und fügt hinzu; „E. E. werden ohne Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeigen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich wegen meiner letzten Hinreiſe zu Ihnen 14 Tage in Arreſt geſperrt wurde. Alles wurde meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deswegen eine perſönliche Unterredung mit Ihm gehabt. — Wenn E. E. glauben, daß ſich meine Ausſichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen laſſen, ſo wäre meine einzige Bitte, ſolche zu beſchleunigen. Warum ich dieſes jetzt doppelt wünſche, hat eine Urſach, die ich keinem Brief anvertrauen kann. Dieſes einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieſer Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen ſeyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben."

Hiernächſt verſprach Schiller, ſein neues Trauerſpiel: Die Verſchwörung des Fieſko, bis Mitte Auguſt fertig zu ſchaffen und es dem Freiherrn dann zur Prüfung vorzulegen. Dalberg hatte ihm auch die Geſchichte des Don Carlos als tragiſchen Stoff empfohlen, und der Dichter meinte, dieſelbe verdiene allerdings den Pinſel eines Dramatikers, darum würde ſie vielleicht eines der nächſten Sujets ſein, die er bearbeiten wolle. — Dies war der letzte Brief, den Dalberg von Schiller aus Stuttgart empfing.

Drohende Aeußerungen des Herzogs, die man an Schiller

hinterbrachte, ſteigerten ſeinen Mißmuth, trieben ihn hinweg aus einer Atmoſphäre, in deren geiſtiger Stickluft er vergehen mußte. Um Entlaſſung durfte er nicht anhalten, denn als Zögling der Akademie hatte er die Verpflichtung, in Würtemberg zu dienen, und der Landesherr würde durch ein ſolches Geſuch vollends in Zähzorn verſetzt worden ſein.*) So blieb für ihn immer wieder das alleinige Rettungswort: Flucht, ungeſäumte Flucht! Ein Gefährte hatte ſich bereits gefunden, da Schiller's Freund, der junge Muſiker Streicher, im Frühjahr 1783 nach Hamburg gehen wollte, um dort bei dem berühmten Bach die Compoſition zu ſtudiren. Seine Verwandten verſprachen ihm Unterſtützung hierzu, und er war nicht abgeneigt, aus Ergebenheit für den Dichter, die Reiſe ſchon jetzt anzutreten.

Das einzige, was ſich noch lähmend an Schiller's Schritte hängte, war die Beſorgniß um das Loos ſeiner Eltern. Zwar hatte der Herzog offen den Grundſatz adoptirt, Kinder und Eltern von einander zu trennen, und niemals den einen Theil Vergehungen des andern büßen zu laſſen. Aber ſowohl Schiller's Vater, als deſſen Mutter, unterzeichneten am 23. September 1774 einen Revers, worin es ausdrücklich hieß: „da, nach den Grundſätzen der herzoglichen Militair-Akademie, erforderlich wird, daß ein dahin eintretender Elev ſich gänzlich den Dienſten des herzoglich würtembergiſchen Hauſes widme, und ohne darüber zu erhaltende gnädigſte Erlaubniß aus demſelben zu treten nicht befugt ſeyn, auch hierüber von beiderſeitigen Eltern ein Revers ausgeſtellt werde, ſo haben wir

*) Caroline von Wolzogen.

uns deſſen um ſo weniger entbrechen wollen, vielmehr verſprechen wir, daß obbenannter dieſer Sohn dieſer Einrichtung ſowohl, als allen übrigen Geſetzen und Anordnungen des Inſtituts, auf das genaueſte nachzuleben befliſſen ſeyn wird *)." — Dem Hauptmann Schiller mußte deshalb die ganze Angelegenheit ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er nöthigenfalls ſein Ehrenwort als Offizier geben konnte, von dem Vorhaben ſeines Sohnes nichts gewußt zu haben.

Einige gutmüthige Leute ſuchten Schiller zu beſtimmen, er möge den Herzog durch ein Lobgedicht verſöhnen, und es fehlte hierzu an einzelnen Motiven nicht. Perſönlich war er dem Fürſten zur Dankbarkeit verpflichtet; die Empfindung des früher genoſſenen Wohlwollens wurzelte auch ſo feſt in ihm, daß ſie durch ſein ganzes Leben nachtönte. Schiller's Vater erhielt die Familie nur mit ſeinem Sold, und der zärtlich liebende Sohn ſchwebte in furchtbarer Beſorgniß, daß er die Angehörigen in Kummer und Elend verſetzen könne, wieviel Anlaß lag hierin, um ſeiner Leier einen falſchen Klang zu entlocken. Aber Schiller's heilige Ueberzeugung: die Dichtkunſt frei von aller Selbſtſucht, dürfe nur dem Guten, Schönen und Wahren dienſtbar ſein, ſiegte ſchon im Jünglingsalter durch eine männlich entſchloſſene That.**)

Um indeß jeden Vorwurf des Leichtſinns von ſich abzuwälzen, wollte er auch das letzte Mittel nicht unverſucht laſſen. Statt alſo einen Panegyrikus zu dichten, der nur aus gemachter freier Stimmung hätte hervor-

*) Das Original, nach einem vorgedruckten Schema, befindet ſich im Archiv der Akademie zu Stuttgart.

**) Caroline von Wolzogen.

geben können, ſetzte Schiller, mit inniger Offenherzigkeit folgendes Schreiben auf:

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Herzog und Herr!

Stuttgart, den 1. Sept. 1782. Friedrich Schiller, Medicus bei dem löblichen General-Feldzeugmeiſter von Augé'ſchen Grenadierregiment, bittet unterthänigſt um die gnädigſte Erlaubniß, ferner litterariſche Schriften bekannt machen zu dörfen.

Eine innere Überzeugung, daß mein Fürſt und unumſchränkter Herr zugleich auch mein Vater ſey, giebt mir gegenwärtig die Stärke, Höchſtdenenſelben einige unterthänigſte Vorſtellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Litterariſches mehr zu ſchreiben, oder mit Ausländern zu kommuniziren, zur Abſicht haben.

Eben dieſe Schriften haben mir bisbero zu der, mir von Eurer Herzogl. Durchlaucht gnädigſt zuerkannten jährlichen Beſoldung noch eine Zulage von fünfhundert und fünfzig Gulden verſchafft, und mich in den Stand geſetzt, durch Korreſpondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anſchaffung der zum Studieren benöthigten Subſidien, ein nicht unbeträchtliches Glück in der gelehrten Welt zu machen. Sollte ich dieſes Hülfsmittel aufgeben müſſen, ſo würd' ich künftig gänzlich außer Stand geſetzt ſeyn, meine Studien planmäßig fortzuſetzen, und mich zu Dem zu bilden, was ich hoffen kann zu werden.

Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Ver-

ſuche von ganz Deutſchland aufgenommen wurden, welches ich Höchſtdenenſelben unterthänig zu beweiſen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, ſtolz ſeyn zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karls-Akademie der Erſte und Einzige geweſen, der die Aufmerkſamkeit der großen Welt angezogen, und ihr wenigſtens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die litterariſche Freiheit zu weit getrieben, ſo bitte ich Ew. Herzogl. Durchl. allerunterthänigſt, mich öffentliche Rechenſchaft davon geben zu laſſen, und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer ſcharfen Zenſur zu unterwerfen.

Noch einmal wage ich es, Höchſtdieſelbe auf das Submiſſeſte anzuflehen, einen gnädigen Blick auf meine unterthänigſte Vorſtellung zu werfen, und mich des einzigen Wegs nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann.

Der ich in aller devoteſter Submiſſion erſterbe

Ewr. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigſttreugehorſamſter

Frid. Schiller.

Regimentsmedicus.*)

Herzog Karl hat dieſe Bittſchrift niemals geleſen. Bevor ſie überreicht werden durfte, mußte Schiller dazu durch ſeinen General eine ſpecielle Erlaubniß nachſuchen, und der Fürſt verweigerte nicht nur die Annahme, ſondern ließ dem Dichter ſogar „bei Strafe des Arreſt's“ verbieten,

*) Boas, Nachtrag II. 445.

irgend ein Schreiben an ihn zu richten. Nun gab es für Schiller keine Wahl mehr: er mußte Eltern, Freunde und Vaterland verlaſſen. Da er den Gedanken nicht loswerden konnte, gehäſſige Menſchen hätten ſich zwiſchen ihn und den Fürſten gedrängt, hätten ihm deſſen Herz entfremdet, ſo hielt er es in dieſem kindlich vertrauensvollen Glauben für das beſte, heimlich nach Mannheim zu reiſen, und von dort ſein beſcheidenes Anliegen zu wiederholen. Wie oft hatte ihn der Herzog auf der Akademie durch Wohlwollen ausgezeichnet, wie viel lieber hatte er ihm ſeine kleinen Vergehungen gebeichtet, als den vorgeſetzten Offizieren. Darum war er überzeugt, daß Karl Eugen ihn auch jetzt noch theilnehmend anhören werde, wenn er ſein Ohr nur erreichen könne. Wurden ihm aber die gerechten Bitten dennoch abgeſchlagen, ſo fühlte er Kraft genug in ſich, ſeinem Leben eine eigene, ſelbſtſtändige Bahn zu brechen.*)

Außer Streicher erfuhr auch Schiller's älteſte Schweſter den entworfenen Plan, obwohl er beſorgte, ſie würde ihn von ſeinem Vorhaben abmahnen. Aber Chriſtophine war ein ſtarkes Mädchen, und ſie erklärte: da der Herzog das oftemeuerte Verſprechen, ihm eine gute Verſorgung zu geben, ſo wenig erfüllt habe, ſei jeder Schritt entſchuldigt, den der Bruder unternehmen wolle, um ſich vor fernern Mißhandlungen zu ſchützen. Nachdem alles erwogen war und Schiller's Entſchluß unwiderruflich feſtſtand, widmete er ſich, mit äußerſter Anſpannung ſeiner ganzen Kraft, der Vollendung des Fieske. Das Stück ſollte

*) Dies und alles Fernere bis zu Schiller's Flucht, mit wenigen Ausnahmen, nach Andreas Streicher.

fertig mitgenommen werden, doch hatte er, außer dem Entwurf, kaum die Hälfte desſelben niedergeſchrieben. Mit wunderbarer Energie preßte er alle finſtre Sorgen zurück, athmete ſchon die freieren Lüfte der Zukunft, und gewann ſeine frühere Heiterkeit wieder. So lebte er denn, mitten in der troſtloſen Gegenwart, wie auf einer poetiſchen Geiſtesinſel. Welche Freude machte es ihm, wenn er die Scenen, die er in ſtiller Nacht gedichtet, an Streicher vorleſen und dem Freunde die Fortentwicklung des Trauerſpiels ſchildern konnte. Wie glänzend erhellten ſich ſeine, durch Schlafentziehung gerötheten Augen, wenn er darlegte, wie weit er ſchon vorgerückt ſei, und wie er hoffen dürfe, das Ganze bedeutend früher zu vollenden, als er anfangs irgend geglaubt. Schiller hielt viel auf dieſe neue Schöpfung, und äußerte damals: „Meine Räuber mögen untergehn — mein Fiesko ſoll bleiben!“ *)

Dies innere Schaffen und Weben zog den Dichter von jenen lärmenden Vorbereitungen ab, die ſo eben in Stuttgart, auf der Solitüde und andern Luſtſchlöſſern getroffen wurden. Sie galten dem feſtlichen Empfange des Großfürſten Paul von Rußland, welchen man, nebſt ſeiner Gemahlin, einer Nichte des Herzogs Karl erwartete. In der erſten Septemberhälfte langten die Gäſte an; eine Menge benachbarter Fürſten und andrer Fremden war ihnen ſchon vorangeeilt. Karl Eugen konnte ſeine Prachtliebe hier einmal im vollen Brillantfeuer zeigen, und ganz beſonders ungeheuer waren die Anſtalten zu einer Jagd. Aus allen Waldrevieren des Landes hatte man bei der Solitüde ſechstauſend Hirſche zuſammenge-

*) Der Freimüthige 1805, Nr. 221.

trieben; zahlloſe Bauern mußten Tag und Nacht die Forſt umzingelt halten, das Durchbrechen des Wildes zu verhindern. Um den Jagdreiz zu erhöhen, ſollten die edlen Thiere gezwungen werden, ſich von ſteilen Hügeln in einen See hinabzuſtürzen, wo man ſie, aus dem eigens dazu erbauten Pavillon, mit Bequemlichkeit erlegen konnte.

Wer ſelbſt auf dem Punkte ſteht, aus der Heimath gejagt und verfolgt zu werden, der hat wenig Sinn für Waidmanns-Vergnügen. Darum hörte Schiller nicht viel von dem lauten Treiben, ſondern war nur froh, ſeinen Fiesko ſoweit gebracht zu haben, daß er dem Stücke, in ruhiger Stimmung, leicht die letzte Feile, und den tragiſchen Abſchluß geben konnte.

Unter den angekommenen Fremden befand ſich auch Dalberg und die Gattin des Regiſſeurs Meyer aus Mannheim, eine geborene Stuttgarterin. Schiller machte dem Freiherrn ſeinen Beſuch, doch ſagte er ihm kein Wort von dem Plan zur Befreiung, um allen Abmahnungen auszuweichen. Er war ſo voll gläubiger Zuverſicht, daß er keinen Augenblick zweifelte, Dalberg würde, wenn der Entſchluß erſt vollführt wäre, ihm thätig und hülfreich zur Seite ſtehen. Hatte derſelbe doch die Verſicherungen ſeiner aufrichtigen Theilnahme und größten Dienſtbereitwilligkeit ſtets erneuert, und Schiller hegte deshalb die unerſchütterliche Hoffnung, ein Platz als Theaterdichter in Mannheim könne ihm gar nicht entgehen.

Madame Meyer, eine offene, wahrheitsliebende Frau, hätte leicht den Schleier ſolcher Zuſagen lüften, ſie hätte dem Dichter zeigen können, daß hinter dem anſcheinenden Wohlwollen und ſanfter Schmeichelrede nur leerer Dunſt verborgen ſei. Aber Schiller blieb gegen ſie eben ſo

ſchweigſam, wie gegen Dalberg, obwohl er ſie häufig ſah. Unterdeß verfloß die Zeit; es waren nur noch wenige Tage übrig, welche man ſo geräuſchvoll erwarten durfte, um unbemerkt fortkommen zu können. Schiller ging mit Madam Meyer, und Andreas Streicher nach der Solitüde hinaus; die Seinigen noch einmal zu grüßen und von der geliebten Mutter, die nun ganz in das Geheimniß eingeweiht war, Abſchied zu nehmen. Während man zu Fuß den angenehmen Weg machte, bemühte ſich Schiller, über das Mannheimer Bühnenweſen und über ſeine Ausſichten größere Klarheit zu erlangen. Aus Furcht, durchſchaut zu werden, vermied er indeß jede dringende Frage; das Geſpräch glitt nur oberflächlich über die Gegenſtände hin, alles blieb in der früheren Dämmerung, und der Dichter mußte ſich auf das Glück oder auf den Zufall verlaſſen.

Beim Eintritt in die elterliche Wohnung war nur Schiller's Mutter und ſeine Schweſter Chriſtophine anweſend. Wie freundlich die Hausfrau den Gäſten auch entgegenkam, ſie konnte ſich doch nicht ſo ſehr beherrſchen, daß dem braven Streicher die Unruhe verhüllt geblieben wäre, mit der ſie ihn anblickte und mehrmals zu ſprechen verſuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Bald darauf erſchien der Hauptmann Schiller, und während er die Uebrigen durch Aufzählung der Feſtlichkeiten unterhielt, wurde es der Mutter möglich, ſich unbemerkt mit ihrem Sohne zu entfernen. Die Ausdrucksweiſe des alten Schiller war klar, durchdringend und verſtändig, man hörte ihn gern, wenn man auch jeden Anflug des glühenden Schwunges bei ihm vermißte, wodurch der Sohn die Geſpräche zu beleben und zu erheben wußte.

Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber ohne seine Mutter. Wie hätte sie auch so schnell wieder mit fremden Leuten verkehren können? Sie mußte ja zwischen dem traurigen Dopelweg wählen: ihren geliebten, ihren einzigen Sohn einer schrecklichen Einkerkerung preisgegeben zu sehn, oder sich von ihm zu trennen. Nie hatte er ihr den mindesten Kummer gemacht, nur lauter Freude hatte sie an ihm erlebt. Kaum zum Jüngling herangewachsen, war ihm schon die Bewunderung Deutschlands zu Theil geworden, und nun sollte sie ihn — eben seiner trefflichen Gaben wegen — vielleicht auf immer verlieren. Wie schmerzhaft das Lebewohl gewesen, las man in den Gesichtszügen des Sohnes, in seinen feuchten, gerötheten Augen. Er suchte diese einer Entzündlichkeit zuzuschreiben, welche ihn oft befiel, und gewann erst auf dem Heimwege, durch die zerstreuende Unterhaltung seiner Gefährten, wieder einige Munterkeit.

Auf der Solitude hatte man erfahren, daß daselbst die große Hirschjagd, nebst Schauspiel und Feuerwerk; am 17. September stattfinden solle. Zu Haus angelangt, besprachen Schiller und Streicher alles, was ihre Reise betraf, um so eifriger, als die letzten Tage des festlichen Tumults durchaus benutzt werden mußten. Nun erkundigte man sich auch, an welchem Tage das Regiment Augé vom Wachtdienst frei bliebe, denn Schiller wollte die Stadtthore lieber mit Soldaten besetzt finden, denen er nicht so genau bekannt war, wie seinen alten Grenadieren. Als man auch hierüber Sicherheit erlangt, wurde die Abreise auf den 17. September, Abends neun Uhr festgestellt.*)

*) Nach Streicher, der jedenfalls glaubwürdiger ist, als Petersen, welcher die Nacht vom 22. zum 23. September angiebt.

Wie es scheint, hatte zu dieser Zeit das Wahlen'sche Infanterie-Regiment die Posten inne. Bei demselben stand sein treuergebener Freund Scharffenstein als Offizier, und Schiller hielt es für rathsam, demselben das Geheimniß mitzutheilen. Die letzte Nacht verlebte er bei ihm auf der Wacht, wo er sein Herz in die theilnehmende Seele des Jugendgenossen ausschüttete. Da wurden die wehmuthig schönen Stunden ganz dem Gefühl geweiht; Schiller vermachte an Scharffenstein einen Theil seiner Bücher, und gab ihm Shakespeare's Werke zur Aufbewahrung. Noch ein andres Vermächtniß hinterließ er ihm. Es war für Schiller, in der tiefen Ergriffenheit des Augenblicks, tröstend und beruhigend, ihm einen Freund überliefern zu können, den trefflichen Lemyr nämlich, den Scharffenstein noch nicht kannte. Indem der letztere davon erzählt, ruft er aus: „Das hat seine Zinsen getragen; ohne dieses Capital wäre ich sehr arm geblieben.“*) Fast scheint es als klinge hier der Vorwurf durch, der Dichter selbst sei ihm nachher entfremdet worden; allein es ist doch gar zu hart, wenn Scharffenstein sagt: „Schiller hat im Grunde nur eine kurze Zeit des Lebens seinem Herzen, die übrige mehr seinen Lorbeeren gelebt.“**)

Am nächsten Vormittag sollten alle Gegenstände die Schiller mitzunehmen beabsichtigte, aus dessen Wohnung fortgeschafft werden. Der Abrede gemäß, stellte sich Streicher pünktlich um zehn Uhr dort ein, doch wie erstaunt war er, auch nicht das mindeste hergerichtet zu finden. Schiller hatte um acht Uhr früh noch einen letzten Besuch im

*) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

**) A. a. O. Nr. 57.

Militairlazareth gemacht, und als er nach Hause kam, fielen ihm, beim Zusammenräumen, Klopstock's Oden in die Hände. Eine derselben, die ihn immer besonders anzog, regte ihn so sehr auf, daß er jetzt, im entscheidenden Moment, ein Gegenstück dazu dichtete. Alles Drängens ungeachtet, mußte Streicher erst die Ode, dann das Gegenstück anhören, welchem er aus vollster Ueberzeugung den Vorzug gab. Geraume Zeit verging, ehe der Dichter auf die wirkliche Welt, auf die Gegenwart und die entfliehende Minute zurückgelenkt werden konnte. Glücklicherweise hatte Streicher schon früher die Civilkleidung, welche Schiller sich angeschafft, sammt der Wäsche und andern Dingen, allmälig von ihm abgeholt, so daß nicht viel zu thun blieb. Am Nachmittag war alles in Ordnung, und Abends neun Uhr langte Schiller bei Streicher an, ein Paar alte Pistolen unter seinem Rocke tragend. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde im Koffer verpackt, die andere, mit zerbrochenem Schloß, in den Wagen gesteckt; übrigens waren sie nur mit frommen Wünschen geladen.

Die Reisekasse der beiden Jünglinge zeigte nichts weniger, als einen bedeutenden Bestand. Nach Anschaffung der nothwendigsten Kleider und Effekten, blieben für Schiller noch drei und zwanzig, für Streicher noch acht und zwanzig Gulden übrig, welche Summe indeß von Hoffnung und Jugendmuth auf das zehnfache gesteigert wurde. Hätte unser Dichter nicht um jeden Preis schon jetzt Stuttgart verlassen wollen, so würde sein Freund die ganze Baarschaft zur Reise nach Hamburg besessen haben. Bis Mannheim und für einen kurzen Aufenthalt

daſelbſt, mußte das kleine Vermögen nun ſchon ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, ſollte an Streicher nachgeſchickt werden.

Als der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt war, nahm Streicher Abſchied von ſeiner guten, frommen Mutter. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen ſich nur dadurch beſchwichtigen, daß Schiller dem Freunde unveränderliche Treue gelobte, zugleich aber die ſichere Hoffnung ausſprach, er ſelbſt werde in etwa vierzehn Tagen zurück ſein, um von der glücklich vollbrachten Reiſe Bericht zu geben. Von Thränen und Segenswünſchen geleitet, ſtiegen die Reiſenden um zehn Uhr in den Wagen und fuhren ab. Sie nahmen ihren Weg durch's Eßlinger Thor, weil es das dunkelſte war, und weil dort Scharffenſtein die Wache hatte,*) damit, wenn man ihnen etwa Schwierigkeiten in den Weg legen ſollte, dieſelben durch den kommandirenden Offizier raſch gehoben werden konnten. Ein eigentlich ſtrenges Paßweſen war damals noch nicht im Gebrauch. Obwohl es den Jünglingen keineswegs an Faſſung fehlte, ſo machte dennoch das Anrufen der Schildwache: „Halt! Werda? Unteroffizier heraus!“ einen unheimlichen Eindruck auf ſie. Nach den üblichen Fragen: „Wer ſind die Herren? Wo wollen ſie hin?“ erwiederte Streicher: „Doktor Ritter und Doktor Wolf, beide nach Eßlingen reiſend.“

*) Streicher ſagt nur, daß der Lieutenant einer von Schiller's bewährteſten Freunden war, und fügt hinzu: „möchte ihm doch vergönnt ſein, dieſe Zeilen noch zu leſen.“ Vergleicht man das mit dem nächtigen Beſuch des Dichters auf der Wachtſtube, ſo wird man überzeugt, hier konnte niemand als Scharffenſtein gemeint ſein.

Dies wurde aufgeschrieben, und man öffnete ihnen das Thor. Die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken zur Wachtstube des Offiziers, in der sie zwar kein Licht, aber die Fenster weit geöffnet sahen.

Jenseits des Thores glaubten sie einer großen Gefahr entronnen, und als ob dieselbe wiederkehren könnte, wagten beide, so lange sie die Stadt umfuhren, kaum einige Worte zu wechseln. Da aber nun die erste Anhöhe hinter ihnen lag, athmeten sie frei; ihr Gespräch wurde lebhafter, und richtete sich namentlich auf die bevorstehenden Ergebnisse der nächsten Zukunft. Gegen Mitternacht sahen sie, zur Linken von Ludwigsburg, den ganzen Himmel gerötbet und als ihr Wagen in die Richtung der Solitude kam, zeigte sich, aus einer Ferne von anderthalb Stunden, das Schloß mit seinen Nebengebäuden im vollsten Lichtglanz der Illumination, die dort stattfand. Die reine, heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller dem Gefährten die Wohnung der Eltern bezeichnen konnte, doch plötzlich, vom Schmerz übermannt, brach er in die Worte aus: „O, meine Mutter!“